

Theodor Fontane und das Publikum

by

Adrienn Lazar

Dissertation

Submitted to the Faculty of the
Graduate School of Vanderbilt University
in partial fulfillment of the requirements
for the degree of

DOCTOR OF PHILOSOPHY

in

German

May, 2016

Nashville, Tennessee

Approved:

Professor John A. McCarthy

Professor Meike G. Werner

Professor Christoph M. Zeller

Professor Helmuth W. Smith

Copyright © 2016 by Adrienn Lazar
All Rights Reserved

Für Miklós

DANKSAGUNG

Diese Arbeit entstand nach einer langen Pause über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren, weit weg vom studentischen und akademischen Leben in Nashville TN. Dass sie trotzdem zustande gekommen ist, habe ich vielen Personen zu danken, die meine Arbeit mit fachlichem Rat und persönlicher Unterstützung begleitet haben.

Mein besonderer Dank gilt zunächst Professor John A. McCarthy, meinem Doktorvater, der das Thema angeregt und die Arbeit von Anfang an kritisch betreut hat. Ohne ihn, seine Geduld und die ständige Bereitschaft, meine Fragen trotz der räumlichen Ferne prompt und kompetent zu beantworten und mich in Stunden des Zweifels durch seine väterliche Ermutigung weiterzuhelfen, gäbe es diesen Text nicht. Herzlichst danke ich ihm außerdem für die mehrfache Durchsicht und mühevollen Korrektur dieser Abhandlung sowie seine kritischen Betrachtungen und Verbesserungsvorschläge.

Diese Arbeit wurde ermöglicht durch ein Forschungsjahr in Berlin, unterstützt durch das Gisela Mosig Stipendium des German Departments an Vanderbilt University. Ich danke Professorin Meike Werner, dem inzwischen verstorbenen Professor Dieter Sevin und Professor Christoph Zeller für ihre persönliche Unterstützung und die institutionelle Förderung.

Des Weiteren möchte ich allen meinen ehemaligen KommilitonInnen für die stets freundschaftliche Atmosphäre in der Abteilung danken. Insbesondere möchte ich Robert Jenkins für seine Freundschaft und die wertvollen wissenschaftlichen Diskussionen, und Carola Daffner und Mark Looney für das wundervolle Forschungsjahr in Berlin bedanken.

Maria Hinze danke ich für ihre selbstlose Hilfe bei der Korrektur der Rechtschreib- und Grammatikfehler.

Mein ganz besonderer Dank gilt nicht zuletzt meiner Familie und meinen Freunden hier in Ungarn, die mich zur Wiederaufnahme der Arbeit an meiner Dissertation bewegt und mir stets helfend zur Seite gestanden haben. Ohne die Unterstützung meines Vaters und in erster Linie meines Mannes hätte diese Arbeit nicht entstehen können. Ihnen beiden gilt mein größter Dank für ihre Hilfe mit meinen beiden Kindern, sowie für ihre Geduld, Liebe und Motivation. Zum Schluss bin ich meinen Kindern, Olga und Bálint für die Liebe und Freude verbunden, womit sie mich immer umgeben und in schweren Stunden erheitern.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
WIDMUNG	iii
DANKSAGUNG	iv
Kapitel	
I. Einleitung.....	1
1.1 Problemaufriss: Öffentlichkeiten	12
1.2 Stand der Fontaneforschung.....	11
1.3 Aufbau und Methode.....	19
II. Öffentlichkeit und Publikum. Ein begriffsgeschichtlicher Überblick.....	23
2.1 Öffentlichkeit – eine Begriffsgeschichte.....	23
2.2 Öffentlichkeit nach 1848.....	37
2.3 Konzepte der Öffentlichkeit.....	40
2.4 Moderne Theorien über die Öffentlichkeit in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.....	44
III. Literaturverbreitung	46
3.1 Die Industrialisierung und ihre gesellschaftlichen Folgen.....	46
3.2 Literaturproduktion	50
3.3 Literaturdistribution.....	56
3.4 Arbeiterbewegung	62
IV. Der historische Leser in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts	66
4.1 Das Lesepublikum des 19. Jahrhunderts – die „Demokratisierung“ des Lesens?.....	66
4.2 Kategorisierung des Lesepublikums	68
4.3 Unterschichten: Land- und Industriearbeiter.....	70
4.4 Untere Mittelschichten: Kleinbürger.....	77
4.5 Mittlere und obere Mittelschichten: Bildungsbürgertum	81
4.6 Oberschichten: Besitzbürgertum und Adel	87
4.6.1 Besitzbürgertum.....	87
4.6.2 Frauenpublikum.....	91
4.6.3 Jüdisches Publikum	96
4.6.4 Adel	101

V. Fontanes Leser	107
5.1 Leseforschung im 19. Jahrhundert – methodische Schwierigkeiten und Quellenprobleme.....	107
5.2 Der frühe Fontane (1838-1848/49).....	110
5.3 Der mittlere Fontane – „angestellter Scriblifax“ (1850-1870).....	120
5.4 Der späte Fontane (1870-1898).....	131
5.5 Fontanes Beziehung zum weiblichen Publikum	145
5.6 Fontane und die unteren Schichten	148
5.7 Selbstspiegelung der schriftstellerischen Stellung Fontanes.....	150
VI. Leser und Leserbeziehungen in Fontanes Werken	157
6.1 Rezeptionstheorie	157
6.2 Fontane und seine Leser in den theoretischen Werken	160
6.3 Fontanes intendierte Leser.....	164
6.4 Leserbeziehungen in Effi Briest.....	169
6.5 Publikumsfremde Darstellungsweisen in Die Poggenpuhls.....	197
VII. Zusammenfassung	214
Bibliographie.....	222

KAPITEL 1

EINLEITUNG

„Der ächte Dichter des Volks ist zugleich *ein Lehrer des Volks*; er steigt nicht herab, er zieht zu sich hinauf. Und seine Kunst ist die, dass er das alles nicht zeigt, dass er lehrt *ohne die Miene des Lehrers*, daß er zu spielen und leicht zu unterhalten scheint, wo er bildet und die Samenkörner guter Gedanken und guter Taten streut.“¹

Theodor Fontane schrieb diese Zeilen über die Aufgabe des Dichters in seiner Kritik über die Aufführung von Shakespeares „Antonius und Kleopatra“ von April 1856 in einem Volkstheater in London. Er hat seine literarischen Anfänge schon hinter sich. Seine ersten Bücher *Männer und Helden. Acht Preußenlieder* (1850) und sein Romanzyklus *Von dem schönen Rosamunde* (1850) sind schon erschienen. Seine radikale Phase und die erste Enttäuschung über das Versagen, sich als freier Schriftsteller zu etablieren, liegen auch schon zurück. Um aus seinen Geldschwierigkeiten herauszukommen und endlich heiraten zu können, ‚verkauft‘ er sich an die Reaktion, indem er als Journalist zunächst für die preußische Regierung, dann ab 1860 für die konservative *Neue Preußische (Kreuz-Zeitung)* arbeitet.² Im Jahre 1870 beginnt er seine Tätigkeit als Theaterkritiker für die liberale *Vossische Zeitung*. Erst im Jahre 1876 wagt er es, auf eine Beschäftigung im Dienste des preußischen Staates endgültig zu verzichten und kündigt seine Stelle als Erster Sekretär der Akademie der Künste in Berlin, um erneut den Versuch zu machen, als freier Schriftsteller sein Brot zu verdienen.

¹ Theodor Fontane, „Tagebuch vom 9. April 1856, London,“ *Theodor Fontane Tagebücher 1852, 1855-1858* eds. Charlotte Jolles et al., (Berlin: Aufbau, 1995) 104-105.

² Theodor Fontane, „Brief an Bernhard von Lepel vom 30. Oktober 1851,“ *Werke, Schriften, Briefe*, eds. Walter Keitel and Helmuth Nürnberger, vol. IV/1 (München: Hanser, 1982) 194.

Der Einfluss des Londoner Theaterlebens und insbesondere Shakespeares auf den jungen Fontane als Dichter und Erzähler war entscheidend. Zu fragen ist: Bewahrt der alte Fontane die oben zitierten ethischen Anforderungen an den Dichter auch als Romancier? Oder ändert er seine Ansichten über die Rolle des Dichters infolge einer Desillusionierung durch den literarischen Markt und ein anspruchsloses Publikum mit seinen Erfahrungen als Autor der *Wanderungen*, seiner Kriegsbücher und als (Theater-)Kritiker? Sein Missmut über die Kommerzialisierung des literarischen Lebens und die miserable gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller wird mit der Zeit immer lauter. Warum hat er dennoch weiter geschrieben? Hat sich sein Publikumsbild geändert? Blieb sein Verantwortungsgefühl als Schriftsteller konstant? Aus welchen Kreisen setzte sich sein eigentliches Publikum zusammen? Diesen Fragen geht die vorliegende Studie mit Hilfe der Öffentlichkeitstheorie nach.

1.1 Problemaufriss: Öffentlichkeiten

Formen und Strukturen der Öffentlichkeit, die öffentliche Rolle von Intellektuellen und die soziale Funktion von Literatur an sich finden infolge Jürgen Habermas' umstrittener dennoch bis heute wirksamer Studie *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (1962) Beachtung.³ Sein Ansatz lässt sich auf sozialhistorische Anregungen der 60er Jahren des 20. Jahrhunderts zurückleiten. Frühere Impulse in diese Richtung gingen von der Frankfurter Schule aus, insbesondere Adorno und Horkheimers Kritik an der amerikanischen Konsumpolitik. Die Übersetzung von Habermas' grundlegendem Werk trug 1989 zu einer erneut regen Debatte bei. Hinzu kam ferner die radikale Verwandlung der modernen Gesellschaft in eine dominant digitale Gesellschaft, die wiederum das Interesse am Öffentlichkeitsthema anregte. Die Zahl der Publikationen zum Thema

³ Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft* (Berlin: Luchterhand, 1971).

Öffentlichkeit und Öffentlichkeitsstruktur nahm merklich zu. Aus der Fülle von Veröffentlichungen zu diesem Thema werden hier einige wenige hervorgehoben, die sich entweder mit der literarischen Öffentlichkeit oder mit der Öffentlichkeitsgeschichte auseinandersetzen und deswegen für meine Arbeit von großer Bedeutung sind.

Der Fokus von Susan Gallagher und Mark D. Walhouts Sammelband *Literature and the Renewal of the Public Sphere* (2000) ist die Rolle von Religion und Literatur in unterschiedlichen Öffentlichkeiten.⁴ Die Pluralform von Öffentlichkeit wird hier als Kontrast zur Öffentlichkeit einer dominierenden Gesellschaft verwendet. Darunter verstehen sie die öffentlichen Sphären von Gegen- oder Teilöffentlichkeiten (*counter-public spheres* oder *subaltern counterpublics*) der untergeordneten Gruppen wie Frauen und Arbeiter, aber auch eine neue, pluralistische, nicht-exkludierende Öffentlichkeit in Südafrika.⁵ Eine Gruppe von Essays in diesem Band zeigt aufgrund von Werken der Weltliteratur, wie Literatur soziale Probleme und Dimensionen der Öffentlichkeit thematisiert. Eine zweite Gruppe von Essays beschäftigt sich mit den Biographien von Autoren, die in der Öffentlichkeit tätig sind oder tätig sein möchten. Eine dritte Gruppe bietet eine allgemeine historisch-theoretische Untersuchung zur Literatur in unterschiedlichen Formen der erkannten Öffentlichkeiten. Alle diese Beiträge weisen eine Gemeinsamkeit auf: sie zeigen wie Religion, vor allem das Christentum und deren religiöse Werte in der Literatur als Alternative zur Erneuerung der Öffentlichkeitsphäre dargestellt werden.

⁴ Susan Gallagher V., and Mark D. Walhout eds., *Literature and the Renewal of the Public Sphere* (New York: St. Martin's Press, 2000).

⁵ Der Ausdruck „subalterne Gegenöffentlichkeit“ stammt von Nancy Fraser, die darunter untergeordnete soziale Gruppen (Frauen, Arbeiter, Afroamerikaner usw.) versteht. Laut Fraser führen diese Gruppen parallel zur dominanten Kultur zur Konstruktion ihrer Identität einen spezifischen Diskurs mit ihren eigenen Ausdrucksmitteln und Medien (Festivals, Radiosendungen). Nancy Fraser, „Rethinking the Public Sphere: A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy,“ *Habermas and the Public Sphere. Studies in Contemporary German Social Thought*, ed. Craig J. Calhoun (Cambridge: MIT Press, 1992) 109-142.

Changing Perceptions of the Public Sphere (2012) herausgegeben von Christian J. Emden und David Midgely ist eine Sammlung von Studien, die sich direkt oder indirekt mit Habermas' Konzept von Öffentlichkeit und seinem Modell der bürgerlichen Öffentlichkeit befasst.⁶ Dabei wird versucht, Öffentlichkeit und öffentliche Meinung neu zu definieren, was die Autoren mit den historischen und sozialen Veränderungen in den vergangenen fünfzig Jahren seit Erscheinung von Habermas' epochenmachender Studie erklären. Auch diese Beiträge betonen die Heterogenität der Öffentlichkeit und plädieren für eine Verwendung des Begriffs im Plural. Für diese Arbeit ist der letzte Teil des Bandes zum Thema „Cultural Politics and Literary Publics“ von besonderem Interesse, da dort die Rolle von Literatur bei der Formung öffentlichen Bewusstseins und zwischenmenschlichen Verhaltens in den vergangenen zwei Jahrhunderten untersucht wird.

In der deutschsprachigen Forschung sollen einige Veröffentlichungen, die sich mit der allgemeinen Öffentlichkeitsgeschichte Deutschlands befassen, kurz erörtert werden. Die wichtigsten Quellen für die Öffentlichkeitsgeschichte sind zwei Abhandlungen von Lucian Hölscher: sein Artikel „Öffentlichkeit“ in *Geschichtliche Grundbegriffe* (1978) und seine Studie *Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit* (1979).⁷ Sie bieten einen begriffsgeschichtlichen Überblick zum Thema Öffentlichkeit bis zum ausgehenden neunzehnten Jahrhundert. Im Gegensatz zu den modernen Theorien sind sie für meine Arbeit von höchster Relevanz, weil sie einerseits die enge semantische Beziehung zwischen Öffentlichkeit und Publikum signalisieren und somit die Wahl von Öffentlichkeit als theoretischen Rahmen für die Darstellung von Fontanes Publikum

⁶ Christian J. Emden and David Midgely eds., *Changing Perceptions of the Public Sphere* (New York: Berghahn, 2012).

⁷ Lucian Hölscher, „Öffentlichkeit,“ *Geschichtliche Grundbegriffe*, eds. Otto Brunner et al., vol. 4 (Stuttgart: Klett, 1994) and Lucian Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit* (Stuttgart: Klett 1979).

unterstützen. Sie erörtern andererseits den Öffentlichkeitsbegriff in ihrer Entwicklung und diskutieren die politischen, sozialen und ökonomischen Aspekte, die den ständigen Bedeutungswandel dieses Begriffs begleiten. Sie behandeln außerdem auch die wichtigsten Öffentlichkeitstheorien im 19. Jahrhundert. Erst nach Kenntnisnahme zeitgenössischer Aussagen und Konzepte darf man Öffentlichkeitstheorien und Modelle des zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhunderts auf die Situation früherer Jahrhunderte anwenden. Auch dann freilich mit Vorsicht, um Fehlinterpretationen zu vermeiden.

Der Artikel von Peter Uwe Hohendahl, Karen J. Kenkel, Russel A. Berman und Arthur Sturm in *Ästhetische Grundbegriffe: historisches Wörterbuch in sieben Bänden* (2002) bietet ebenfalls einen Überblick zur Wort- und Begriffsgeschichte von Öffentlichkeit und Publikum.⁸ Dieser Aufsatz ist eine wichtige Ergänzung zu Hölschers Arbeiten, denn er führt die Geschichte von Öffentlichkeit auch dort weiter, wo Hölscher aufgehört hat: im zwanzigsten Jahrhundert. Die Autoren erörtern die wichtigsten Öffentlichkeitstheorien des Modernismus, der Moderne und Postmoderne einschließlich der Auffassungen von Öffentlichkeit in der Pluralform. Außerdem behandeln sie in der begriffsgeschichtlichen Darstellung von Öffentlichkeit nicht nur die historischen, politischen und sozialen Veränderungen in den verschiedenen Epochen, sondern auch die ästhetischen und philosophischen Theorien. Ebenfalls wird die Geschichte der Literaturkritik geschildert, der mit der Erscheinung eines manipulierbaren Massenpublikums für die literarische Öffentlichkeit eine besondere Wichtigkeit beigelegt wird.

In seinem Studienbuch *Öffentlichkeit. Entstehung und Wandel in Deutschland* (2004) erörtert Jürgen Schiewe die Begriffsgeschichte von Öffentlichkeit vom 16. Jahrhundert bis zur

⁸ Russel A. Berman, Peter U. Hohendahl, Karen J. Kenkel and Arthur Sturm, „Öffentlichkeit/ Publikum,“ *Ästhetische Grundbegriffe*, ed. Karlheinz Barck et al., vol. 4 (Stuttgart, Weimar: Metzler, 2002).

Erscheinung der digitalen Medien aus der Perspektive der Kommunikationstheorie.⁹ Er zeigt den Begriffswandel zum einen unter Berücksichtigung des Modus der Kommunikation (Sprache), zum anderen der Medien selbst und drittens unter Berücksichtigung der Kommunikationsraums (das heißt politischer und gesellschaftlicher Zustände). Sein Abschnitt über die Öffentlichkeitswirkung der sich wandelnden Kommunikationsmedien ist zentral für meine Überlegungen über Massenpresse, Massenpublikum und medienspezifische Öffentlichkeiten.

Zum Schluss sei noch der Artikel *Öffentlichkeit-Medien-Geschichte. Konzepte der modernen Öffentlichkeit und Zugänge zu ihrer Forschung* (2001) herausgegeben von Karl Christian Führer, Knut Hickethier und Axel Schildt erwähnt.¹⁰ Die Autoren setzten sich in diesem Beitrag mit modernen Öffentlichkeitstheorien, Publikums-kategorien und den massenmedial konstituierten (Teil)Öffentlichkeiten Kino, Radio und Fernsehen auseinander. Indem sie sowohl in die Begriffsgeschichte der Öffentlichkeit als auch in deren Strukturen Einblicke bieten, spielen sie eine zentrale Rolle in meiner Arbeit.

Den Zeitraum, in dem Fontane als Journalist und Romancier tätig war (1839-1898), bezeichnet Jürgen Habermas als Zerfall der liberal-bürgerlichen Öffentlichkeit.¹¹ In *Strukturwandel der Öffentlichkeit* beschreibt er diese Veränderung als den Übergang vom frühbürgerlichen kritisch-rationalen Diskurs der öffentlichen Sphäre(n) zur spätkapitalistischen Massenkultur am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Nach Habermas war diese Veränderung die Folge der Transition vom liberalen Konkurrenzkapitalismus zum organisierten Monopolkapitalismus im Jahre 1873. Es ist das Jahr einer großen Wirtschaftskrise, markiert das Ende des freien Handels, und den Beginn von staatlichem Wirtschaftsprotektionismus im

⁹ Jürgen Schiewe, *Öffentlichkeit: Entstehung und Wandel in Deutschland* (Paderborn: Schöningh, 2004).

¹⁰ Karl Christian Führer et al. eds., „Öffentlichkeit – Medien – Geschichte. Konzepte der modernen Öffentlichkeit und Zugänge zu ihrer Erforschung,“ *Archiv für Sozialgeschichte* 41 (2001): 1-38.

¹¹ Habermas 172-217.

Deutschen Reich. Von diesen Änderungen war die Literaturproduktion auch betroffen. Die literarischen Salons, Cafés, und Lesegesellschaften, die die Basis der literarischen Öffentlichkeit und des kritischen Rasonnements bisher bildeten, verloren an Bedeutung. Die kritischen Literaturzeitschriften wurden zunehmend von Familienzeitschriften verdrängt. Kultur wird zur Ware, die keinen kritischen Diskurs mehr bietet. Es entsteht eine Massenkultur für Verbrauchergruppen mit Entspannungs- und Unterhaltungsbedürfnissen und mit einem relativ niedrigen Bildungsstand.

Wegen seiner angeblichen Idealisierung der aufklärerisch-liberalen Öffentlichkeitspartei sowie Vernachlässigung von nicht-bürgerlichen Gruppen und Frauen hat Habermas zuweilen scharfe Kritik geerntet.¹² Seine Kritiker stimmen dennoch in einem wesentlichen Punkt mit ihm überein: ein Strukturwandel der Öffentlichkeit habe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattgefunden, sodass eine „klassische“ bürgerliche Öffentlichkeit in der Form, wie es sie in der Aufklärung gab, in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr möglich war. Die Industrialisierung, die gescheiterten Revolutionen von 1848/49 und die darauf folgende konservative aber wirtschaftsfördernde Politik in Preußen und später im ganzen Deutschen Reich, bewirkten Veränderungen im sozialen und kulturellen Bereich. Dazu zählt man die rapide Verstädterung, die Entwicklung des Eisenbahnverkehrs, die Expansion des Postwesens, technische Entwicklungen im Bereich der Printmedien, das Aufkommen von Familienblättern und später von Generalanzeigern. Ferner trug die Schulbildung zum Abbau des Analphabetismus bei und führte zur Herausbildung eines lesekundigen Massenpublikums, dessen Leseschmack durch die rege Verbreitung der sogenannten Trivilliteratur geprägt wurde. Die Frankfurter

¹² Vgl. Peter Uwe Hohendahl, „Kritische Theorie, Öffentlichkeit und Kultur. Anmerkungen zur Jürgen Habermas und seinen Kritikern,“ *Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur* 8 (1978): 60-91; Craig Calhoun ed., *Habermas and the Public Sphere* (Cambridge MA: MIT Press, 1992) und Midgely *Changing perceptions*.

Schule bezeichnete diese allgemeine Entwicklung als „Kulturindustrie“ und sah darin den Zerfall der früheren bürgerlichen Öffentlichkeit.¹³

Zur Debatte über die öffentlichkeitsgeschichtlichen Veränderungen im ausgehenden 19. Jahrhundert gehören jedoch auch andere Auffassungen, die die positiven Seiten dieses Wandels ebenfalls in Betracht ziehen, so z.B. die Demokratisierung des Lesens und der Kultur unter anderem durch Schulbildung und Billigausgaben (wie Reclams Universalbibliothek) oder die belehrende und wissensvermittelnde Rolle der Medien. Eine der frühesten Untersuchungen zum Thema Trivialliteratur ist Rudolf Schendas *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910* (1970).¹⁴ Schenda untersucht die Periode 1770 (Beginn der Sturm-und-Drang Bewegung) bis 1910 (der Beginn der bewussten Beeinflussung der Massen durch populäre Lesestoffe nach Schenda). Er analysiert die Produktion und den Vertrieb, die Formen und Gattungen der Massenkonsumentliteratur und bemüht sich um eine Typologie ihrer Leser. Dabei bedenkt er die Einwirkung wirtschaftlicher, (erziehungs-)politischer und drucktechnischer Entwicklungen, welche diese Leute zum Lesen animierten. Als Fazit wird gezeigt, wie wenig Politiker und Produzenten darum ernsthaft bemüht waren, sie zum Lesen von interessanterer, differenzierterer und anspruchsvollerer Literatur zu bewegen.¹⁵

In Anlehnung an Habermas' Studie analysiert Peter Uwe Hohendahl in *Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830-1870* (1985) die Umstrukturierung der literarischen Öffentlichkeit vom Beginn der Industrialisierung (1830) zum Anfang der Gründerzeit (1870).¹⁶ Im Epilog seines Buches zieht er die Schlussfolgerung, dass die im 19. Jahrhundert entstandene

¹³ Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente* (Frankfurt/M: Fischer, 2003) 128-177.

¹⁴ Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910* (Frankfurt/M: Klostermann, 1970).

¹⁵ Schenda 494.

¹⁶ Peter Uwe Hohendahl, *Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830-1870* (München: C.H. Beck, 1985).

industrielle Massenkultur nicht nur im Sinne von Horkheimer und Adorno als Kulturindustrie betrachtet werden könne, sondern auch als eine industrielle Kultur zu deuten sei. Die klassische literarische Öffentlichkeit wird nämlich nach 1870 durch neue Kulturmodi (wie z.B. Theaterbünde, Turnvereine und Arbeitergesangsvereine) herausgefordert, ihre weiter bestehende Bedeutung trotz der kulturellen Umwälzungen erneut zu behaupten.¹⁷

Jost Schneiders *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland* (2004) ist eine Literaturgeschichte, aber in keinem herkömmlichen Sinn.¹⁸ Es ist eine Geschichte des Lesens, der literarischen Kommunikation, die nicht nur kanonische Literatur in Betracht zieht, sondern auch Lesematerial für das Volk. Nach Schneider gibt es vier Hauptformen der Kommunikation: die Repräsentationsliteratur der gesellschaftlichen Führungsschichten, die gelehrte Literatur der Bildungseliten, die Unterhaltungsliteratur der Mittelschichten, und die sogenannte „Kompensationsliteratur“ der Unterschichten.¹⁹ Diese neue Auffassung von Literaturgeschichte bietet einen Überblick von etwa 2000 Jahren vom germanischen Stammeszeitalter bis in „das demokratische Zeitalter seit 1918“ und schlägt dabei auch neue Untersuchungsperioden vor. Wegen der Analyse der Leser und Lektüre im „bürgerlichen Zeitalter“ (1789-1918) ist Schneiders Studie von hoher Relevanz für mein Projekt und wird im zweiten Kapitel näher erörtert.

Schließlich sei noch auf Lynne Tatlocks *Publishing Culture and the Reading Nation: German Book History in the Long Nineteenth Century* (2010) hingewiesen.²⁰ Die Essays dieses

¹⁷ Hohendahl, *Literarische Kultur* 414-415.

¹⁸ Jost Schneider, *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland* (Berlin, New York: Walter de Gruyter 2004).

¹⁹ Schneider 14.

²⁰ Lynne Tatlock ed., *Publishing Culture and the „Reading Nation“: German Book History in the Long Nineteenth Century* (New York: Camden House, 2010).

Bandes behandeln unterschiedliche Aspekte der Buchgeschichte in dem langen neunzehnten Jahrhundert, das heißt vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur Weimarer Republik.

Insbesondere findet man Beiträge zu Verlagswesen (Enzyklopädien, Luxusausgaben), Bildung und Sozialisation (Leseempfehlungen und Schulbücher für Mädchen), Schriftsteller-Verleger-Beziehungen sowie literarische Produktion (Eliten- und Massenkultur). Ihr Band behandelt ebenfalls etliche positive Aspekte dieses Wandels, unter anderem die Demokratisierung des Lesens, die Rolle der Medien in der Verbreitung von Information, oder die Bedeutung der Bücher in der Konstruktion einer deutschen nationalen Identität etwa durch die Hervorhebung patriotischer hausfraulicher Pflichten.

In bewußter Anlehnung an Habermas, aber mit Blick auf literarisches Leben sprechen Russel Berman und Peter Uwe Hohendahl von einem „Strukturwandel der Literaturkritik“ im 19. Jahrhundert.²¹ Hohendahl zeigt wie die Literaturkritik zwischen Nachmärz und Reichsgründung zunächst nur noch als eine Übergangsphase angesehen werden könne. Die Kritiker hielten an ihre traditionelle Rolle als meinungsbildende Wortführer im Sinne der Aufklärung immer noch fest. Sie versuchten publikumsnah zu wirken, beharrten jedoch auf ihre normative, autoritäre Gesinnung. Diese Einstellung führte dann um die Jahrhundertwende zur Gestaltung eines elitären Bewusstseins, das in extremer Form, wie im Fall des Georgekreises, sogar auf jede Kommunikation mit dem breiteren Publikum verzichtete.²²

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich jedoch auch eine andere Richtung innerhalb der Literaturkritik herausgebildet: die Tageskritik im Feuilleton.²³ In England und Frankreich war sie schon seit Mitte des Jahrhunderts charakteristisch, sie entwickelte sich in den

²¹ Vgl. Berman et al. 621.

²² Peter Uwe Hohendahl, *Literaturkritik und Öffentlichkeit* (München: R.Piper & Co, 1974) 41.

²³ Hohendahl, *Literaturkritik* 42.

deutschsprachigen Bereichen jedoch erst am Ende des 19. Jahrhunderts. Diese Form von Kritik war eine andere Antwort auf die Entstehung einer anonymen, in ihrer Bildung heterogenen Masse. Die Auseinandersetzung der Feuilletonisten mit literarischen Fragen wird durch einen plauderhaften Ton, Themenvielfalt, und subjektive Ausdrucksweise gekennzeichnet. Sie betonen dabei weiterhin ihren Vorrang dem Publikum gegenüber, „dessen Meinung mehr durch Anweisung als durch das rationale Argument geformt werden sollte.“²⁴

Die Analyse von Fontanes Beziehung zum Publikum ist ein besonders wichtiger Beitrag zu dieser Diskussion, da er einer der ersten Autoren war, der den Wandel der Öffentlichkeit und dessen Folgen (Massenkultur, Publikationsschwierigkeiten, unterhaltungslustiges Publikum) laufend in seinen Briefen, Tagebüchern, Essays und Erzählwerken kommentierte. Darüber hinaus, war er der erste deutsche Theaterkritiker, der den Ton des Feuilletons meisterte und neue Anreize für dieses Genre in Deutschland bot.²⁵

1.2 Stand der Fontaneforschung

Die bisherige Forschung zu Fontane und seinem Publikum kann in drei Themenkategorien eingeteilt werden: (1) Fontanes Autor- und Leserschaft im Rahmen der Öffentlichkeit; (2) Fontanes Rolle als Dichter, Schriftsteller und Journalist; und (3) Fontanes Publikum. Im Folgenden werden die Arbeiten zu diesen Themen vorläufig kurz zusammengefasst und ihre besondere Relevanz für die vorliegende Studie hervorgehoben. In späteren Kapiteln kehren sie in detaillierterer Form wieder.

Die erste Gruppe beschäftigt sich im Rahmen der Öffentlichkeit mit Fontanes Autor- und Leserschaft. Roland Berbig's *Theodor Fontane im literarischen Leben: Zeitungen und*

²⁴ Berman et al. 621.

²⁵ Dorothea Krings, *Theodor Fontane als Journalist* (Köln: Halem, 2008) 354.

Zeitschriften, Verlage und Vereine (2000) ist eine historische Analyse der wichtigsten Zeitungen, Zeitschriften, Verleger und Verlage, Gruppierungen, Vereine, und geselligen Kreise zur Zeit Fontanes.²⁶ In einzelnen Artikeln bietet Berbig Kurzinformationen über diese literarischen Institutionen und stellt sie im Kontext von Fontanes Leben und Arbeit dar. Fontanes Werke werden gegen den Hintergrund dieser Veränderungen kurz besprochen. Berbig's Studie ist vor allem als Nachschlagwerk für meine Dissertation nützlich.

Rudolf Helmstetters *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes: Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des poetischen Realismus* (1997) ist ein gezielter Versuch, Öffentlichkeitsgeschichte und Textinterpretation miteinander zu verbinden, um dadurch den Einfluss der literarischen Institutionen auf Fontanes medial-poetologischen Realismus zu erläutern.²⁷ Anhand von vier Erzähltexten (*L'Adultera; Irrungen, Wirrungen; Stine* und *Effi Briest*) vertritt Helmstetter die These, dass Fontane mit einem heterogenen Publikum rechnete und darum diesen Werken eine „doppelte Codierung“ unterlegte, die sie sowohl naiv-realistisch als auch reflexiv-modern lesbar mache. Helmstetters Darstellung der verschiedenen Codierungsprozesse für diverse Publika sowie seine Einführung zur Autorschaft und Mediengeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind für meine Arbeit grundlegend.

Die Darstellung der Entwicklung des historischen und literarischen Berlins anhand von Fontanes Biografie ist Gegenstand von Peter Wrucks Artikel „Fontanes Berlin. Durchlebte, erfahrene und dargestellte Wirklichkeit“ (1986).²⁸ Ein kurzer Abschnitt in diesem Aufsatz

²⁶ Roland Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben: Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine* (Berlin: de Gruyter, 2000).

²⁷ Rudolf Helmstetter, *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes: Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des poetischen Realismus* (München: Fink 1998).

²⁸ Peter Wruck, „Fontanes Berlin. Durchlebte, erfahrene und dargestellte Wirklichkeit,“ *Fontane Blätter* 41-42 (1986).

beschäftigt sich mit einer spezifischen Teilöffentlichkeit, den Berlinern als „Typus und als Publikum.“²⁹ Die Berliner bildeten ein wichtiges Publikum für Fontane. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er in der Stadt, erlebte und registrierte die politischen und kulturgeschichtlichen Umwälzungen Berlins von einer provinziellen Stadt zur Metropole und machte wichtige Bekanntschaften mit Literaten und anderen einflussreichen Bürgern und Adeligen der Hauptstadt und deren Umfeld. Demzufolge wurde Berlin zu einem wichtigen Thema und Schauplatz vieler seiner Romane, die in der Berliner Leserschaft großen Anklang fanden. Indem sich Wruck neben den Berlinern als narrativen Typen und konkretem Lesepublikum auch mit anderen Themen befasst, wie z.B. Fontanes Einzelkontakten und seiner Beziehung zu literarischen Institutionen Berlins und der Stadt als Hauptdarstellungsplatz seiner Werke, ist sein Aufsatz für meine Arbeit neben Berbig's Studie ebenfalls unerlässlich.

Ferner in diese erste Gruppe gehört der Sammelband des Fontane Archivs *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Fontane Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam* (1987).³⁰ Die meisten Artikel widmen sich Fontanes journalistischer und theaterkritischer Tätigkeit, seiner Aktivität in verschiedenen Sozialgruppen, und der Rezeption seiner Werke. Aber man findet auch einige vergleichende Studien mit Fontanes zeitgenössischen Schriftstellern und Politikern. Zwei Aufsätze aus dieser Sammlung befassen sich ganz konkret mit Fontanes Publikum und seinem eigenen Schriftstellerbild. In dem Artikel „Theodor Fontane in der Rolle des vaterländischen Schriftstellers“ analysiert Peter Wruck Fontanes Aktivität als Autor im Dienst der preußischen Regierung.³¹ Zentral für ihn ist Fontanes Aufsatz „Christian

²⁹ Peter Wruck, „Fontanes Berlin,“ *Fontane Blätter* 42 (1986): 403.

³⁰ Otfried Keiler and Peter Schaefer eds., *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam* (Berlin: Deutsche Staatsbibliothek, 1987).

³¹ Peter Wruck, „Theodor Fontane in der Rolle des vaterländischen Schriftstellers,“ *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam*, eds. Otfried Keiler and Peter Schaefer (Berlin: Deutsche Staatsbibliothek, 1987) 1-39.

Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860" (1884). Wruck geht der Frage nach, inwiefern das literarische Leben das schriftstellerische Verhalten je nach Person und Umständen formiert, und wie es sich im Werk äußert bzw. geltend gemacht wird. Im zweiten Artikel „Die Emanuel-Geibel-Situation und die Theodor Fontane-Situation. Anmerkungen zur Stellung und Selbstverständnis zweier Schriftsteller im 19. Jahrhundert" stellt Bettina Plett Parallelen und Gegensätze poetischer Produktion und dichterischen Selbstverständnisses zweier Zeitgenossen unter den Bedingungen der Zeit zwischen Vormärz und Gründerzeit dar.³²

Diese beiden letzt genannten Artikel leiten in eine zweite Gruppe über, die den Fokus auf Fontanes Rolle als Dichter, Schriftsteller und Journalist verengt. Dies hat mit Fontanes Tätigkeit als Kommentator über den Schriftstellerberuf und dessen Verhältnis zu Staat und Gesellschaft. Das Thema kommt immer häufiger in seinen Äußerungen ab 1890 vor. Im Jahre 1891 erschien Fontanes Essay „Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller", in dem er die miserable ökonomische und gesellschaftliche Lage und geringes Ansehen der Schriftsteller beklagt. Er fordert seine Berufsgenossen zur Selbstkritik und Selbstachtung auf. Diese programmatische Schrift gemeinsam mit einem früheren Fragment zum selben Thema ist Gegenstand eingehender Studien, etwa Joachim Kruegers „Zu Fontanes Aufsatz ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller'" (1973) und Heinz Eugen Greters Kapitel über „Dichter und Öffentlichkeit" in seinem Buch *Fontanes Poetik* (1973).³³ Beide Kritiker weisen darauf hin, dass die soziale Situation der Dichter, die Fontane in seinem Essay als erbärmlich charakterisiert, in vielerlei

³² Bettina Plett, „Die Emanuel-Geibel-Situation und die Theodor Fontane-Situation. Anmerkungen zur Stellung und Selbstverständnis zweier Schriftsteller im 19. Jahrhundert," *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam*, eds. Otfried Keiler and Peter Schaefer (Berlin: Deutsche Staatsbibliothek, 1987) 466-495.

³³ Joachim Krueger, „Zu Fontanes Aufsatz ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller'. Mit einem unbekanntem Brief des Dichters," *Fontane Blätter* 16 (1973): 593-598; Heinz Eugen Greter, „Dichter und Öffentlichkeit," *Fontanes Poetik* (Bern: Frankfurt: Lang, 1973) 124-128.

Hinsicht akkurat ist. Dennoch habe Fontane seine individuelle Erfahrung stark verallgemeinert. Deshalb dürfe man sein Urteil vorsichtig gebrauchen.

Die Schriftstellerthematik findet auch in einigen Gedichten Fontanes statt. Bettina Plett untersucht diesbezüglich Fontanes Spätlyrik in ihrem Beitrag „Tintensklaven mit Kronenorden. Diagnose, Travestie und Kritik in Fontanes »Dichtergedichten«“ (1991).³⁴ Einen ähnlichen Weg schlägt Karl Richter mit „Lyrik und geschichtliche Erfahrung in Fontanes späten Gedichten“ (1985) ein.³⁵ Beiden gelingt es zu zeigen, wie intensiv sich Fontane auch in seiner Spätlyrik mit der Stellung der Schriftsteller und dessen Publikumsverhältnis auseinandersetzt. Plett untersucht vor allem die Frage nach Existenzmöglichkeiten des freien Schriftstellers in Preußen nach 1848 in Fontanes Gedichten wie „Es soll der Dichter mit dem König gehn“ und „Der echte Dichter (wie man ihn früher dachte)“. Richter analysiert dagegen Gedichte wie „Lebenswege“ und „Brunnenpromende“, die das gesellschaftliche Ansehen des Schriftstellers, seine Geringschätzung durch König, Staat und Publikum thematisieren. Solche Artikel bieten Einblicke in Fontanes Schriftsteller- und Öffentlichkeitsbild in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Was jedoch unerörtert bleibt, ist die Frage, wie Fontane die eigene Rolle und Verantwortung als Schriftsteller und die eigene Beziehung zu potentiellen LeserInnen wertete.

Besondere Beachtung findet Fontanes Journalistik in Dorothee Krings' *Theodor Fontane als Journalist. Selbstverständnis und Werk* (2008).³⁶ Sie setzt sich mit Fontanes journalistischer Tätigkeit im Allgemeinen, mit seinen politischen Beiträgen, Reise- und Kriegsberichten und Theaterkritiken insbesondere auseinander. Sie zeigt Fontanes wandelnde Haltung zur Journalistik von seiner anfänglichen Einstellung zu ihr als minderwertigem Broterwerb bis zu seinem Erfolg

³⁴ Bettina Plett, „Tintensklaven mit Kronenorden. Diagnose, Travestie und Kritik in Fontanes ‚Dichtergedichten‘,“ *Fontane Blätter* 52 (1991): 15-28.

³⁵ Karl Richter, „Lyrik und geschichtliche Erfahrung in Fontanes späten Gedichten,“ *Fontane Blätter* 39 (1985): 54-67.

³⁶ Dorothee Krings, *Theodor Fontane als Journalist. Selbstverständnis und Werk* (Köln: von Harlem, 2008).

als Theaterkritiker mit innovativen Darstellungstechniken in seinen späteren Jahren. Krings analysiert dabei sein journalistisches Selbstverständnis und Handeln, seine Selbstbehauptung von Journalismus gegenüber Literatur, und seine Stellung zum Publikum. Ihre detaillierte Untersuchung von Fontanes Aussagen über die Aufgabe und das Selbstverständnis als Theaterkritiker sowie die Analyse der wichtigsten Merkmale seiner Essays liefern wichtige Rückschlüsse über seine gesellschaftliche Aufgabe und sein Verhältnis zum Publikum.

Ein anderer wichtiger Beitrag zum Theater- und Literaturkritiker Fontane stammt von Russel A. Berman. In seiner Studie *Between Fontane and Tucholsky. Literary Criticism and the Public Sphere in Imperial Germany* (1983)³⁷ analysiert er unter anderem Fontanes Tätigkeit als Literaturkritiker und Feuilletonist im Rahmen einer Untersuchung zur Rolle der Literaturkritik in der Öffentlichkeit. Er zeigt wie Fontane unter dem Einfluss der Londoner Jahre die Subjektivierung der Literaturkritik internalisiert und sie mit seinem charakteristischen plauderhaften Ton zu einem eigenen modernen literaturkritischen Stil entwickelt hat. Im Gegensatz zu Krings beschäftigt er sich weniger mit Fontanes Berufung als Journalisten, expliziert eher seinen kritischen Stil und die zeitgenössische Rezeption seiner Essays. Diese Analyse zusammen mit Krings Studie schaffen eine wichtige Grundlage für die vorliegende Arbeit über den Literaturkritiker Fontane.

Gezielt die Frage nach Fontanes Publikum untersuchen einige literatursoziologische Studien einer dritten Gruppe von Forschungsansätzen. Beispielsweise widmet Ernest K. Bramsted Fontanes Lesern einen knappen Abschnitt in seinem Buch *Aristocracy and the Middle-Classes in Germany: Social Types in German Literature 1830-1900* (1964).³⁸ Er unterscheidet

³⁷ Russel A. Berman, *Between Fontane and Tucholsky. Literary Criticism and the Public Sphere in Imperial Germany* (New York: P. Lang, 1983).

³⁸ Ernest K. Bramsted, *Aristocracy and the Middle-Classes in Germany: Social Types in German Literature 1830-1900* (Chicago: University of Chicago Press, 1964).

zwischen „ideal public“ und „actual public,“ um den Unterschied zwischen Käufern und Lesern von Fontanes Werken klar zu stellen, die hauptsächlich unter Offizieren, Lehrern, Akademikern und Juden zu finden waren, und dem adeligen Publikum, auf das er sein Schreiben abzielt.³⁹ Zur Unterstützung seiner These beruft er sich auf Fontanes kontroverses Gedicht „Als ich 75 wurde.“ Bramsted benutzt Fontane als repräsentatives Beispiel, um die verschiedenen Rezeptionsinstanzen von Literatur beim Adel und dem Bürgertum zu demonstrieren. Warum Bramsteds Behauptungen nur zum Teil zutreffend sind, wird bei der Analyse von Fontanes Publikum näher diskutiert.

Einer der wichtigsten Abhandlungen über Theodor Fontane und sein Publikum ist jedoch Carin Liesenhoffs *Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Eine literatursoziologische Studie* (1976).⁴⁰ In ihrem Beitrag analysiert Liesenhoff die gesellschaftlichen Voraussetzungen für die Verwirklichung der Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, um anschließend die Auswirkung dieser Bedingungen in Fontanes Werk aufzeigen zu können. Sie behandelt das literarische Leben zwischen 1860-1890, Fontanes sozialen Status und sein Ansehen als Schriftsteller. Sie verweist auf Fontanes zwiespältiges Verhältnis zu seinem bürgerlichen Publikum, auf seine Distanz zu dessen Geschmack bei gleichzeitiger Abhängigkeit von ihm. Diese Ambivalenz wird dann in dem zweiten Teil des Buches in Fontanes Romanproduktion ebenfalls gezeigt. Nach Liesenhoff habe Fontane durch Erhaltung der bürgerlichen Wertemuster auf der Inhaltsebene auf den gesellschaftlichen Status quo bestanden.⁴¹ Auf der Metaebene habe er jedoch durch spezifische Erzählmittel scharfe Gesellschaftskritik geübt. Folglich haben seine Romane zwei Lesarten und konnten zwei

³⁹ Bramsted 264.

⁴⁰ Carin Liesenhoff, *Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Eine literatursoziologische Studie* (Bonn: Bouvier: 1976).

⁴¹ Liesenhoff 15-16, 65-66.

verschiedene Publika ansprechen: die literarisch Gebildeten und einen Großteil der Leser der Unterhaltungsliteratur.⁴²

Liesenhoff behandelt viele Themen, die auch meine gegenwärtige Untersuchung zum Gegenstand hat, so z.B. das literarische Leben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, eine kurze Analyse von Fontanes Publikum und die Analyse von Fontanes Romane in Hinsicht auf verschiedene Publika, und fungiert demzufolge als Schlüsselwerk für meine Arbeit. Während sie jedoch nur zwei Arten von Publika unterscheidet – eins für den Massenkonsum und eins für anspruchsvolle Leser, versuche ich mit dieser Dissertation festzustellen, wer diese „Masse“ bildete, und ob und wie Fontane sie als Leser mit unterschiedlichen Bedürfnissen in seinen Werken angesprochen hat. Neben der empirischen Leserschaft der Zeit will ich also seine intendierten LeserInnen berücksichtigen. Wenn in den Untersuchungen von Liesenhoff, Schenda u.a. literatursoziologische Interessen vorherrschen und somit den theoretischen Rahmen bilden, mache ich von Methoden der Rezeptionstheorie Gebrauch. Außerdem fehlen bei Liesenhoff die neuesten Forschungsergebnisse zu Fontanes Beziehung zum Judentum, die bei einer Analyse von Fontanes Publikum nicht außer Acht gelassen werden dürfte. Mit meinem Beitrag will ich insgesamt eine präzisere Abbildung der Lese- und Lesererwartungen in Fontanes Schriften, vor allem in seinen Romanen, liefern.

Der vorhergehende Überblick über diese einschlägigen Studien zu Fontane und seinem Publikum zeigt, dass die Publikums- und Öffentlichkeitsfragen lange zum Kern der Fontane-Forschung gehören. Beim genaueren Hinsehen bearbeiten sie jedoch immer nur Einzelaspekte des Phänomens. Dagegen lege ich mit der vorliegenden Arbeit eine umfassende Analyse vor, um ein umfassenderes Bild von Fontanes Publikums- und Öffentlichkeitsverständnis zu bieten. Ich

⁴² Liesenhoff 65-66.

erwäge nicht nur Fontanes Schreibart als kreativer Dichter sondern auch seine Auffassung von seiner Rolle als Theaterkritiker. Indem ich zweispurig verfare, will ich nicht nur seine Klagen über das zeitgenössische Publikum registrieren, sondern auch sein Selbstverständnis, ja seine Berufung als Autor ernst nehmen. Außerdem versuche ich erstmalig Fontanes reale Leser zu bestimmen. Zu diesem Zweck untersuche ich neben seinen Tagebüchern, Briefen und Aussagen seiner Zeitgenossen auch die Leserschaften verschiedener Publikationsorgane, in denen er seine Werke als Vorabdruck veröffentlichte. Zum lesergeschichtlichen Quellenmaterial gehören ferner Kataloge der Leih- und Volksbibliotheken.

1.3 Aufbau und Methode

Gegenstand meiner Dissertation ist also Fontanes Rolle in der literarischen Öffentlichkeit mit dem Hauptakzent auf sein Verhältnis zu den unterschiedlichen Publikumsschichten. Dies erfordert eine Untersuchung seiner periodischen Schriften, seines Selbstverständnisses als Dichter, Theaterkritiker und Romancier aufgrund repräsentativer Schriften. Zwei Romane, *Effi Briest* (1895) und *Die Poggenpuhls* (1896) dienen zur Grundlage unter besonderer Berücksichtigung seiner realen, idealen, und intendierten Leser. Mein Ziel ist es festzustellen, ob Fontane ähnlich wie Shakespeare „der ächte Dichter des Volkes,“ ein unsichtbarer Lehrer des Volkes sein wollte und ob und inwiefern er mehrere Leserschichten erreichen und sie durch „das Streuen der Samenkörner guter Gedanken und guter Taten“ beeinflussen wollte⁴³ Oder war er von dem zeitgenössischen Publikum so enttäuscht, dass er nur für die wenigen, aufmerksamen Leser, die ihn verstanden und schätzten, geschrieben hat? Den methodischen Ansatzpunkt meiner Untersuchung bilden Aspekte der Sozialgeschichte, der historischen Leserforschung und der Rezeptionstheorie.

⁴³ Siehe Anm.1.

Im ersten Kapitel biete ich einen Überblick über die Wort- und Begriffsgeschichte von Öffentlichkeit. Dieser historische Rahmen dient dazu, die Publikumsentwicklung innerhalb der Öffentlichkeitsgeschichte als Ergänzung zur abstrakten Theorie besonders hervorzuheben. Die Entfaltung von medienspezifisch bedingten Teilöffentlichkeiten erhellt ebenfalls den Wandel von Fontanes Publikum.

Im zweiten Kapitel wird das literarische Leben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachgezeichnet. Hier werden die wichtigsten technischen, ökonomischen, gesellschaftlichen Veränderungen erörtert, die auf die Produktion und Herstellung von Literatur, die Herausbildung der Massenmedien und eines Massenpublikums einwirken und auch Fontanes Umgang mit diesen neuen Tendenzen beeinflussen.

Im dritten Kapitel widme ich mich dem historisch-empirischen Publikum. Aufgrund von Jost Schneiders Darstellung der literarischen Kommunikation der verschiedenen Gesellschaftsschichten im bürgerlichen Zeitalter (1789-1918) sollen zuerst die historischen LeserInnen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts analysiert werden. Dieser Überblick hilft nicht nur bei der Bestimmung von Fontanes realen Lesern sondern auch bei der Analyse seiner intendierten Leser.

Im vierten Kapitel werden dann konkret Fontanes Publika, d.h. seine realen Leser, untersucht. Dabei werden neben den Tagebuchaufzeichnungen, der Briefwechsel, die Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträge des Dichters, in denen auch seine Erzählwerke z. T. erschienen sind (z.B. „Kreuzzeitung“, „Vossische Zeitung“) auch seine Aktivität in verschiedenen literarischen und historischen Gesellschaften (z.B. Tunnel über der Spree, Rütli und Freie Litterarische Gesellschaft) und die Kataloge der Leih-, Volks- und Arbeiterbibliotheken berücksichtigt. Ebenfalls in diesem Kapitel wird Fontanes Verhältnis zu seinem Publikum in seiner Tätigkeit als

Theaterkritiker bei der *Vossischen Zeitung* in 1870 bis zu seinem Tode als gefeierter Autor im Jahre 1898. Diese achtundzwanzig Jahre sind am bedeutendsten für ihn als Schriftsteller. Mit dem Bruch mit der konservativen Kreuzzeitung, für die er zuerst gearbeitet hatte, und seiner Anstellung als Theaterkritiker gewann Fontane ein neues Publikum: liberale Bildungsbürger und etwas später die junge Generation der Naturalisten. Ab 1876 lebte er zunehmend als freier Schriftsteller und konnte sich ganz seiner inneren Berufung, Romane zu schreiben, widmen. Öffentlichkeitsgeschichtlich interessiert mich dieser Zeitabschnitt am meisten, da er mit der Entwicklung eines Massenpublikums und dem Strukturwandel der Öffentlichkeit sowie der Literaturkritik zusammenfällt. Vor allem wird Fontanes Beziehung zu seinem Publikum aus dem Gesichtspunkt seines Selbstverständnisses als Schriftsteller analysiert. Dabei spielen seine finanzielle Situation und seine ethische wie ästhetische Einstellung eine beträchtliche Rolle. Es entsteht nach und nach ein Idealbild seines erwünschten Publikums.

Im fünften Kapitel werden die Ergebnisse der Untersuchungen zu Fontanes Selbstverständnis als Autor verwendet, um zwei Romane in Hinblick auf seine Leserschaft zu deuten: *Effi Briest* (1895) und *Die Poggenpuhls* (1896). Diese zwei Werke entstanden ungefähr gleichzeitig und sind lesergeschichtlich als Pendant zueinander zu betrachten. *Effi Briest*, der erste große Publikumserfolg, der es bereits im ersten Jahr zu fünf Auflagen brachte war sehr publikumsnah gestaltet und sprach ein sehr heterogenes Publikum an. Demzufolge soll *Effi Briest* in Hinblick auf Fontanes Publikum am detailliertesten untersucht werden. *Die Poggenpuhls* dagegen galt als sein experimentelles Kunstwerk. Modern wirkte dieser Roman durch die Wahl neuer ästhetischer Erzählformen und Darstellungstechniken, die mit keiner breiten Wirkung beim Publikum rechnen konnten: wenig Inhalt, lange Gesprächseinlagen, narrative Ironie, Mehrdeutigkeit und Intertextualität charakterisieren dieses Werk. Wegen seiner

finanziellen Sicherheit in seinen späten Jahren, stand Fontane nicht mehr unter Verkaufserfolgsdruck, musste die üblichen Publikumserwartungen nicht berücksichtigen, und konnte endlich „sich selbst zu Liebe“ schreiben.⁴⁴

Anhand der Rezeptionstheorie und durch eine Analyse von Fontanes intendierten Leser soll damit das Bild über Fontanes Publikum abgerundet werden. Somit hofft die vorliegende Arbeit die gegenwärtige Ansichten von Fontanes Einstellung zu seinem Publikum und zur Öffentlichkeit schärfen.

⁴⁴ Theodor Fontane, „Brief an Mathilde von Rohr vom 20. Januar 1878,“ *Werke, Schriften, Briefe*, eds., Walter Keitel and Helmuth Nürnberger, vol. IV/3 (München: Hanser, 1980) 182.

KAPITEL 2

ÖFFENTLICHKEIT UND PUBLIKUM. EIN BEGRIFFSGESCHICHTLICHER ÜBERBLICK

Zur Einrahmung meines Themas werden im Folgenden die Wort- und Begriffsgeschichte von Öffentlichkeit dargestellt. Dieser Überblick soll unter Einbeziehung zeitgenössischer Aussagen sowie moderner Theorien den Zusammenhang zwischen Autor und Leserschaft mittels der öffentlichen Sphäre genauer bestimmen.

2.1 Öffentlichkeit – eine Begriffsgeschichte

Publikum und Öffentlichkeit sind wesensverwandt, deren Wort- und Begriffsgeschichte zwar miteinander, aber auch mit anderen Bezeichnungen wie „publicus,” „Publizität,” und „öffentliche Meinung” verbunden sind. Obwohl beide Wörter noch relativ jung und erst seit der Aufklärung belegbar sind, geht ihre Geschichte auf das Mittelalter bzw. auf die Antike zurück.⁴⁵

Wortgeschichtlich wird die Substantivierung „Öffentlichkeit” aus dem Wort „öffentlich” abgeleitet. „Öffentlich” entstammt etymologisch dem althochdeutschen „offen,” was im Mittelalter soviel wie klar, offensichtlich, bedeutete. Als Ausdruck sozialer Verbindungen zwischen einzelnen Personen oder Gruppen konnotierte das Wort „gemein,” das heißt allen zugänglich. Allerdings ist „öffentlich” (bzw. „offenlich”) nur in wenigen Ausdrücken belegt, etwa in „vor gemeind und Offenlich reden,” oder „öffentliche gemeine Predigt.” Dies dann im

⁴⁵ Schon in der griechischen Antike existierte eine frühe Form der Öffentlichkeit. Es gab eine Trennung des öffentlichen Lebens vom Privatleben in den Sphären der Polis und des Oikos. Die Agora der Polis (Markt- und Versammlungsort) war ein Raum politischer Kommunikation über öffentlichen Angelegenheiten, die die Stadt oder die Gemeinde betraf. Der Zugang zur Agora stand jedoch nur der freien männlichen Bevölkerung offen, Frauen und Sklaven gehörten dem Oikos. Vgl. Hanna Arendt, *Vita activa oder vom tätigen Leben* (München, Piper, 1981) und Jürgen Habermas, *Strukturwandel* 15.

Sinne von „allen zugänglich.“⁴⁶ Das Wort „öffentlich“ wurde auch oft in Verbindung mit Licht und Wahrheit verwendet. Zum Beispiel wies es in der mittelalterlichen Rechtssprache auf „öffentliche“ Verbrechen wie Lüge, Diebstahl und Ketzerei hin, die erst im Licht des öffentlichen Erscheinens, d.h. durch einen Kläger vor einem öffentlichen Gericht, klar und deutlich wurden.⁴⁷ Der Ausdruck „öffentliches Gericht“ bzw. mittelhochdeutsch „offen Gericht“ beziehen sich auf die germanische Tradition, die Gerichte unter freiem Himmel, zwischen Sonnenauf- und -untergang zu halten. Im sozialen Sinne waren die Gerichtsverhandlungen der Germanen nur insofern „öffentlich,“ als nur die Stimm- und Zeugnisfähigen zugelassen wurden, und die Frauen, Kinder und Unfreien nur dann zugegen sein konnten, wenn sie selbst angeklagt wurden.⁴⁸ Diese Form der Gerichtsbarkeit blieb bis ins Spätmittelalter in den Gerichtstagen oder Grafengerichten der karolingischen Zeit erhalten, die dreimal im Jahr oft mangels öffentlicher Gebäude im Freien stattfinden mussten. Im Allgemeinen aber überlieferte die mittelalterliche Rechtspraxis das römische Recht, das nicht nur neue Formen der juristischen Praxis erfolgte, sondern auch das Wort „öffentlich“ mit neuer Bedeutung füllte. Mit der Einführung des schriftlichen Protokolls im juristischen Verfahren, die die Mündlichkeit und Unmittelbarkeit der Prozesse allmählich verdrängte, sowie mit der der Übernahme des Rechtsverfahrens und der Garantie der Rechtmäßigkeit von der Obrigkeit wurde die Öffentlichkeit des Verfahrens eingegrenzt:

An die Stelle einer Rechtsordnung, in der Verbrechen und Strafe durch ihre öffentlichen Manifestationen die Rechtmäßigkeit des Verfahrens bezeugten, trat eine Rechtsordnung, in der die Obrigkeit nicht nur als Leiter des Verfahrens,

⁴⁶ Hölscher, *Öffentlichkeit* 414.

⁴⁷ Hölscher, *Öffentlichkeit* 416.

⁴⁸ Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis* 16-17.

sondern auch als Garant seiner Rechtmäßigkeit auftrat und im Lichte der Öffentlichkeit weniger dessen Legitimität als ihre eigene demonstrierte.⁴⁹

Damit entfernte sich „öffentlich“ in der Rechtssprache von der ursprünglichen Bedeutung von ‚allen zugänglich,‘ und deutete somit auf einen Bedeutungswandel hin, der im 17. Jahrhundert stattfand und infolge dessen „öffentlich“ nach und nach im Sinne von „staatlich,“ „der Herrschaft zugehörig“ angewandt wurde.⁵⁰

Um diese Veränderungen in der Begriffsgeschichte von „öffentlich“ besser verstehen zu können, sollen zunächst einige bedeutungsgeschichtliche Aspekte des lateinischen Wortes „publicus“ kurz erörtert werden. Das Attribut „publicus“ ist eine Derivation von „populus“, das Volk oder das Heer, dem verschiedene Bedeutungen in der Antike zukamen. Einerseits bedeutete es „staatlich“ in Ausdrücken wie „clementia publica,“ „servus publicus,“ „imperium publicum,“ die auf eine Staatsgewalt hinwiesen, aber nie auf ihre Öffentlichkeit. In Ausdrücken wie „lux publica“ (Sonne), „dies publica“ (Festtag) hieß es allerdings „allgemein, öffentlich.“⁵¹ Auch das Gegensatzpaar „publicus“ und „privatus“ verwiesen auf rechtliche Besitzverhältnisse und nicht auf eine Dichotomie von „privat/geheim“ und „offen/öffentlich.“ „Publicus“ bezog sich nämlich auf Sachen, die sich draußen vor einem Publicum stattfanden, wie auf der Straße, im Theater, im Viadukt usw. „Privatus“ dagegen bezeichnete Haus und Grundbesitz des Hausherrn im Bereich seiner väterlichen Gewalt.⁵²

Diese sozio-politische Ordnung, die „publicus“ noch in der Antike bekundete, verschwand im Mittelalter allmählich. Im kanonischen Recht bedeutete das Gegensatzpaar „publicus“ und „privatus“ im Zusammenhang mit weltlichen Dingen einerseits die Opposition

⁴⁹ Hölscher, *Öffentlichkeit* 419.

⁵⁰ Schiewe 32.

⁵¹ Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis* 43.

⁵² Hölscher, *Öffentlichkeit* 420.

von Herrschaft und Untertan, andererseits „kirchenrechtlich anerkannt“ und „unverbindlich“ oder seltener „kirchlich“ und „weltlich“. Trotz des Gegensatzes von Herrschaft und Untertan im weltlichen Bereich, implizierte das Wort „publicus“ keine einheitliche Idee mehr vom Staat. Der Ausdruck „res publica“ wurde zwar im Allgemeinen als „Staat“ oder „Gemeinwesen“ verwendet, ohne jedoch eine bestimmte Herrschaftsform zu implizieren. Daneben wurde es auch für Sachen benutzt, die der Gemeinde gehörten oder von ihr angewendet wurden. Der Privatbesitz dagegen wurde mit dem Wort „res privatae“ formuliert.⁵³

Im Deutschen wurde „publicus“ als „öffentlich“ bzw. „offenbar“, oder als „gemein“ übersetzt. Für Sachen, die zum „res publica“ gehörten, wurde „gemein“ verwendet in Ausdrücken wie „gemeiner Fluss“, „gemeiner Platz“ oder „gemeines Werk“. Seit dem 17. Jahrhundert wurde „publicus“ durch „öffentlich“ wiedergegeben, wo es im politisch-sozialen Sinne, das heißt in Bezug auf das Gemeinwesen oder auf eine Herrschaft verwendet wurde: „persona publica“ stand für „öffentliche Person“, „lex publica“ für „öffentliches Gesetz“ und „officium publicum“ für „öffentliches Amt.“⁵⁴

Im 17. Jahrhundert nahmen beide Wörter „öffentlich“ und „publicus“ die neue Bedeutung „staatlich“ an. Mit dem Gegensatz von „publicus“ und „privatus“ - nach und nach durch „öffentlich“ und „privat“ ersetzt - wurden zu dieser Zeit zwei Sphären des Gemeinwesens gekennzeichnet. „Publicus“ drückte einen „unmittelbaren Dienst des Gemeinwohls“ (*salus publica*) aus, „privatus“ dagegen, was dem Einzelnen diene.⁵⁵ Ähnlich bezeichnete diese Opposition die Adressaten und Träger bzw. „persona publica“ und „Inhaber eines öffentlichen Amtes“ im Herrschaftsrecht. Die Stände standen „dem Fürsten überall dort als ‚privati‘

⁵³ Hölscher, *Öffentlichkeit* 421.

⁵⁴ Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis* 56-57.

⁵⁵ Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis* 69.

gegenüber, wo sie nicht Träger seiner obersten Gewalt waren,” schreibt Hölscher.⁵⁶ Damit wandelte sich auch der soziale Aspekt ihrer Bedeutung von „allen zugänglich” zu „dem Staate zugehörig.”⁵⁷

Im 18. Jahrhundert erlebten die beiden Wörter „publicus” und „öffentlich” im Sinne von „staatlich” eine Bedeutungserweiterung. Sie bezeichneten nicht mehr nur eine Staatsherrschaft, sondern, wie Hölscher betont, auch den „geistigen und sozialen Raum, in dem diese sich legitimieren und kritisieren lassen muss.”⁵⁸ Damit verweist er auf das neu gebildete bürgerliche Publikum, innerhalb dessen sich die kritische Kommunikation der Aufklärung entfaltete und das zum Träger der öffentlichen Meinung wurde, das heißt also, nicht Träger der Herrscherschicht, sondern gewissermaßen deren „Opposition.”

Das Wort „publicum” verdient eine kurze Erklärung. Es ist eine substantivierte neutrale Form von „publicus” und existierte im klassischen Latein in einer Doppeldeutigkeit. Einerseits bedeutete es „die Einrichtungen des Staates,” andererseits eine „nicht näher qualifizierte Öffentlichkeit im Gegensatz zum Haus,” wobei Haus noch im Sinne von Haushalt, Ökonomie der erweiterten Familie verstanden werden soll.⁵⁹ Hinzu kam im Spätmittelalter die antike personale Bedeutung „das Volk als Ganzes” und bezeichnete das Staatspublikum, das Volk als Adressat herrschaftlicher Verordnungen, vor allem im republikanischen Rom. Diese personale Bedeutung verstärkte sich im weiteren Verlauf der Geschichte und wurde infolge der Medienrevolution neben Staatspublikum immer häufiger im Sinne von „der Leserschaft einer Zeitung” verwendet.⁶⁰ Im 18. Jahrhundert wurde der Terminus als „das Publikum” eingedeutscht

⁵⁶ Hölscher, *Öffentlichkeit* 425.

⁵⁷ Schiewe 33.

⁵⁸ Hölscher, *Öffentlichkeit* 438.

⁵⁹ Hölscher, *Öffentlichkeit* 430.

⁶⁰ Schiewe 34.

und wurde damit unter Einfluss des französischen „le public“ und des englischen „the public“ zur Bezeichnung eines Lese- bzw. Theaterpublikums, das vor allem aus dem gebildeten Bürgertum bestand, verwendet.⁶¹ Im Prinzip bezeichnete das Wort „Publikum“ eine allgemeine Zugänglichkeit, denn Theaterbesuch und Leseakt standen ohne Standesunterschied jedem offen, der die entsprechenden Qualifikationen bzw. Mittel hatte. Hinter dieser Entwicklung steht die Annahme, alle seien gebildete und urteilsfähige Akteure. Jedoch wurden noch lange unter „Publikum“ nur diejenigen Bürger und der niedere Adel verstanden, die neben der Bildung auch genügend Geld besaßen, um sich die Teilnahme an den verschiedenen Formen von Geselligkeiten wie Konzerte, Theater und Lesezirkel finanziell leisten zu können.⁶² Dieses neue Publikum wurde zunächst durch eine ausschließlich literarische Tätigkeit charakterisiert, d.h. sich durch kritische Urteilsfähigkeit am Diskurs über literarische, moralische und ästhetische Fragen zu beteiligen. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts entstanden neue Medien für die sich immer weiter ausdehnenden Leserkreise: Moralische Zeitschriften, literarische und allgemeine Zeitschriften, Zeitungen, Wörterbücher und Enzyklopädien.⁶³ Den Publikumsbegriff der Aufklärung charakterisiert noch ein Idealbild von einer einheitlichen, urteilsfähigen Leserschaft, worunter z.B. Friedrich Just Riedel im Jahre 1768 „alle geschmacksvollen Leute von Anbeginn der Welt, oder der Schriftsteller an bis auf diese letzte betübte Zeit und alle Zeiten, die noch folgen werden“ verstand. Dabei bemerkt er aber auch, dass es in der Tatsache „nicht ein Publikum, sondern [...] so viele Publica, als es Urteile mehrerer Areopagiten gibt, die einander

⁶¹ Hölscher, *Öffentlichkeit* 431-34.

⁶² Schiewe 38.

⁶³ Berman et al., „Öffentlichkeit/ Publikum“ 587. Siehe auch Ernst Fischer, Wilhelm Haefs, York-Gothart Mix, „Einleitung: Aufklärung, Öffentlichkeit und Medienkultur in Deutschland im 18. Jahrhundert,“ *Von Almanach bis Zeitung: ein Handbuch der Medien in Deutschland, 1700-1800*, eds. Ernst Fischer et al. (München: Beck, 1999) 9-23.

widersprechen.”⁶⁴ Mit der Ausbreitung des Lesepublikums und der Ausweitung der belletristischen Produktion zwischen 1770-1800 konnte eine klare Trennung zwischen einem ästhetisch-kritischen männlichen und einem allgemeinen, vor allem aus Frauen bestehenden Publikum beobachtet werden. Einen neuen negativen Bewertungsmoment des Wortes brachte dieser Wandel mit sich, denn das erweiterte Publikum wurde oft undifferenziert und oberflächlich verurteilt.⁶⁵

Das neue Publikum in Deutschland war anfangs hauptsächlich literarisch orientiert, obwohl es auch literarische Zeitschriften mit politisch-ökonomischem Inhalt gab. Durch die aktive literarische Kommunikation entwickelte sich seit der französischen Revolution, vor allem aber nach den Befreiungskriegen und der Restauration ein neues Selbstverständnis seitens des gebildeten Bürgertums, das bald auch Beteiligung an den politischen Diskussionen forderte.⁶⁶ Dies wird auch an der weiteren Entwicklung des Wortes erkennbar: einerseits behielt das Wort die literarische Konnotation und lebte in Wörtern wie „Lesepublikum,” „Lesewelt” und „Leserkreis” weiter. Andererseits trat der Begriff „Öffentlichkeit” im Verlauf des 19. Jahrhunderts in der politisch-sozialen Sprache allmählich an ihre Stelle.⁶⁷

Neben dem Wort „Publikum” spielt seit der französischen Revolution auch das aus dem französischen „publicité” eingedeutschte Wort „Publizität” in der Begriffsgeschichte von Öffentlichkeit eine wichtige Rolle. Es bezeichnete Meinungs- und Pressefreiheit, d.h. freien Verkehr von Reden und Schriften, sowie die Publizität der Staatsgewalt und des Gerichtswesens, worunter man die Überprüfbarkeit ihrer Handlungen verstand. Schon seit Ende des 18. Jahrhunderts wurde es mit der Verstärkung der Zensur, besonders aber im Vormärz zu einer

⁶⁴ Hölscher, *Öffentlichkeit* 435.

⁶⁵ Berman et al., „Öffentlichkeit/Publikum” 598.

⁶⁶ Schiewe 43.

⁶⁷ Hölscher, *Öffentlichkeit* 438.

verfassungsrechtlichen Forderung der liberalen Politiker. Nach den Befreiungskriegen wurde jedoch das Wort „Publizität“ nach und nach durch den Begriff „Öffentlichkeit“ ersetzt.

Ähnlich wie das Wort Publizität, ist auch der Begriff „öffentliche Meinung“ ein Lehnwort aus dem Französischen, das in großem Maße auf die Entwicklung des Begriffs Öffentlichkeit einwirkte. Das französische Wort „opinion publique“ wurde zunächst als „eine von vielen geteilte Meinung“ aufgefasst,⁶⁸ gewann aber seit der Revolution eine neue, politische Dimension und es wurde darunter „die Meinung der (Pariser) Gesellschaft“ verstanden.⁶⁹ In diesem Sinne erscheint das Wort zum ersten Mal in deutscher Übersetzung im Jahre 1790 im *Teutschen Merkur*. Es wurde für eine neue Autorität verwendet, die in der französischen Nationalversammlung zur Macht gekommen war: „Die öffentliche Meinung (*opinion publique*) gibt der Nationalversammlung beim Volke eine Festigkeit und Autorität, von der ich bisher nur einen schwachen Begriff hatte. Die bessern und erleuchteteren Patrioten haben sich in Clubs vereinigt, und stärken und befestigen durch ihre Einflüsse diese so nötige öffentliche Meinung.“⁷⁰ Da die soziopolitischen Bedingungen im Deutschen Bund ganz anders waren als im revolutionären Frankreich, entwickelten sich im Deutschen verschiedene Meinungen darüber, wie man den Begriff der öffentlichen Meinung erklären sollte. Diese Definitionsversuche reichten von der Vorstellung der öffentlichen Meinung als der herrschenden Meinung der Gebildeten über die Meinung der dominierenden Klassen bis zur Negation ihrer Existenz.⁷¹ Man könnte behaupten, erst in den Befreiungskriegen gegen die napoleonische Besatzung habe sich die öffentliche Meinung in Deutschland als eine reale politische Kraft entfaltet, genährt durch ein starkes Nationalgefühl. Diese durch die offizielle Politik organisierte öffentliche Meinung

⁶⁸ Hölscher, *Öffentlichkeit* 448.

⁶⁹ Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis* 110.

⁷⁰ Hölscher, *Öffentlichkeit* 450.

⁷¹ Hölscher, *Öffentlichkeit* 450.

verebbte in der Restauration, als das Versprechen der Fürsten, Verfassungsstaat und Volksvertretung einzuführen, nach dem Sieg über Napoleon nicht eingelöst wurde. Eine andere oppositionelle öffentliche Meinung, die durch die Zensur stark eingeschränkt wurde, existierte zwar auch in dieser Periode weiter, lebte jedoch erst nach der Juli-Revolution 1830 wieder auf. Im Gegensatz zum Französischen, wo „öffentliche Meinung“ in der radikalsten Phase der Revolution als „die Souveränität des allgemeinen Willens“ aufgefasst wurde, verbreitete sich der Begriff in Deutschland nur zögernd. In Verbindung mit dem politischen Programm des liberalen Bürgertums bezeichnete sie bis 1848 die oppositionelle Stimme der gebildeten Mittelschichten. Im Brockhaus des Jahres 1820 steht folgende Definition: „Die öffentliche Meinung ist die zu einer Zeit in dem größeren und gebildeteren Teil des Publikums herrschende Ansicht von den gesamten Angelegenheiten der Menschheit, insbesondere den bürgerlichen und kirchlichen.“⁷² Erst die Revolution von 1848 verwendet öffentliche Meinung, um die Einstellung der von der Herrschaft ausgeschlossenen Allgemeinheit, das Volk inbegriffen, zu bezeichnen.

Auf diesen Umwegen von althochdeutschem „offen“ über mittelhochdeutschem „offenlich“ und „öffentlich“ kommt man durch den Einfluss der lateinischen „publicus“ und „publicum“ sowie der französischen Lehnwörter „Publizität“ und „öffentlicher Meinung“ zur Herausbildung des deutschen Begriffs von „Öffentlichkeit.“ In ihr vereinen sich die verschiedenen Bedeutungen der etymologischen Vorgeschichte, die sich vor allem seit der Aufklärung und der französischen Revolution im Deutschen üblich sind. Wie es gezeigt wurde, erfolgte die Politisierung des Begriffs erst infolge der Französischen Revolution.

Unterschiedliche politische, ideologische und soziologische Konnotationen begannen sich mit dem Wort zu verknüpfen, was eine einheitliche Definition von Öffentlichkeit im Weiteren

⁷² Zitiert nach Hölscher, „Öffentlichkeit“ 455.

unmöglich machte. Eine Zahl von radikalen, republikanischen, liberalen und konservativen Öffentlichkeitsmodellen entstanden, die in kurzer Zeit auch auf deutschen Gebieten Resonanz fanden. Vor allem das radikale Öffentlichkeitskonzept in Frankreich und das liberale Modell in England hatten großen Einfluss auf das deutsche Konzept.⁷³ Etabliert hat sich „Öffentlichkeit“ in der deutschen soziopolitischen Sprache also erst im Vormärz in Verbindung mit dem Programm der Liberalen.

Eines der wichtigsten Prinzipien des liberalen Programms, das sich mit dem Wort Öffentlichkeit verknüpfte, war „Freiheit.“ Freiheit wurde seit der französischen Revolution zum Schlagwort, und man assoziierte damit Ideen wie Freiheit des Volks und freiheitliche Verfassung, die laut Hölscher an das Wort Öffentlichkeit hafteten und es „zu einem politisch-sozialen Begriff aufwerteten.“⁷⁴ Johann Georg Mussmann meinte beispielsweise in der *Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste* im Jahr 1832:

Nicht minder aber fordert dasjenige, was Recht und Pflicht ist, auch die Freiheit, es auch in Ausführung bringen zu dürfen, ohne welche die Öffentlichkeit selbst nur ein subjektiver Schein, nur in der Vorstellung, nicht auch in der Wirklichkeit auch des Allgemeinlebens vorhanden wäre. Öffentlichkeit und Freiheit des Menschen und der Völker setzen sich deshalb stets einander voraus, lassen sich gar nicht trennen, oder wenn es doch geschieht, so ist der Verlust der einen zugleich auch der der andern, so lebt oder stirbt dieser mit jener und so auch umgekehrt.⁷⁵

Mussmann erklärt damit Öffentlichkeit zur Bedingung der gesellschaftlichen Freiheit und umgekehrt: Freiheit als Basis der Öffentlichkeit. Öffentlichkeit ohne Freiheit kann nicht abgesichert werden. Das so verstandene Prinzip der Öffentlichkeit wurde im Vormärz für die Liberalen zum Grundfeste jeder Verfassung in ihr Verfassungsprogramm erklärt. Sie strebten

⁷³ Hohendahl, „Öffentlichkeit/Publikum“ 607.

⁷⁴ Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis* 120.

⁷⁵ Zitiert nach Schiewe 51.

eine politische Öffentlichkeit an, die im Grunde genommen als ein Grundrechtskatalog aufgefasst werden kann. Sie forderten Freiheitsrechte wie Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, sowie die Öffentlichkeit aller staatlichen Verhandlungen d.h. Publikation der Verhandlungsprotokolle und Teilnahme von Zuhörern an den Verhandlungen (z.B. an der Bundesversammlung), und letzten Endes Volksvertretung.⁷⁶ Diese politische Öffentlichkeit wird von Carl Theodor Welcker in dem von ihm und Carl von Rotteck herausgegebenen *Staats-Lexikon* aus dem Jahre 1843 folgenderweise erklärt:

Nach dem Bisherigen besteht also die vollständige Öffentlichkeit im Politischen darin, dass alle Staatsangelegenheiten als dem ganzen Staate und allen seinen Bürgern gemeinschaftlich angesehen, mithin durch mögliche Zulassung ihres Zusehens und Zuhörens, durch öffentliche Darlegung und durch die Freiheit aller Organe der öffentlichen Meinung allgemein bekannt gemacht.⁷⁷

Im Zusammenhang mit Volksvertretung und der verfassungsrechtlichen Bestimmung von öffentlicher Meinung verweist Hölscher auf deren ambivalente Bedeutung. Innerhalb der Meinung des Volks wurde nämlich zwischen „öffentliche Meinung“ und „Meinung der Mehrheit“ unterschieden. Die Differenzierung bespricht Karl Salomo Zachariä in seiner Schrift *Vierzig Bücher von Staate* (1839):

Damit das Volk gleichwohl nicht bloß herrsche, sondern auch durch seine Vertreter und Beamte regiere, muss die Repräsentativverfassung zugleich die Herrschaft der öffentlichen Meinung sein. [...] Man verwechsle nicht die öffentliche Meinung mit der Meinung der Mehrheit. Die erstere ist die präsumtive, (oder mutmaßliche), die letztere ist die wirkliche Meinung der Mehrheit. Die Meinung der Mehrheit lässt sich nur durch das Zählen der Stimmen ausmitteln, auf die öffentliche Meinung schließt man aus den Meinungen, die von

⁷⁶ Vgl. Berman et al., „Öffentlichkeit/Publikum“ 608, sowie Hölscher, *Öffentlichkeit* 458.

⁷⁷ Berman et al., „Öffentlichkeit/Publikum“ 608.

einzelnen geäußert werden. Die Meinung der Mehrheit hat (voraussetzungsweise) eine entscheidende, die öffentliche Meinung hat nur eine beratende Stimme.⁷⁸

Dieser Passus formuliert eine liberale Forderung: Staatskontrolle und Machtausübung des Volks erfolgt einzig und allein durch seine gewählten Repräsentativen. Im Gegensatz zur Volkssouveränität in der Französischen Revolution soll hier öffentliche Meinung jedoch nicht herrschen, sondern nur richtunggebend für die Abgeordneten in ihrer Entscheidungen sein.

In der liberalen Auffassung setzte die Teilnahme an staatlichen Angelegenheiten auch die Volkmündigkeit und Bewandertheit in politischen Fragen voraus. Dies wollte man durch Geistesbildung, durch Literatur- und Kulturkritik erreichen. Diese Idealvorstellung konnte jedoch nicht verwirklicht werden. Vielmehr wurde unter „Volksmeinung,“ wie dies bei der Skizze der Begriffsgeschichte von „öffentlicher Meinung“ klar geworden sein dürfte, lediglich die Meinung der gebildeten Mittelschichten verstanden. Erst in der Revolution von 1848 breitete sich das Verständnis auf eine allgemeingesellschaftliche Angelegenheit, wenn auch nur vorübergehend.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Öffentlichkeit in der liberalen Konzeption in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als eine politische Öffentlichkeit verstanden worden ist. Sie wurde zu einem Medium der Gesellschaft, in der sich das Volk (d. i., vor allem das Bürgertum) als eine politische Kraft, einen kollektiven politischen Willen konstituieren und Kontrolle über den Staat ausüben konnte.⁷⁹ Da Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert vor allem mit dem liberalen Bürgertum und der Ausbildung seines politischen Bewusstseins assoziiert wird, erfährt das Konzept im Verlauf des zunehmend konservativen 19. Jahrhunderts immer mehr Kritik.

⁷⁸ Zitiert nach Hölscher, „Öffentlichkeit,“ 455.

⁷⁹ Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis* 137.

Im philosophischen Diskurs hat Hegel in seinen *Grundlinien der Philosophie des Rechts* (1821) von der konservativen Seite aus das liberale Öffentlichkeitskonzept und die öffentliche Meinung angegriffen. Unter öffentlicher Meinung verstand er die subjektive Freiheit des Volks, eine eigene Meinung zu haben und ein eigenes Urteil zu fällen. Gerade diese Subjektivität sei es jedoch, die sie in der Politik fragwürdig machte: „[...] diese Existenz ist daher der vorhandene Widerspruch ihrer selbst. Indem in ihr Wahrheit und endloser Irrtum so unmittelbar vereinigt ist, so ist es mit dem einen oder dem anderen nicht wahrhafter Ernst.“⁸⁰ Nach Hegel sollte sie durch „das Allgemeine, Substantielle und Wahre“ gereinigt werden, die durch den Staat verkörpert werden und in der Verfassung zum Ausdruck kommen.⁸¹ Öffentlichkeit bedeutete für ihn ein bloßes Bildungsmittel, wodurch das Volk „sein Defizit an politischer Einsicht und Erfahrung beheben konnte.“⁸²

Marx' Kritik an der liberalen Öffentlichkeit in seinen theoretischen Schriften resultiert aus seinen Auseinandersetzungen mit dem Hegelschen Rechtsphilosophie und der bürgerlichen Gesellschaft. In seiner materialistischen Kritik entlarvt er u.a. das Universalitätsprinzip der Öffentlichkeit als eine Ideologie, die die bürgerliche und die menschliche Gesellschaft gleichsetzt, jedoch die Arbeiter ausschließt, und die öffentliche Meinung als Ausdruck von Klasseninteressen der bürgerlichen Gesellschaft auffasst. Diese Gesellschaft sei privat und egoistisch, denn sie basiere nur auf den Erwerb und Schutz von Eigentum. Sogar Freiheit wird „zum Recht des Eigennutzes“ umgedeutet.⁸³ Erst wenn der gesellschaftliche Aspekt, das allgemeine Interesse zur Geltung kommt, kann Öffentlichkeit authentisch und universell sein.

⁸⁰ Zitiert nach Hölscher, *Öffentlichkeit* 460.

⁸¹ Berman et al., „Öffentlichkeit/Publikum“ 609.

⁸² Hölscher, *Öffentlichkeit* 460.

⁸³ Berman et al., „Öffentlichkeit/Publikum“ 610.

Gegenüber Hegels Staatstheorie betont Marx in seiner *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* (1843-44) die Wichtigkeit des öffentlichen Diskurses. Die Artikulation der Bedürfnisse in der Öffentlichkeit sei eine Treibkraft des gesellschaftlichen Fortschritts.⁸⁴ Diese Kritik kann aber nur in der Form von übertriebener und aggressiver Polemik die gesellschaftlichen Missstände und den Widerspruch von Realität und Ideologie aufdecken und effektiv sein:

Die Waffe der Kritik kann allerdings die Kritik der Waffen nicht ersetzen, die materielle Gewalt muss gestürzt werden durch materielle Gewalt, allein auch die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift. Die Theorie ist fähig, die Masse zu ergreifen, sobald sie *ad hominem* demonstriert, und sie demonstriert *ad hominem*, sobald sie radikal wird. Radikal sein ist die Sache an der Wurzel fassen. Die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst.⁸⁵

Was Marx hier und in weiteren Teilen der Einleitung seiner Schrift fordert ist eine radikale Revolution, die die Befreiung Deutschlands ermöglicht. Diese radikale Revolution ist jedoch nur durch die Emanzipation des Menschen ausführbar. Die Philosophie, die Kritik soll aufhören, bloß Theorie zu sein und die Massen, also das Proletariat durch Bildung und durch seine Teilnahme an dem öffentlichen Diskurs zu emanzipieren. Dies sollte durch eine Synthese zwischen Philosophie (Kritik) und Proletariat (Massen) verwirklicht werden, wobei die Kritik ihre materielle Waffe in den Massen, und die Massen die geistige Gewalt in der Kritik finden sollte. Nur auf diese Weise könnten Philosophie und Proletariat radikale Änderungen durchsetzen.

⁸⁴ Berman et al., „Öffentlichkeit/Publikum“ 610.

⁸⁵ Karl Marx, „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie,“ *Karl Marx, Friedrich Engels, Werke* (Berlin: Karl Dietz, 1976) 385.

2.2 Öffentlichkeit nach 1848

In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erfährt das Wort „Öffentlichkeit“ im Deutschen erneut einen Bedeutungswandel. Ein entschieden sozialer Aspekt kam dem politischen hinzu, indem das Wort mehr und mehr im Sinne von „Publikum“ – d.h. Aggregat – verwendet wurde. So registrierte Moriz Heynes *Deutsches Wörterbuch* aus dem Jahre 1892 Öffentlichkeit in der Bedeutung von „öffentlicher Gesamtheit“ als „neue Verdeutschung des fremden Publicum.“⁸⁶ Öffentlichkeit ersetzte das Wort Publikum vor allem in politischen Angelegenheiten, beispielsweise in Ausdrücken wie „die Öffentlichkeit aufklären“ oder „die Öffentlichkeit ausschließen,“ und es wurde darunter ein Aggregat von Menschen verstanden, das im Umfang größer und in der Zusammensetzung unbestimmter war, als ein Publikum.⁸⁷ Diese einfache wortgeschichtliche Änderung spiegelt jedoch wichtige politische, ökonomische und gesellschaftliche Veränderungen wider, die die heutige Forschung unter den Begriff Strukturwandel der Öffentlichkeit subsumiert.

Den Wandel der Öffentlichkeitsstruktur haben die Liberalen zum Teil selber bewirkt. Nach der gescheiterten Revolution von 1848-49 unterzogen die Liberalen das Modell der klassischen, vormärzlichen Öffentlichkeit einer Selbstkritik. Vor allem das Prinzip der allgemeinen Zugänglichkeit zur Öffentlichkeit sahen sie im Lichte der verfehlten Revolution als Bedrohung ihrer politischen Macht. Ihr Programm haben sie neu formuliert und in vieler Hinsicht restriktiver gestaltet, besonders hinsichtlich der allgemeinen Wahlen. Diese Selbsteinschränkung gegenüber den eigenen Forderungen an den Staat und der Beteiligung der Massen an politischen Angelegenheiten wurde nach dem Verfassungskonflikt (1862-66) und mit der Verstärkung der Arbeiterbewegung unter der Sozialdemokratie noch deutlicher. Solange sie

⁸⁶ Hölscher, *Öffentlichkeit* 464.

⁸⁷ Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis* 138.

für die verfassungsrechtliche Institutionalisierung der Öffentlichkeit im Vormärz kämpften, gingen die Liberalen vereint gegen den Staat. Im Nachmärz, besonders in den 60er Jahren, wurde aber diese Einigung brüchig. Ein Teil der Liberalen, der sich später in der Nationalliberalen Partei organisierte, kam zur Einsicht, dass seine Parole „Freiheit über Einheit“ unhaltbar sei und dass eine Kooperation mit dem Staat zumindest aus zwei Gründen wünschenswert sei. Erstens, weil ihre wirtschaftspolitischen Interessen, wie z.B. die nationale Vereinheitlichung des Marktes, nur durch den Staat durchgesetzt werden könnten. Zweitens sahen sie im Staat einen Garant der gesellschaftlichen Ordnung, der die verschiedenen gesellschaftlichen Kräfte integriert.⁸⁸ Aus diesem Grund verzichteten sie auf ihre politische Macht, gingen mit Bismarck ein Bündnis ein und verhalfen ihm zur Gründung des Deutschen Kaiserreichs unter der Führung Preußens.

Die klassische vormärzliche Öffentlichkeit wurde damit aufgelöst. Öffentlichkeit wurde immer mehr im Negativen aufgefasst. Besonders seit dem Erscheinen von alphabetisierten aber ungebildeten und unkritischen Massen infolge der Industrialisierung sah man Öffentlichkeit als einen Ort der Meinungsmanipulation von politischen und kommerziellen Kräften. Dies wurde auch durch die Entstehung der Massenpresse möglich. War die Presse im Vormärz noch ein Ort, um den sich Öffentlichkeit organisieren konnte, wurde sie im Nachmärz ein Ort der Meinungsmanipulation. Bismarck erkannte die Bedeutung der Publizistik für die Politik und erklärte bereits im Jahre 1862: „die öffentliche Meinung sei nicht aus der Presse zu entnehmen, die Presse könne helfen, die öffentliche Meinung machen, aber sie sei nicht die öffentliche Meinung.“⁸⁹ Während seiner Regierung war es seine konstante Bestrebung, die öffentliche Meinung latent durch die Presse zu beeinflussen und bestimmte Wirkungen in der Öffentlichkeit zu erzielen. Dazu benutzte er verschiedene Mittel, so z.B. die Gründung von Nachrichten- und

⁸⁸ Hohendahl, *Literarische Kultur* 71.

⁸⁹ Hölscher, *Öffentlichkeit* 465.

Korrespondenzbüros, deren Aufgabe darin bestand, Nachrichten im Interesse der preußischen Regierung zu vermitteln, oder die Erpressung der liberalen Presse durch den Entzug von aktuellen Informationen.⁹⁰ Bismarcks Verwaltungsapparat konnte zwar die Öffentlichkeit und die öffentliche Meinung eine Weile steuern, beständig konnte er sie nicht beeinflussen. Es entstanden neue Gruppen (Frauen, Arbeiter), die bis dahin von der Öffentlichkeit ausgeschlossen waren; nun verlangten sie Teilnahme daran. Ob sie eine Subkultur, Gegenkultur oder sogar eine Gegenöffentlichkeit bilden konnten, ist, wie es später erörtert werden soll, eine bis heute andauernde Debatte.

Die Fragen nach manipulativer Beeinflussung der Öffentlichkeit durch die Massenmedien und nach der Existenz eines unkritischen Massenpublikums sind es, die im Weiteren die Begriffsgeschichte von Öffentlichkeit charakterisieren. Von Hodenberg nach ist das Öffentlichkeitsbild von den Intellektuellen und von der aktuellen politischen Kultur oft abhängig.⁹¹ In einem von der liberalen bildungsbürgerlichen Tradition geprägten Denkmodell wird die Existenz eines Massenpublikums negativ gedeutet. Die liberalen Theoretiker des 19. Jahrhunderts sahen den Grund für das Auflösen der klassischen Öffentlichkeitssphäre im Aufkommen eines Massenpublikums. Diese Auffassung vom unkritischen Massenpublikum charakterisiert die pessimistische Publikumskritik der Autoren des 19. Jahrhunderts, Horkheimers und Adornos Kulturpessimismus, aber auch Habermas' Studie über den Zerfall der liberalen bürgerlichen Öffentlichkeit. Erst wenn man aus dem bildungsbürgerlichen Denkmuster herustritt, kann man diesen Wandel der Öffentlichkeit auch positiv bewerten, und die Existenz von anderen kritischen Teil- oder Gegenöffentlichkeiten erkennen.

⁹⁰ Hohendahl, *Literarische Kultur* 108.

⁹¹ Christina von Hodenberg, *Konsens und Krise: Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit, 1945-1973* (Göttingen: Wallenstein, 2006) 13.

2.3 Konzepte der Öffentlichkeit

Einige Problemfelder, die sich aus der Komplexität des Begriffs ergeben, wurden bisher nur angedeutet: zum Beispiel, die Schwierigkeit einer Definition wegen des häufigen Begriffswandels veranlasst durch veränderte Lebenswelten und Werte- bzw. Normensysteme. Hohendahl meint, es ist ein stetiger Herausbildungsprozess neuer semantischer Bereiche, infolge Übersetzungen und Anpassungen.⁹² Im modernen Sprachgebrauch ist Öffentlichkeit vom Forschungsbereich abhängig und wird unterschiedlich definiert: Soziologen bedeutet Öffentlichkeit etwas anderes als den Politologen oder den Medienwissenschaftlern. Ein Vorschlag, wie die verschiedensten Auffassungen von Öffentlichkeit(en) in Einklang gebracht werden könnten, stammt von Werner Faulstich und anderen WissenschaftlerInnen, die die Raum-, Medien- und Akteurbezogenheit von Öffentlichkeit als den gemeinsamen Ansatzpunkt für die Erforschung moderner Öffentlichkeitsstrukturen.⁹³

Kann aber ein Öffentlichkeitsbegriff des 20. Jahrhunderts auf frühere Zeiten angewendet werden? Hölscher vertritt die Meinung, Öffentlichkeit als Sachverhalt sei als Beschreibungskategorie für bestimmte soziale und politische Verhältnisse, Institutionen und Sachverhalte nützlich. In diesem Sinne kann sie auch für die Vergangenheit nützlich sein. Wenn es sich dagegen um den Begriff und die Begriffsgeschichte von Öffentlichkeit handelt, sei sie für die Epochen vor der Aufklärung nicht gültig.⁹⁴ Auch moderne Öffentlichkeitskonzepte dürften auf frühere Zeiten kaum angewandt werden. Jedoch könnten sie hilfreich sein, die verschiedenen Öffentlichkeitsstrukturen früherer Epochen verständlicher zu machen.

⁹² Berman et al., „Öffentlichkeit/Publikum“ 583.

⁹³ Vgl. Knut Hickethier „Öffentlichkeit im Wandel: Zur Einleitung,“ *„Öffentlichkeit im Wandel“ Neue Beiträge zur Begriffserklärung*, eds. Werner Faulstich and Knut Hickethier (Bardowick: Wissenschaftler Verlag, 2000) 8.

⁹⁴ Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis* 8-9; Schiewe 28-29.

Ein weiteres kontroverses Thema innerhalb der Öffentlichkeitstheorie ist der Wortgebrauch von Öffentlichkeit im Singular und Plural. Öffentlichkeit im Singular stand lange repräsentativ für die bürgerliche Öffentlichkeit. Die neuere Forschung weist jedoch darauf hin, dass Öffentlichkeiten nicht homogen sind, sondern ein Nebeneinander von mehreren Teil-, Binnen-, oder Mikroöffentlichkeiten bezeichnen, darunter die Bürgerrechts-, Studenten- und Frauenbewegungen oder im Mittelalter die Teilöffentlichkeiten von Stadt, Burg und Hof. Deshalb sollte man eher die Pluralform „Öffentlichkeiten“ benutzen.⁹⁵ Führer, Hickethier und Schild weisen auch darauf hin, dass man in der Medientheorie sogar von einem doppelten Öffentlichkeitsbegriff ausgeht, wobei die Singularform für das Ideal einer universalen Öffentlichkeit steht, während die Pluralform die Vielfalt von hauptsächlich medial definierten Teilöffentlichkeiten bezeichnet.⁹⁶

Eng mit dieser Frage verknüpft ist das ebenfalls umstrittene Konzept von Gegenöffentlichkeit. In Oskar Negts und Alexander Kluges *Öffentlichkeit und Erfahrung* (1972) wurde mit Gegenöffentlichkeit der Raum proletarischen Diskurses im Gegensatz zur bürgerlichen Öffentlichkeit bezeichnet. In Anlehnung an solcher Gegenüberstellung schlägt Nancy Fraser vor, all jene Öffentlichkeiten, die von untergeordneten sozialen Gruppen wie die der Frauen, Arbeiter, oder der Ureinwohner Amerikas als Antwort auf die Ausschließungsmechanismen der dominanten, repräsentativen Kulturen aus dem öffentlichen Diskurs geformt wurden, als subalterne Gegenöffentlichkeiten (*subaltern counterpublics*) zu nennen.⁹⁷ Diese Bezeichnung weist auf eine grundlegende Problematik mit der Terminologie von

⁹⁵ Vgl. Führer et al. 11-12; Berman et al., „Öffentlichkeit/Publikum“ 637; Werner Faulstich, *Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter 800-1400* (Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1996) 20-30. Faulstich versteht unter Teil- oder Binnenöffentlichkeiten im Mittelalter spezifische Kommunikationsräume mit eigenen Strukturen und Formen der Information, Kommunikation und Unterhaltung.

⁹⁶ Führer et al. 11.

⁹⁷ Siehe Anm. 5.

Gegenöffentlichkeit hin, die in der Frage besteht, ob die alternative Öffentlichkeit an sich doch ein Bestandteil der dominierenden Öffentlichkeit ist. Weist sie eine Ähnlichkeit in ihrer Struktur und Methoden mit ihr auf, sollte sie als Subkultur bezeichnet werden. Hat sie jedoch eine eigenständige Diskurskultur herausgebildet, die die Inhalte und Positionen der dominanten Kultur hinterfragt, so konnte sie eventuell als Gegenöffentlichkeit aufgefasst werden. Peter Uwe Hohendahl deutet z.B. in *Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830-1870* (1985) darauf hin, dass man zwischen der Kultur der Proletarier und jener der Arbeiterpartei unterscheiden müsste. Während diese im Grunde genommen nur traditionelle Mittel benutzte um gegen das herrschende Bürgertum zu kämpfen, haben jene mit ihrer Literatur, ihren kulturellen Verbänden wie Gesangsvereine, Theaterbünde schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Ansätze einer völlig originären Kultur aufgewiesen.⁹⁸ Ähnlich wird auf die Existenz verschiedener volkstümlichen Gegenöffentlichkeiten hingewiesen, die ihren literarischen Ausdruck zum Beispiel in Flugschriften, Bilderbogen, Bänkelsängern in der Revolution von 1848-49, oder bereits in Karnevalen und Narrenaufzügen des Mittelalters fand.⁹⁹

Das wichtigste Konzept, das im Zusammenhang mit der Publikumsforschung hervorgehoben werden soll, ist die literarische Öffentlichkeit. In der Literaturforschung wird dieser Begriff in erster Reihe für die Zeit der Aufklärung verwendet. Habermas nach war sie eine „Vorstufe“ der politischen Öffentlichkeit der Aufklärung, aus der sich die politische

⁹⁸ Hohendahl, *Literarische Kultur* 418-419.

⁹⁹ Zur volkstümlichen Gegenöffentlichkeit siehe den Artikel von Sigrid Weigel, „Literarische Gegenöffentlichkeit in der März Revolution,“ *Zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*, eds. Gert Sautermeister and Ulrich Schmid (München: C. Hanser, 1998) 115. Auf die Existenz der gegenkulturellen Feste im Mittelalter, wie sie z.B. in Jacques Heers *Vom Mummenschanz zum Machttheater. Europäische Festkultur im Mittelalter* (Frankfurt: Fischer, 1986) dargestellt ist, weist Habermas selber in der Revision seiner Thesen im Vorwort zur Neuauflage von 1990 hin. Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage* (FrankfurtM: Suhrkamp,1990) 18.

Emanzipation des Bürgertums entfaltet.¹⁰⁰ Die Lesecafés, Salons, Konzerte, Lesegesellschaften waren Kommunikationszentren, in denen sich öffentliche Kritik unter Privatleuten konstituieren konnte. Laut Habermas zerfällt die literarische Öffentlichkeit (und gar die politische) in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts durch das Aufkommen einer Massenkultur und den damit verbundenen Schwund an öffentlichem Raisonement. Familienzeitschriften und die Generalanzeigepresse, sowie im 20. Jahrhundert andere Formen der Massenmedien wie Rundfunk und Fernsehen nehmen die Überhand.¹⁰¹ Wurde noch die Herausbildung des literarischen Marktes zur Zeit der bürgerlichen Gesellschaft mit der Öffentlichkeit verbunden, so wurde in der Forschung neuerer Zeiten auf das Öffentlichkeitskonzept verzichtet und eher die Begriffe Literaturbetrieb oder Kulturindustrie verwendet.¹⁰²

Literarische Öffentlichkeit ist dennoch ein weit umfassender Begriff als Literaturbetrieb, denn sie besteht im Prinzip aus verschiedenen Elementen, von denen der Literaturbetrieb nur eine Komponente bildet. Die anderen konstituierenden Elemente sind u.a. literarischer Diskurs, die Organisationsformen der Schriftsteller und Kommunikationszentren der Leserschaft. Literaturbetrieb kann man wiederum in verschiedene Kategorien unterteilen, so in Produkte, Publikationsforen und den Literarischen Markt (Distribution, Produzent und Rezipient).¹⁰³ Die Untersuchung von Fontanes Publikum, seiner Teilnahme am literarischen Leben und am literarischen Markt leistet nicht nur einen wichtigen Beitrag für die Erforschung der literarischen Öffentlichkeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern sie steuert indirekt auch zur Öffentlichkeitsdiskussion bei.

¹⁰⁰ Habermas, *Strukturwandel* 69.

¹⁰¹ Habermas, *Strukturwandel* 193-210.

¹⁰² Führer et al. 9.

¹⁰³ Hildegard Atzinger, *Gina Kaus: Schriftstellerin und Öffentlichkeit. Zur Stellung einer Schriftstellerin in der literarischen Öffentlichkeit der Zwischenkriegszeit in Österreich und Deutschland* (Frankfurt/M: Peter Lang, 2008) 7.

2.4 Moderne Theorien über die Öffentlichkeit in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts

Die Zeitperiode von Fontanes schriftstellerische Tätigkeit umfasst die Jahre von 1840 bis 1889 und fällt begriffsgeschichtlich mit der Etablierung der bürgerlichen Öffentlichkeit in den 40er Jahren und ihrem Wandel nach der Revolution von 1848-49 zusammen. Wie früher bemerkt, wurde dieser Wandel von liberalen Theoretikern als Zerfall der Öffentlichkeit gedeutet. Im Lichte neuer differenzierterer Auffassungen von Öffentlichkeit, vorangetrieben durch die moderne Medienentwicklung, deutet man diesen Wandel nicht als Zerfall, sondern als Pluralisierung bzw. Fragmentierung der Öffentlichkeit. Hans Ulrich Wehler spricht z.B. in seiner *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* (1995) von einem Pluralismus der Öffentlichkeit, mit einer liberalen-konservativen Öffentlichkeit auf der einen Seite und einer sozialdemokratischen-katholischen Gegenöffentlichkeit auf der anderen.¹⁰⁴ Jörg Requate behauptet in seinem Artikel „Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse“ (1999), dass sich der von Habermas beschriebene Zerfallsprozess auch positiv als Entstehung neuer Öffentlichkeitsstrukturen beschreiben lässt. Er charakterisiert diesen Vorgang als eine Segmentierung der Öffentlichkeit in verschiedene, nebeneinander stehende Teilöffentlichkeiten der gesellschaftlichen Bereiche: Kirche, politische Partei, Wissenschaft, Sport, Kultur und dergleichen mehr. Es entsteht vor allem eine massenmediale Öffentlichkeit. Dies argumentiert er anhand des Pluralismus der Presseorgane in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes.¹⁰⁵ Auch Werner Faulstich betont die Bedeutung der verschiedenen Formen von Medien für die Herausbildung von Binnensystemen der Öffentlichkeit. Einerseits bilden sich nach ihm aus der bürgerlichen Öffentlichkeit am Anfang

¹⁰⁴ Hans Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd.3 Von der 'Deutschen Doppelrevolution' bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges: 1849-1914* (München: C.H.Beck, 1995) 1243-44.

¹⁰⁵ Jörg Requate, „Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse,“ *Geschichte und Gesellschaft* 25/1 (1999): 5-32.

des 19. Jahrhunderts verschiedene Teilöffentlichkeiten mit jeweils eigener Zeitung.¹⁰⁶ Er beruft sich dabei auf Wilhelm Heinrich Riehl, der im Jahre 1865 die Presse als „Volksstimme“ und als „eine Art Repräsentation des Volkes“ bezeichnete.¹⁰⁷ Andererseits unterstreicht Faulstich auch den schichtenspezifischen Charakter der Medien, indem sie mit verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen in Verbindung gebracht werden. Innerhalb des Zeitungsmediums wären zu nennen: die Parteipresse für die obere Mittelschicht (die freie selbstständige Berufe wie Ärzte, Rechtsanwälte, hohe Verwaltungsbeamte), die Meinungspresse für die mittlere Mittelschicht (z.B. Professoren, Lehrer, leitende Angestellte) die Heimatzeitung für die unteren Mittelschichten (kleinere Angestellte, Handwerker, Ladenbesitzer usw.) und die Generalanzeiger für die Unterschichten (u.a. Lohnarbeiter, Dienstboten, Tagelöhner usw.). Ebenso ist bei den anderen Medien, wie Zeitschrift, Fotografie, Bilderbogen und Blatt eine genauere Stratifikation zu beobachten.¹⁰⁸

Die Ergebnisse zur Erforschung der medienspezifischen Teilöffentlichkeiten im ausgehenden 19. Jahrhundert ist für die vorliegende Arbeit höchst relevant, denn es wird zu zeigen versucht, dass auch Fontanes Publika aus verschiedenen Schichten stammten, die mit einer Zeitung, Zeitschrift oder anderen Medien verbunden werden konnten, und er stets die Publikumserwartungen vor Augen haltend die verschiedenen Medien zum Vorabdruck und die Verleger zum Druck seiner Romane bzw. Novellen gewählt hat.

¹⁰⁶ Werner Faulstich, *Medienwandel im Industrie- und Medienzeitalter (1830-1900)* (Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht, 2004) 28, 257.

¹⁰⁷ Faulstich, *Medienwandel* 28.

¹⁰⁸ Siehe dazu den typologischen Überblick in Faulstich, *Medienwandel* 18, 257.

KAPITEL 3

LITERATURVERBREITUNG

In der begriffsgeschichtlichen Erörterung von Öffentlichkeit wurde schon auf einige Veränderungen (z.B. die Industrialisierung und die Entwicklung der Massenpresse) hingewiesen, die auf die Umstrukturierung des literarischen Publikums in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts einwirkten. Man soll aber auch andere Faktoren, wie die Urbanisierung, die Verbilligung von Buch und Zeitung vermittels neuer drucktechnischen Verfahren, oder die Rolle der verschiedenen Bibliotheken und der Kolportage beachten, die zur Entstehung der Massenmedien und des Massenpublikums, Hauptmerkmale des modernen Literaturbetriebs führten. Im Folgenden sollen die wichtigsten Aspekte dieses Wandels erläutert werden.

3.1 Die Industrialisierung und ihre gesellschaftlichen Folgen

Die Industrielle Revolution setzte in Deutschland in den 40er Jahren ein, konnte sich aber erst nach 1850 voll entwickeln.¹⁰⁹ Die technischen Erfindungen und Erneuerungen machten größere Produktion und schnellere Distribution auf allen Gebieten der Wirtschaft möglich. Für die Literaturproduktion waren die Erfindungen in den Printmedien (wie z.B. die Setz-, Rotations- und Drahtheftmaschinen in den 1870er Jahren) am wichtigsten, denn durch sie wurde die billige und massenhafte Herstellung von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern möglich. Für die Verbreitung der Literatur waren die Erfindungen von neuen Verkehrs- und

¹⁰⁹ Hohendahl, *Literarische Kultur* 58.

Kommunikationsmitteln, wie die Eisenbahn, der Telegraf und das Telefon sowie die Entwicklung des Postwesens von großer Bedeutung.¹¹⁰

Mit der Industrialisierung gingen auch grundlegende gesellschaftliche Veränderungen einher, die auch auf den Wandel des literarischen Publikums einwirkten. Ein wichtiger Faktor war das starke Bevölkerungswachstum durch die verbesserten Lebensumstände im 19. Jahrhundert, wozu die Fortschritte der Medizin, Verbesserung der Hygiene und die steigende Produktion in der Landwirtschaft, und später auch die Gebietserweiterungen nach den Kriegen 1864/66 (Schleswig-Holstein) und 1870/71 (Elsass-Lothringen) erheblich beitrugen. Das Bevölkerungswachstum und die Industrialisierung hatten auch negative Folgen, so vor allem der wachsende Pauperismus. Mit dem Niedergang des Handwerks wuchs das städtische Proletariat, mit der Agrarkonjunktur und den neuen Besitzverhältnissen auf dem Lande entstand ein großes Agrarproletariat. Demzufolge begann eine Binnenwanderung vom Land in die industriellen Ballungszonen und Städte, die eine Beschleunigung der Verstädterung, die schon am Ende des 18. Jahrhunderts begann, mit sich brachte.¹¹¹

Die Urbanisierung war einer der wichtigsten Faktoren für den Wandel des literarischen Publikums. Urbanisierung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutete einerseits eine quantitative Änderung, indem die Zahl der Stadtbewohner und damit die Zahl der Mittel- und Großstädte wuchs, aber es kam auch zu vielen Neugründungen. Um 1800 lebte nur ein Viertel der Bevölkerung in Städten, im Jahre 1871 schon mehr als ein Drittel und um die Jahrhundertwende die Hälfte der Menschen. In den Großstädten mit mehr als 100000 Einwohnern lebten im Jahre 1871 nur 5% der Menschen, um 1900 erhöhte sich diese Zahl auf

¹¹⁰ Vgl. Erich Schön, „Die Geschichte des Lesens,“ *Handbuch Lesen*, eds. Bodo Franzmann et al. (München: K.G. Saur, 1999) 39.

¹¹¹ Vgl. Faulstich *Medienwandel 9-10* oder Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat* (München: Beck 1998) 205.

20%.¹¹² Andererseits brachte es auch eine qualitative Änderung des Lebensstils, so den Wandel der Arbeitsverhältnisse, Zeitplanung, Freizeitgestaltung, Kommunikationsgewohnheiten usw.¹¹³ Die Stadt mit ihren Lesecafés, öffentlichen Bibliotheken, Theatern, Museen Parkanlagen wurde zum Zentrum literarischer Kommunikation. Die Nähe zu diesen Institutionen bot den neuen Massen eine Möglichkeit zur Bildung, und zum Zugang zur Literatur und Kunst.¹¹⁴ Sie wurden anfangs von den untersten Schichten beschränkt genutzt, denn sie haben wegen ihrer dürftigen finanziellen Grundlage, schlechten Schulbildung, miserablen Wohnverhältnisse und Mangel an Freizeit vorgezogen, in ihrer eng begrenzten Freizeit sich vor allem durch physische Aktivitäten und weniger durch Lektüren zu erholen.¹¹⁵ Erst mit der Erscheinung des Kolportageromans und der billigen Massenpresse wurden sie zu einem neuen potenziellen Lesepublikum.

Alphabetisierung und Bildung waren ebenfalls wichtige Aspekte für die Expansion neuer Leserschichten. Die Alphabetisierung des Volks erfolgte zwar zum Teil infolge der industriellen Revolution, jedoch hat sie, wie Engelsing in seiner Studie *Analphabetentum und Lektüre* (1973) betont, mehr zur Modernisierung der Wirtschaft beigetragen, als umgekehrt.¹¹⁶ In der frühen Phase der Industrialisierung war es noch üblich, ungebildete Arbeiter anzustellen, was mehr zur Stagnation der Alphabetisierung führte. Zu dieser Zeit war es eher das religiöse Motiv, die christliche Lehre besser zu verstehen, was die Ausdehnung der Literarität in den Unterschichten

¹¹² Wolfgang R. Langenbucher, „Das Publikum im literarischen Leben des 19. Jahrhunderts,“ *Der Leser als Teil des literarischen Lebens. Eine Vortragsreihe mit Marion Beaujean, Hans Norbert Fügen, Wolfgang R. Langenbucher, Wolfgang Strauß*, ed. Forschungsstelle für Buchwissenschaft an der Universitätsbibliothek Bonn. Kleine Schriften. (Bonn: Bouvier-Grundmann, 1972) 57.

¹¹³ Wehler 12.

¹¹⁴ Hohendahl, *Literarische Kultur* 316.

¹¹⁵ Dieter Langewische and Klaus Schönhoven, „Arbeiterbibliotheken und Arbeiterlektüre im Wilhelminischen Deutschland,“ *Archiv für Sozialgeschichte* 16 (1976): 137.

¹¹⁶ Rolf Engelsing, *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft* (Stuttgart: Metzlersche, 1973) 105.

anreizte.¹¹⁷ In der modernen Produktionsphase der Industrialisierung war es dann die Nachfrage nach qualifizierten Arbeitskräften, die die Alphabetisierung weiter beförderte.¹¹⁸ Zu dieser Zeit war aber nicht mehr nur die Lesefähigkeit Erfordernis, sondern auch eine Grundbildung. In den 70er Jahren kam noch ein weiterer Aspekt der Ausbreitung der Alphabetisierung hinzu, nämlich die Einführung der Stahlfeder im Schulunterricht, wodurch nicht mehr nur das Lesen, sondern damit zusammen auch das Schreiben gefördert wurde.¹¹⁹ Die Alphabetisierung vollzog sich trotz dieser Entwicklungen natürlich in den verschiedenen Regionen abhängig vom Grad der Industrialisierung und Urbanisierung, Bevölkerungsdichte und Konfession unterschiedlich.

Die Lesefähigkeit war nur eine Grundbedingung zur Herausbildung eines breiten literarischen Publikums, denn Lesefähigkeit bedeutete noch keineswegs Literaturfähigkeit. Nach Hans Norbert Fügen besteht Lesefähigkeit im Zusammenhang mit Literatur darin, „die Vertrautheit mit dem Kulturmuster Literatur zu besitzen oder lernen zu können“.¹²⁰ Die allgemeine Schulpflicht wurde zwar in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in jedem Staat des Deutschen Bundes, und dann einheitlich im Kaiserreich eingeführt, jedoch gab es den Literaturunterricht nur in den Gymnasien und Realschulen, die von einem sehr geringen Anteil der Bevölkerung, vor allem von den Kindern des Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums besucht wurden. Die Volksschulen boten Elementarbildung (Lesen, Schreiben, Rechnen) und wurden als eine „Schule des rechten Verhaltens“ angesehen,¹²¹ in der literarische Texte hauptsächlich zum

¹¹⁷ Schön 50.

¹¹⁸ Engelsing 105.

¹¹⁹ Engelsing 126.

¹²⁰ Hans Norbert Fügen, *Die Hauptrichtungen der Soziologie und ihre Methoden* (Bonn: Bouvier, 1964) 170, zitiert nach Langenbucher, *Publikum* 54.

¹²¹ Eva D. Becker, *Literarisches Leben. Umschreibungen der Literaturgeschichte* (St. Ingbert: Röhrig, 1994) 112.

Zweck religiöser und patriotischer Erziehung benutzt wurden.¹²² Die Bildungsvereine spielten in der Grundausbildung des Volks auch eine wichtige Rolle. Sie boten nicht nur eine Elementarbildung (Lesen, Schreiben, Rechnen, Mathematik, Geschichte, Gesang, Turnen mit Schwerpunkt am Fachunterricht) an, sondern wirkten auch in der Verbreitung von Lektüren durch die Gründung von Volksbibliotheken mit.

3.2 Literaturproduktion

Die Industrialisierung und die Erscheinung von neuen potenziellen Leserschichten haben auch Veränderungen in der Literaturproduktion und Distribution bewirkt. Für die Bücherproduktion in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts war anfangs ein Rückfall in den 50er Jahren bemerkbar, dann ein langsamer Anstieg ab den 60er bis in die 90er Jahren, als ein Boom von Bücherherstellung begann.¹²³ Der Rückfall in den 50er Jahren bedeutete keineswegs, dass weniger gelesen wurde. Grund dafür war die Senkung der Löhne und die Erhöhung der Bücherpreise, und damit die Hinwendung der Leser zu den billigeren Periodika.¹²⁴ Das Wachstum in den Bücherzahlen kann mit der Verbilligung der Produktion durch die technischen Innovationen und die Aufhebung des Urheberrechts im Jahre 1867 erklärt werden. Dieses Jahr wurde als das „Klassiker Jahr“ genannt, denn die ewigen Verlagsrechte wurden endgültig aufgehoben, und somit konnten die klassischen Autoren, die vor 9.11.1837 gestorben sind, wie Schiller oder Goethe, nun frei ausgegeben werden. Die Folge dieses Gesetzes war das Erscheinen von vielen preisgünstigen Klassikerausgaben, von denen Reclams Universalbibliothek am erfolgreichsten wurde. Die Universalbibliothek brachte neben den

¹²² Siehe auch Hohendahl, *Literarische Kultur* 309, 322; Rolf Parr and Wulf Wülfling, „Literarische und schulische Praxis (1854-1890),“ *Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848-1890*, eds. Edward McInnes and Gerhard Plumpe (München, Wien: Hanser 1996) 197.

¹²³ Schön 40.

¹²⁴ Becker 109-110.

deutschen Klassikern (Lessing, Goethe, und Schiller), Klassiker der Weltliteratur (Shakespeare, Molière, Homer, Puschkin usw.) sowie auch allgemein beliebte Werke, wie z.B. damals die Lyrik von Theodor Körner zu nur 2 Groschen, und dies wegen der hohen Verkaufszahlen ein halbes Jahrhundert lang.¹²⁵ Weitere gesetzliche Regelungen, die auf die Produktion von gedruckten Medien positiv einwirkten, waren das einheitliche Gewerberecht (1869), das eine Firmengründung ohne Einschränkungen ermöglichte; der Urheberrechtsschutz, der das Urheberrecht zwischen Nationen anerkannte, demzufolge Übersetzungen nicht mehr honorarfrei veröffentlicht werden konnten; sowie die Pressegesetzgebung, die das Anzeigemonopol aufhob.¹²⁶

Im Gegensatz zur Stagnation in der Buchproduktion begann eine Blütezeit der Periodika, vor allem der Familienzeitschriften, gerade in den 50er Jahren. Ernst Keils *Gartenlaube* wurde im Jahre 1852 gegründet, erreichte 1861 eine Auflagehöhe von ung.100000 und 1873 400000.¹²⁷ Keils Erfolg bestand darin, dass er den Bedarf des Publikums an leichter Unterhaltungslektüre erkannte, und breite Schichten von Lesern vom Adel bis zum Kleinbürgertum ansprechen konnte. Sein Hauptpublikum setzte sich jedoch vornehmlich aus den Familien des Klein- und Mittelbürgertums zusammen, vor allem aus ihren Frauen. Mit seiner Zeitschrift wollte er seinem Publikum Bildung und Unterhaltung im liberalen und nationalen Sinne anbieten. Sein Programm bestand aus illustrierten Gedichten und Novellen, belehrende Briefe, Lebensbilder großer Männer, Darstellung von Sitten und Bräuchen deutscher und fremder Völker sowie kleine

¹²⁵ Frank R. Max, *Der Reclam Verlag. Eine kurze Chronik* (Stuttgart: Reclam, 2012) 11-12.

¹²⁶ Becker 132.

¹²⁷ Siehe Becker 90; Langenbucher 62. Die Zahlen sind in den verschiedenen Studien unterschiedlich, so findet man z.B. bei Kristen Belgum 385000 Exemplare im Jahre 1875. In: Kristen Belgum, *Popularising the Nation: Audience, Representation, and the Production of Identity in Die Gartenlaube, 1853-1900* (Lincoln: University of Nebraska Press, 1998) 12.

feuilletonartige Artikel über Literatur und aktuelle Nachrichten aus der Zeit.¹²⁸ Nach dem Vorbild der *Gartenlaube* gab es weitere Gründungen von Familienzeitschriften mit anderen konfessionellen und politischen Ausrichtungen, wie das christlich-konservative *Daheim* oder später die sozialdemokratische *Neue Welt*, aber auch Rundschauzeitschriften mit höherem literarischem Niveau, wie die *Deutsche Rundschau* und *Nord und Süd*.¹²⁹ Diese Zeitschriften konnten jedoch die Auflagehöhe von *Gartenlaube* nie erreichen.

Neben den Familienzeitschriften gab es noch weitere Unterhaltungszeitschriften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die neben dem gebildeten Publikum auch die neuen Leserschichten zu erreichen suchten. Hier sollen von ihnen drei hervorgehoben werden: die Illustrierten, die Witzblätter und die Bilderbogen.

Als erste Illustrierte in Deutschland galt die Leipziger *Illustrierte Zeitung*, die in den 40er Jahren gegründet wurde, aber im Vergleich zu den Familienzeitschriften weniger erfolgreich war. Der Aufschwung der Illustrierten begann in den 80er Jahren, womit bessere und preisgünstigere Bilder gedruckt werden konnten. Ihren Erfolg erzielten die Illustrierten durch eine bewusste Annäherung an die Tageszeitung und brachten neben Artikeln zu allgemeinen Themen und den Fortsetzungsromanen auch aktuellen Nachrichten. Sie richteten sich an ganz verschiedene Schichten. So war z.B. die *Illustrierte Zeitung* an eine reichere Mittelschicht gezielt, wogegen sich die *Berliner Illustrierte Zeitung* an die ärmeren Schichten und ihre Interessen und Bedürfnisse wandte. Indem die Illustrierten viele Leser ansprechen konnten, wurden sie mit der raschen Entwicklung der Photographie zu einer der wichtigsten Unterhaltungsmedien der Jahrhundertwende und der ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts.

¹²⁸ Becker 118-19.

¹²⁹ Becker 90.

Satirische und humoristische Blätter und vor allem politische Witzblätter sind prägende Medien der Umbruchzeiten, der politischen Unterdrückung und der Zensur und konnten deshalb zwischen Vormärz und der NS Zeit besonders florieren.¹³⁰ Es gab eine Reihe von Witzblättern und kritisch-satirischen Zeitschriften mit unterschiedlichen Themen und von unterschiedlicher Schärfe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von denen die *Fliegenden Blätter* und *Kladderadatsch* am wichtigsten waren. Das Blatt *Fliegenden Blätter* (1844-1944) wurde in München herausgegeben. Populär war das Blatt wegen seiner leichten Unterhaltung, der humorvollen Darstellung von Tagesereignissen ohne Anstößigkeit und viel Politik vor allem in den unteren Mittelschichten, dem Kleinbürgertum. Dagegen war das humoristisch-satirische Wochenblatt *Kladderadatsch*, das 1848 in Berlin gegründet wurde, vor allem auf das gebildete Bürgertum gerichtet. Es war in Ton wie in Thematik viel kritischer als die *Fliegenden Blätter* und wurde oft wegen „Schmähung der preußischen Zustände“ beschlagnahmt. Es bot viel Politik und Gesellschaftskritik an, und es wollte nicht nur informieren sondern die Meinung seiner Leser bilden.

Ein weiteres Unterhaltungsblatt, das speziell für die Unterschichten und die unteren Mittelschichten (Kleinbürger) bedacht war, ist der Bilderbogen. Der Bilderbogen war eine Mischung des Kalenders, Flugblattes und Plakats und ein Vorläufer des Comics, der aktuelle Ereignisse der Zeitgeschichte, Allgemeinwissen, religiöse Themen, Genrebilder und Märchen in Bildern als Einblattdruck für das teilalphabetisierte Volk erzählte. Er war zwischen den 30er und 80er Jahren populär, bevor sie von den Fotografien der Illustrierten und Comic-Strips der Zeitungen abgelöst wurde. Die Bilderbogen hatten einen kurzen Text mit einer moralischen Lehre und große, bunte Bilder oft in grellen Farben zur Verständlichkeit und Anschaulichkeit.

¹³⁰ Rudolf Stöber, *Deutsche Pressegeschichte. Einführung, Systematik, Glossar* (Konstanz: UVK Medien, 2000) 245.

Sie hatten verschiedene Typen wie z.B. der Kinderbogen, Bildungsbogen, Aktualitätenbogen und der Lehrbogen, die auf verschiedene Publika gezielt waren. Das Gemeinsame an ihnen war aber das Belehren, Informieren, Erbauen und Unterhalten des Volks.¹³¹ Die meist bekanntesten Bilderbogen sind der *Neuruppiner Bilderbogen* von Gustav Kühn, der hauptsächlich das ländliche Volk und die ungebildeten Arbeiter in den Städten zum Zielpublikum machte und der *Münchener Bilderbogen*, der die Bildung und Popularisierung von Kunst auf einem künstlerisch anspruchsvolleren Niveau anstrebte und hauptsächlich von den unteren Mittelschichten in den Städten gelesen wurde. Im Vergleich zum *Münchener Bilderbogen* galt der Neuruppiner Bilderbogen als „Schund“ und „verwerfliche Trivialität.“¹³²

Mit dem Erscheinen der Generalanzeigepresse um 1880, ging die Popularität der Familien- und vielen Unterhaltungszeitschriften zurück. Der General-Anzeiger, der heute als „der Prototyp der Massenpresse“ gesehen wird, wurde in Großstädten wie Berlin und Hamburg gegründet, denn dort konzentrierte sich ein potenzielles Massenpublikum, das durch ein weites Themenangebot von aktuellen, lokalen Nachrichten, Sensationen, Rechts- und Lebensberatung bis zur Unterhaltung (Fortsetzungsromane, Feuilleton) sehr billig erreicht werden konnte.¹³³ Der niedrige Preis war einerseits dem gewaltigen Anteil der Anzeigen, andererseits aber der Auflagenhöhe zu danken. Der Erfolg dieser Blätter ergab sich aber auch aus neuen Verkaufstechniken wie Gratisverteilung oder Kopplungsgeschäfte (z.B. Lebensversicherungen). So wurde z.B. die *Berliner Morgenpost* ab 1898 in etwa 500000 Exemplaren verkauft.¹³⁴

¹³¹ Faulstich, *Medienwandel* 110-111.

¹³² Faulstich, *Medienwandel* 121.

¹³³ Schiewe 151.

¹³⁴ Bernd Söseemann, „Die Presse ist der `Dampfwagen der Gedanken´. Verleger und Journalisten im Wandel von Öffentlichkeit und Politik in der Ära Bismarck,“ *Regierung, Parlament und Öffentlichkeit im Zeitalter Bismarcks. Politikstile im Wandel*, ed. Lothar Gall (Paderborn, München: Schöningh, 2003) 83.

Ab den 80er Jahren zeigte sich die dynamische Entwicklung der Presse auch in der starken Expansion der Presse im Allgemeinen. So gab es beispielsweise im Jahre 1867 noch etwa 1000 Zeitungen und Zeitschriften, um die Jahrhundertwende verfünffachte sich diese Zahl.¹³⁵ Dabei wuchs nicht nur die Zahl der Redaktionen (um 1890 rund 600), sondern auch die Zahl der großen Medienverleger wie Rudolf und Emil Mosse, Louis und Rudolf Ullstein oder August Scherl in Berlin, die mehrere Zeitungen, Verlage, Druckereien und Buchbindereien in einem Unternehmen vereinten.¹³⁶ August Scherl z.B. verfügte im Jahre 1892 über einen Verlag, einen Nachrichtendienst, und Periodika wie der *Berliner Lokalanzeiger*, *Der Tag*, *Die Gartenlaube*, *Die Woche*, *Sport im Bild*.¹³⁷ Diese Unternehmer hatten einen sehr großen Einfluss auf die weitere Entwicklung der Presse, denn sie waren vom Markt und Anzeigengeschäft äußerst abhängig und brauchten Leser in Massen. Neue Leser wurden gesucht, und gefunden in den unteren Schichten: unter den Arbeitern und Kleinbürgern. Da die Leser Sensation und Unterhaltung suchten, wurde es ihnen in solchen Veröffentlichungen angeboten. Der Anteil der Politik im Gesamtangebot der Zeitungen ging etwas zurück, wodurch mehr Raum für Unterhaltung und Feuilleton gewonnen wurde. So nahmen insbesondere Zeitungen an Umfang zu.¹³⁸

Neben dem Aufkommen der Massenpresse sind noch zwei andere Tendenzen für die Presse zu erwähnen. Die eine ist die Ausweitung von politisch oder konfessionell orientierten Zeitungen und Zeitschriften, die zwar kurzlebig schon im Vormärz auftauchten, sich aber erst im Nachmärz etablieren konnten. Die Aufgabe dieser Partei- oder Gesinnungspresse bestand nicht nur darin, ihre Leser mit aktuellen Nachrichten und Informationen im Sinne ihrer politischen

¹³⁵ Langenbucher 21.

¹³⁶ Sösemann 48, 69-70.

¹³⁷ Sösemann 72.

¹³⁸ Schiewe 152.

Richtung zu versorgen, sondern auch neue Leser—potenzielle Wähler—zu gewinnen.¹³⁹

Letzteres war deshalb äußerst wichtig, weil die üblichen Kommunikationsorgane der Parteien und Verbände für die Wählerschaft unzureichend waren.¹⁴⁰ Eine weitere Tendenz war der Aufschwung im Bereich der Fachzeitschriften, vor allem in den technischen und naturwissenschaftlichen Periodika. Infolge der Industrialisierung zeichnete sich auch eine Spezialisierung auf allen Gebieten der Wirtschaft ab, die bald auch die Gründung von Gewerbevereinen betraf. Diese Vereine hatten die Aufgabe, das Fach- und Berufsinteresse zu pflegen, wozu sie auch spezialisierte Fachorgane brauchten. So begann ein rascher Ausbau der wirtschaftlichen, und wissenschaftlichen Fachzeitschriften.¹⁴¹

3.3 Literaturdistribution

Für die Distribution von Büchern und Zeitschriften waren verschiedene Geschäftstypen und öffentliche Institutionen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zuständig. Die bedeutendsten waren die Buchhandlungen (Verlag, Sortiment, Antiquariat), der Kolportage-Vertrieb, die Leihbibliotheken sowie die verschiedenen Vorformen der heutigen öffentlichen Bibliotheken, wie die Volksbibliotheken, Gewerkschafts- und Arbeiterbibliotheken, und Bücherhallen. Dabei standen kommerzielle Unternehmen wie Buchhandel, Leihbibliothek und Kolportage in einer starken Konkurrenz zueinander. Die Wirkung der Bibliotheken auf das Publikum war im Vergleich zur Leihbibliothek und Kolportage unbedeutend. Die Signifikanz

¹³⁹ Der Unterschied zwischen Parteipresse und Gesinnungs-, Parteigesinnungs oder Parteirichtungspresse bestand damals in den Besitzverhältnissen. Die Parteipresse gehörte der Partei, während die Gesinnungspresse die Interessen der hinter ihr stehenden politischen Kräfte vertrat, wobei sie zugleich ihre Unabhängigkeit betonte.

¹⁴⁰ Söseemann 82-85.

¹⁴¹ Wolfgang R. Langenbucher, „Die Demokratisierung des Lesens in der zweiten Leserrevolution,“ *Lesen und Leben*, eds. Herbert G. Göpfert et al. (Frankfurt/M: Buchhändler-Vereinigung, 1975) 22.

dieser Institutionen lag in der Volks- und Arbeiterbildung sowie in der Vermittlung von anspruchsvoller klassischer und moderner Literatur.

Die Zahl der Buchhandlungen war im Verhältnis zu den Leihbibliotheken relativ groß. Im Jahre 1865 gab es zum Beispiel 3079 Buchhandelsbetriebe im weitesten Sinne und 617 Leihbibliotheken sowie 310 Journal-Lesezirkel. Diese Zahl stieg im Jahre 1880 auf 5410 Buchhandelsbetriebe, 1056 Leihbibliotheken und 642 Journal-Lesezirkel.¹⁴² Trotzdem war ihr Einfluss in der zweiten Hälfte im Gegensatz zur Kolportage und den Leihbibliotheken, die die neue Lesemasse bedienten, gering. Die Kaufkraft und Bereitschaft des Publikums, Bücher zu kaufen war bescheiden, und die buchhändlerische Vertriebsform des Konditionsverkehrs und der Ansichtssendung des Buches hinderte den Buchhandel eher, als ihn zu befördern, dies vor allem vor 1870.¹⁴³ Wegen der Gefährdung ihres Geschäfts waren viele Sortimentler gezwungen, ihrer Buchhandlung eine Leihbibliothek, Schreibwaren- und Papierhandlung, Buchbinderei, oder einen Kolportagevertrieb usw. anzuschließen.¹⁴⁴ Erst mit der Körnerschen Reform im Jahre 1887, die einen vom Verleger bestimmten Ladenpreis vorschrieb, der für alle Mitglieder in Deutschland, Österreich und der Schweiz einheitlich verbindlich war, verbesserte sich die Lage der Buchhandlungen allmählich.¹⁴⁵

Die Leihbibliotheken erlebten ihre Blütezeit bereits vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Vormärz, in den 1870er Jahren setzte allerdings schon ihr Niedergang an. Dennoch

¹⁴² Langenbucher, *Demokratisierung* 22, 25.

¹⁴³ Reinhard Wittmann, *Geschichte des deutschen Buchhandels* (München: Beck, 1991) 240-242. Wittmann erklärt den Konditionsverkehr folgendermaßen: Die Neuerscheinungen wurden in die Buchhandlungen geschickt und durch den Buchhändler zur Ansicht an ein potenzielles Kaufpublikum weitergeschickt. Beim Verkauf eines Buches erhielt er einen Rabatt. Was er nicht verkaufen konnte, konnte er an den Verlag auf eigene Kosten zurückschicken. Mit der Verbilligung des Buchdrucks ging es den Buchhandlungen auch nicht viel besser, denn die Verleger verkauften die Restexemplare an Antiquare und Büchertrödler weiter, die die Bücher zu Spottpreisen verkauften. So war der Buchhändler nach Augenzeugenbericht aus dem Jahre 1866 nur dazu da „die neuen Bücher durch Versand bekannt zu machen. Was seinem Kunden davon gefällt, notiert sich dieser und bestellt es sich vom Antiquar, sobald er es in einem antiquarischen Catalog findet.“ (zitiert nach Wittmann, *Geschichte* 242).

¹⁴⁴ Wittmann, *Geschichte* 243.

¹⁴⁵ Wittmann, *Geschichte* 244.

war ihre Wirkung auf die Entwicklung des Buchmarkts und Geschmacksbildung des Lesepublikums auch noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beträchtlich. Im Vormärz wurde Dreiviertel aller Belletristik in Leihbibliotheken verfügbar. Sie wurde somit der wichtigste Vermittler der leichten Unterhaltungsliteratur und sicherte den meisten Schriftstellern ihre Existenz.¹⁴⁶ Zur Krise der Leihbibliotheken kam es in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. Einerseits wegen des Aufkommens der Familienzeitschriften und Zeitungen, wo Romane vorabgedruckt wurden, ehe sie als gebundene Bücher in die Leihbibliotheken kamen. Andererseits war sie auch eine Folge der Überproduktion von preisgünstigen Romanen, die nun auch von den unteren Schichten geleistet werden konnten. Besonders diejenigen Leihbibliotheken, die hauptsächlich Romane führten, gerieten in eine schwierige Lage. Auf neuartige Vertriebswege versuchten Leihbibliothekare neue Leserschichten zu erreichen, wie die Novitäten-Lesezirkel, die vor allem neuwertige Exemplare anboten, oder die Journal-Lesezirkel, die Zeitungen und Zeitschriften verliehen. Diese zwei neuen Organisationsformen konnten sich im Vergleich zu den anderen Leihbibliotheken seit den 1870er Jahren sogar erweitern. In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts kam es dann zu einem Wandel auch im Verleihgeschäft. Die Leihbibliotheken wurden teils durch die öffentlichen Bibliotheken, teils durch die aufblühenden Novitätenanstalten allmählich abgelöst.¹⁴⁷

Leihbibliotheken im 19. Jahrhundert erschienen oft in einem negativen Licht als Lieferanten leichten „Lesefutters“ an ein anspruchloses Publikum. Ihre Bedeutung für die literarische Öffentlichkeitsstruktur bestand jedoch darin, dass sie vielen Lesern, die sich den Kauf von Büchern nicht leisten konnten, eine relativ billige Lektüre ermöglicht haben. Die

¹⁴⁶ Wittmann, *Geschichte* 253.

¹⁴⁷ Georg Jäger and Valeska Rudek, „Die deutschen Leihbibliotheken zwischen 1860 und 1914/18. Analyse der Funktionskrise und Statistik der Bestände,“ *Zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert*, eds. Monika Dimpfl and Georg Jäger, vol. 2 (Tübingen: Niemeyer, 1990) 199-200.

kleineren Winkelleihbibliotheken mit niedrigeren Abonnementspreisen wurden beispielsweise von den unteren Schichten besucht. Die untersten Schichten, die wegen ihrer Schwellenangst vor dem Eintritt in die Buchläden und die Leihbibliotheken diese vermieden, und Bewohner kleinerer Dörfern, wo die Gründung einer Leihbibliothek nicht genehmigt wurde, erhielten ihre Lektüre hauptsächlich von Kolporteuren.¹⁴⁸ Trotzdem konnten die Leihbibliotheken auf einer breiteren Ebene Wirkung haben. Es gab ohnehin auch gehobenere Leihbibliotheken, die auch von den höheren Schichten frequentiert wurden. Man denke an Lasts Literatur Institut in Wien oder Fritz Borstells Lesezirkel in Berlin. Ihr Hauptpublikum waren die Mittelschichten, vor allem Frauen.

Die wichtigste Konkurrenz der Leihbibliotheken für Kunden aus den niedrigen Mittelschichten und vor allem aus den Unterschichten war die Kolportage. Diese Distributionsform von Druckwerken war schon seit der Erfindung des Buchdrucks geläufig.¹⁴⁹ Kolporteur waren Hausierer, die in Dörfern und Kleinstädten ihre Waren im Abonnement verkauften, wobei die Kunden bei der Entgegennahme einer Lieferung schon die nächste bezahlen mussten. Die wichtigsten Produkte der Kolportage in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts waren: Periodika (wie die Familienzeitschriften *Die Gartenlaube* und *Über Land und Meer*), Pfenningmagazine (z.B. *Pfenning-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse*), Sammelwerke (Groschenklassiker, populäre Prosa in Lieferungen), Kolportageromane, Lexika, Sachbücher (*Brehms Tierleben*), und verschiedene Artikel, die billig für den Kolportagevertrieb produziert wurden (Hauskalender, religiöse Erbauungsschriften, Schul-, Lieder- und Kochbücher usw.). Das Hauptpublikum der Kolporteur waren die unteren Schichten, vor allem die ländliche Bevölkerung, und nach der industriellen Revolution die

¹⁴⁸ Georg Jäger, „Die deutschen Leihbibliotheken im 19. Jahrhundert. Verbreitung – Organisation – Verfall.“ *IASL* 2(1977): 99.

¹⁴⁹ Wittmann, *Geschichte* 250.

Arbeiter, Dienstboten, Handwerker. Die Blütezeit der Kolportage im 19. Jahrhundert erstreckte sich von der Gewerbefreiheit in den 60er Jahren bis in die 80er, als ein Kampf gegen „Schmutz und Schund“, wie die Kolportageromane von den Zeitgenossen bezeichnet wurden, begann. Die Kolportageromane waren Sensationswerke mit Schauer- und Mordgeschichten, Grausamkeit, Gewalt, Erotika usw., die als anspruchslos, unsittlich, und gefährlich verurteilt wurden.¹⁵⁰ Demzufolge wurde ein neues Gesetz im Jahre 1883 erlassen, wonach die Kolportageschriften von der Polizei nach Sittlichkeit zensiert wurden, und auch der Gesamtbetrag der zu verkaufenden Lieferung angegeben werden sollte.¹⁵¹ Dieses Gesetz beschleunigte nur einen Prozess, der eigentlich schon mit der Verbreitung der Post, der die Zeitungen und Zeitschriften ins Haus brachten, und der Entwicklung von öffentlichen Bibliotheken begann: den Niedergang der Kolportage.

Die Bedeutung des Kolportageswesens für das literarische Leben wurde lange Zeit nicht erkannt. Über die negativen Aspekte der Kolportageromane – wie den niedrigen Stil und anspruchslosen Inhalt – hinweggehend und abgesehen von der Person der Kolporteur selbst, die „abergläubische Meinungen, unsinnige Prophezeiungen, Anweisungen für schädliche Praktiken“ verbreiteten, betonte Rudolf Schenda ihre positive Wirkung.¹⁵² Er unterstreicht ihre Bedeutsamkeit vor allem in der Verbreitung von Lesestoffen in den lesehungrigen Unterschichten, die vor dem Erscheinen der Massenpresse keine andere Möglichkeit hatten, sich Lektüren zu verschaffen. Der Kolporteur brachte auch wichtige Nachrichten, sowie religiöse und politische Theorien, die der ländlichen Bevölkerung oft verschlossen waren. Wie Schenda darauf hinweist, war diese Wissensvermittlung in dem Sinne wichtig, dass sie mit der neuen

¹⁵⁰ Schenda 241-242.

¹⁵¹ Becker 130.

¹⁵² Schenda 269.

Information auch die Fähigkeit der Bevölkerung zur Diskussion und geistiger Auseinandersetzung förderte.

Die Anfänge der öffentlichen Bibliotheksbewegung zur Förderung der allgemeinen und literarischen Bildung der unteren Schichten waren langwierig. Auf dem Lande begann sie schon am Ende des 18. Jahrhunderts, als die ersten Dorf- und Bauernbibliotheken auf Anregung der Schullehrer und Geistlichen von aufgeklärten Gutsbesitzern gegründet wurden. Ziel dieser Institutionen war die Bauern „zu veredeln,“ Aberglauben abzuschaffen, und sie vor unsittlichen Lektüren zu bewahren.¹⁵³ Thauer und Vodosek vertreten die Ansicht, dass die Zahl der Dorfbibliotheken nicht unbedeutend war, jedoch konzentrierten sie sich überwiegend auf drei Staaten: Franken, Sachsen und Thüringen.¹⁵⁴ In den Städten wurde der Lektürebedarf des Lesepublikums durch Lesegesellschaften und Leihbibliotheken gedeckt. Die Volksaufklärer haben zwar die Leihbibliotheken wegen ihres Bücherangebotes für Unterhaltung stark kritisiert, und bemühten sich um die Gründung von öffentlichen Bibliotheken mit geeigneter Literatur, ihre Initiative konnte sich zu dieser Zeit noch nicht durchsetzen. Nach der französischen Revolution und den Befreiungskriegen stellte sich die Obrigkeit in der Restaurationszeit sogar gegen die Bibliotheksbewegung, weil diese die Volksaufklärung und Volksbildung förderte. Erst in den 30er und 40er Jahren bekam die Bibliotheksgründung neue Anregung, diesmal in den Städten infolge der Pauperisierung des Kleinbürgertums und Proletarisierung der Städte.¹⁵⁵ Diese Schichten verloren auch die wirtschaftliche Grundlage zur Bildung, die weiterhin von den Vereinen gefördert wurden. Als Teil dieses Bildungsprogramms wurden auch die ersten Volksbibliotheken in den 40er und nach der Revolution in den 50er Jahren gegründet. Da die

¹⁵³ Wolfgang Thauer and Peter Vodosek, *Geschichte der öffentlichen Bücherei in Deutschland* (Wiesbaden: Harrassowitz, 1990) 22.

¹⁵⁴ Thauer, Vodosek 23.

¹⁵⁵ Thauer, Vodosek 30.

Vereine von verschiedenen ideologischen Anschauungen geprägt waren, wie z.B. der Verein vom Heiligen Karl Borromäus, die Bildungsvereine des deutschen Nationalvereins und der Deutschen Fortschrittspartei sowie die Arbeitervereine, so wurden auch die von ihnen gegründeten Bibliotheken im Bestand und Benutzerkreis begrenzt. Gemeinsam an ihnen war nur die Forderung nach verbesserter Volksbildung, die z.B. die leichten Unterhaltungslektüren der Leihbibliotheken und der Kolportage ausschloss. Dieser Prozess von Vereins- und Bibliothekgründungen wurde im Jahre 1854 mit der Einschränkung des Vereinsrechts wiederum gehindert. Die Wirkung der Vereinsbibliotheken war sehr bescheiden, denn sie waren schlecht finanziert und so wurden „die Ausleihzeiten [...] eingeschränkt, der Buchbestand ungenügend, und fast immer zufällig zusammengewürfelt, mit viel totem Ballast.“¹⁵⁶ Erst die Bücherhallenbewegung der 90er Jahre nach dem Muster der angelsächsischen „public libraries“ brachte einen entscheidenden Wandel in der Bibliotheksbewegung, die Bibliotheken für alle Schichten der Bevölkerung gründeten, und in denen auch der Bedarf des ganzen Volks berücksichtigt wurde, so auch der Bedarf an Unterhaltungsliteratur. Ihr Einfluss auf die Geschmacksbildung des Publikums war im Vergleich zu den Leihbibliotheken und der Kolportage limitiert.

3.4 Arbeiterbewegung

Im Zusammenhang mit dem Bildungsprogramm und den Bibliotheksgründungen der Vereine soll zum Schluss die Kulturbewegung der Arbeiterschaft kurz skizziert werden. Die bürgerlich-liberalen Bildungsbestrebungen zielten darauf, das Volk durch Veredlung und Hebung zu verantwortungsvollen Staatsbürgern zu erziehen und sie von gefährlichen

¹⁵⁶ Thauer, Vodosek 38.

Gedankengütern fernzuhalten.¹⁵⁷ Die ersten Arbeiterbildungsvereine, Arbeiterorganisationen und gewerkschaftlichen Berufsverbände entstanden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Regel auf Initiative der Liberalen und orientierten sich an bürgerliche Wertvorstellungen. Ein gesondertes Arbeiter- oder Klassenbewusstsein wurde anfangs nicht gefordert.¹⁵⁸ Erst mit der Gründung von dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein und der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in den 60er Jahren begann die Emanzipation der Arbeiterschaft von der „Bevormundung“ des Bürgertums. Dies wurde schon Ende der 70er Jahre mit dem Sozialistengesetz aufgehoben und die Arbeiterbewegung als illegal gestempelt. Die politischen Organisationen wirkten aber getarnt in der „unpolitischen“ Form von Sport-, Gesang-, Bildungs- und Wandervereinen sowie Laientheatervereinigungen weiter. Mit der politischen Arbeit im Hintergrund wuchs die Bewegung weiter. So konnte die Arbeiterschaft trotz des Sozialistengesetzes nach dessen Aufhebung im Jahre 1890 konsolidiert hervortreten.¹⁵⁹

Das Programm der Arbeiterbewegung beruhte von Anfang an auf der Bildung der Arbeiter. Dies kam auch in Wilhelm Liebknechts Lieblingsformel „Macht ist Wissen, Wissen ist Macht“ zum Ausdruck, was in kurzer Zeit auch zum Schlagwort der Sozialdemokratie wurde. Die Bildungsarbeit erfolgte einerseits in den von den Sozialdemokraten gegründeten Bildungsvereinen. Sie haben auf Elementarbildung und den Natur- und Gesellschaftswissenschaften besonderen Akzent gelegt. Ihr Ziel war es, die Arbeiter in die Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus einzuführen, ihr kollektives politisches Bewusstsein

¹⁵⁷ Silke Knappenberger, „Reclam und die Arbeiterbildung in Kaiserreich und Weimarer Republik,“ *Reclam, 125 Jahre Universal-Bibliothek: 1867-1992*, ed. Dietrich Bode (Stuttgart: Reclam, 1992) 83-84.

¹⁵⁸ Vgl. auch die Studie von Christina von Hodenberg, *Aufstand der Weber. Die Revolte von 1844 und ihr Aufstieg zum Mythos* (Bonn: Dietz Nachfolger, 1977).

¹⁵⁹ Klaus-Michael Bogdal, „Arbeiterbewegung und Literatur,“ *Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848-1890*, eds. Edward McInnes and Gerhard Plumpe (München, Wien: Hanser 1996) 159.

zu stärken und sie damit auf den Klassenkampf vorzubereiten.¹⁶⁰ Die Bildung und Formung des kollektiven Bewusstseins erfolgte noch bis in die Jahrhundertwende durch Methoden für die „Generation der Hörer“:¹⁶¹ durch Leseabende und Vorträge zur Bildung, durch anschauliche Dramen zur Belehrung und Aufklärung, Rezitation von Arbeiterliedern und -hymnen und gemeinsames Singen an Feiertagen und in den Vereinen.¹⁶²

Eine andere Kerninstitution dieser Bildungsarbeit war die Arbeiterbibliothek. Viele wurden schon in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts von den Arbeiterbildungsvereinen und Gewerkschaften gegründet, ihre Bestände wurden nach dem Sozialistengesetz beschlagnahmt. Nach 1890 begann die Gründung und das Wiederbeleben dieser Bibliotheken. Sie hatten die Aufgabe, wie der Bibliothekar Ernst Koch es formulierte, „Bildungsinstitutionen für das organisierte Proletariat“ zu sein, und sie „mit dem geistigen Rüstzeug für den Klassenkampf“ zu versorgen.¹⁶³ Sie boten ihren Lesern vor allem Parteischriften, Fachliteratur mit Schwerpunkt auf den Natur- und Sozialwissenschaften, sozialistischer Literatur, aber auch den Klassikern und den zeitgenössischen Naturalisten. Im Laufe der Zeit wurde aber auch immer mehr anspruchsvolle Unterhaltungsliteratur erlaubt, um den Lesebedürfnissen der Arbeiter entgegenzukommen und so die Schundliteratur der Kolportage bekämpfen zu können.

Diese bildungs- und kulturpolitischen Bemühungen konnten aber bis zum Ende des Jahrhunderts keine grundlegenden Veränderungen im Leben der Arbeiter bringen: das Lesen von Zeitungen und Büchern wurde noch lange kein Bestandteil ihrer Freizeitgestaltung. Im folgenden Kapitel wird jedoch zu zeigen sein, wie die untersten Schichten mit ihrer Literatur und

¹⁶⁰ Knappenberger 86.

¹⁶¹ Die Bezeichnung „Generation der Hörer“ und „Generation der Leser und Schreiber“ formuliert Rolf Engelsing in *Massenpublikum und Journalistentum im 19. Jahrhundert in Nordwestdeutschland* (Berlin: Duncker & Humboldt, 1966) 84-85.

¹⁶² Bogdal 156.

¹⁶³ Hohendahl 415.

Arbeiterfestkultur, ihren Theaterbünden und Vereinen (Gesang-, Turn- und Wandervereinen) und ihren eigenen Medien eine originelle kulturelle Formation bildeten.

KAPITEL 4

DER HISTORISCHE LESER IN DER 2. HÄLFTE DES 19. JAHRHUNDERTS

Im Mittelpunkt der nun folgenden sozial- und lesergeschichtlichen Untersuchung soll das historische Lesepublikum zur Lebzeiten Fontanes stehen. Dabei werden die LeserInnen und ihre Lesegewohnheiten in den verschiedenen sozialen Schichten analysiert. Näher erörtert werden außerdem zwei Gruppen: die Frauen, die das Gros des literarischen Publikums darstellten und die Juden, die ein wichtiges (Kauf)Publikum Fontanes bildeten. Die Analyse der verschiedenen historischen Lesergruppen soll zum Verständnis von Fontanes realem und intendiertem Lesepublikum beitragen.

4.1 Das Lesepublikum des 19. Jahrhunderts – die „Demokratisierung“ des Lesens?

Im vorigen Kapitel ist schon auf einige Faktoren der Literaturproduktion und Distribution hingewiesen worden, die für die Entwicklung des Lesepublikums im 19. Jahrhundert bestimmend waren: die Industrialisierung und Urbanisierung, das Bevölkerungswachstum, das Verbreiten der Alphabetisierung, das Aufkommen von neuen (Massen)Medien, die Kolportage, die Rolle der Bibliotheken usw.. In der Leserforschung wird die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts häufig als die Periode der zweiten Leserevolution, der Demokratisierung des Lesens, oder der Verallgemeinerung des extensiven Lesens charakterisiert. Die Bezeichnung „Leserevolution“ stammt von Rolf Engelsing, der darunter den Übergang von der intensiven zur extensiven Lektüre, von der standesspezifischen zur sozial indifferenten Lektüre am Ende des 18.

Jahrhunderts versteht.¹⁶⁴ Seiner Meinung nach entstand ein breites Publikum in den mittleren Schichten Deutschlands, das nicht mehr nur die Fähigkeit besaß, Literatur zu lesen, sondern auch immer mehr Lesematerial verlangte. Es war eine Zeit der „Bereicherung der Lektüre“ sowie der „Bereicherung des Ausdruckvermögens.“¹⁶⁵ Außerdem hatte die Leserevolution „eine Revolution der Mitteilung von Erfahrungen, Erfindungen, Gedanken, und Empfindungen sowohl zur Voraussetzung wie zur Folge“ bewirkt.¹⁶⁶ Engelsings These wurde zwar bezweifelt, da die „Leserevolution“ im Grunde genommen nur eine „Veränderung und Intensivierung der Lektüre bei schon zuvor potenziell lesenden Schichten“ gewesen sein soll, die ein sehr schmales Publikum (kaum mehr als 10% der Bevölkerung) betraf.¹⁶⁷ Die Idee der Leserevolution wurde dennoch aufgegriffen und weiterentwickelt. Einige Forscher legten die wirkliche Demokratisierung des Lesens erst in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wolfgang Langenbucher nannte diesen Prozess in Verbindung mit der zweiten industriellen Revolution eine „zweite Leserevolution.“ Unter „Demokratisierung des Lesens“ verstand er den Vorgang, in dem sich die Lesefähigkeit und der Umgang mit Büchern in immer breiteren Schichten der Gesellschaft ausweiteten.¹⁶⁸ Dies erfolgte seiner Meinung nach in dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, als die Lesefähigkeit zur sozial-wirtschaftlichen Notwendigkeit wurde. Mehrere Faktoren trugen dazu bei, u.a. das Verlangen nach Orientierungswissen im Alltag, das Bestreben der Sozialdemokratie nach der politischen Emanzipierung der Arbeiterschaft, der wachsende Kulturanspruch bürgerlicher Schichten nach Bücherbesitz und das allgemein steigende Unterhaltungsbedürfnis. Die Verlage und Redaktionen reagierten auf diese Ansprüche mit

¹⁶⁴ Der Begriff intensive Lektüre bedeutete die ständige Wiederholung eines einzigen Buches, oder einer kleinen Auswahl von Lesestoffen, vor allem der Bibel. Extensive Lektüre dagegen ist durch das einmalige Lesen von zahlreichen Büchern, Periodika usw. charakterisiert.

¹⁶⁵ Engelsing 983.

¹⁶⁶ Engelsing 983.

¹⁶⁷ Wittmann, *Geschichte* 195.

¹⁶⁸ Langenbucher 12.

Zeitungen, Zeitschriften und Buchreihen, deren Konzepte und Programme leichte Unterhaltung, sozialisierende Bildung, und Informationsvermittlung versprachen.¹⁶⁹ Mit „Demokratisierung des Lesens“ ist aber auch ein anderer Vorgang bezeichnet worden, den Reinhard Wittmann mit der „Homogenisierung des literarischen Geschmacks“ und der „kulturellen Assimilation aller Schichten“ charakterisiert hat.¹⁷⁰ Dies bezeugt er mit der Tatsache, dass „der Trend zum Trivialen“ nicht nur für die unteren Schichten wie Dienstboten, Arbeiter oder Kleinbürger charakteristisch war, sondern genauso typisch für die oberen Schichten, wie Offiziere, Großgrundbesitzer, Adelige und auch königliche Familien.

4.2 Kategorisierung des Lesepublikums

Laut Rudolf Schenda ist die Zahl potenzieller LeserInnen auf den deutschsprachigen Gebieten in Mitteleuropa über sechs Jahrzehnten stetig gewachsen: um 1830 = 40%, 1870 = 75% und 1900 = 90% der Bevölkerung. Das heißt, sie waren imstande, einen einfachen Text zu lesen und zu verstehen.¹⁷¹ Freilich kann nur grob abgeschätzt werden, wie viele potenzielle LeserInnen wirklich gelesen haben. Nach Erich Schön war der Anteil der tatsächlich Lesenden um 1800 1% bis 10% der Erwachsenen-Bevölkerung, abhängig davon, ob man nur die belletristische Literatur in Betracht zieht oder im Allgemeinen vom Lesen spricht.¹⁷² Seiner Meinung nach konnte sich diese Zahl bis 1850 höchstens verzweifachen.¹⁷³ Nach einer Schätzung von Schenda konnte die Hälfte der Gesamtbevölkerung bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht zu den LeserInnen von

¹⁶⁹ Langenbacher, *Demokratisierung* 27-28.

¹⁷⁰ Wittmann, *Geschichte* 270. Siehe auch Hohendahl, *Literarische Kultur* 332-333.

¹⁷¹ Schenda 444.

¹⁷² McCarthy errechnete etwa 250000 potentielle LeserInnen der Literatur im Jahre 1805, wovon etwa 100000 sehr gebildet waren. Dies entsprach einem Anteil der Gesamtbevölkerung von etwa 1%. John A. McCarthy, „The Poet as Journalist and Essayist Ch. M. Wieland,“ *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 13/1 (1981): 77.

¹⁷³ Schön 27.

Literatur gezählt werden, ganz gleich ob es sich um schöne oder populäre Literatur handelte.¹⁷⁴ Erst nach der Reichsgründung 1871 erweiterte sich der Leserkreis vor allem der populären Lesestoffe „auf die Großbauern, die Facharbeiter, Bergleute, Handwerksgesellen, Soldaten, die hie und da ein Büchlein, ein Kirchenblatt, eine Tageszeitung, eine Flugschrift, eine Erbauungsschrift oder auch ein Buch aus der öffentlichen Lesehalle konsumierten.“¹⁷⁵ In diesen Schichten, also im Kleinbürgertum und in Teilen der Arbeiterschaft, entstand ein Massenpublikum, das nicht nur zum Absatzmarkt der neuen Massenmedien wurde, sondern von ihnen auch geprägt wurde.

Im Folgenden werden die Lektüregewohnheiten der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts näher untersucht. Der Wert einer schichtenspezifischen Gliederung des Lesepublikums ist häufig in Frage gestellt worden, weil das Lektüreerlebnis im Grunde genommen eine individuelle, schichtenübergreifende Erfahrung ist. Das Lektüreerlebnis ist aber nach einigen Auffassungen, wie z.B. derjenigen der Literatursoziologie, auch gesellschaftlich geprägt. Erstens wird es durch die allgemeinen literarischen Produktionsmechanismen beeinflusst, zweitens durch die gesellschaftlich vermittelten Rezeptionshaltungen, die schichtenmäßig unterschiedlich sind.¹⁷⁶

Nach Schön unterschieden sich die verschiedenen literarischen Publika in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Themen oder Gattungen nicht wesentlich, eher durch „ihr Selbstbild und das mentalitätsmäßige, auch ideologische Verhältnis, das sie zu Literatur einnahmen.“¹⁷⁷

¹⁷⁴ Schenda 446.

¹⁷⁵ Schenda 458.

¹⁷⁶ Hohendahl, *Literarische Kultur* 304-305.

¹⁷⁷ Schön 43.

Werner Faulstich und Jost Schneider betonen dagegen, dass die Medienkultur und Lektüreaanforderungen schichtenspezifisch waren, und einzelne Medien mit bestimmten sozialen Gruppen verbunden sein konnten.¹⁷⁸ Anknüpfend an diese Auffassung von Faulstich und Schneider hält die vorliegende Arbeit die schichtenspezifische literarische Kultur und Lektüregewohnheiten der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen für wichtig.

Die soziale Differenzierung der Gesellschaft und auch des literarischen Publikums verstärkte sich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dieser Wandel wird oft als eine Auflösung der traditionellen Ständegesellschaft (Adel, Bürgertum, Bauerntum, und „Vierter Stand“) und Entstehung der neuen Klassengesellschaft charakterisiert. Obwohl in der neuesten Forschung „Klasse“ als eine neutrale Kategorie verwendet wird, die sich auf Einkommen, Besitz (ökonomisch und kulturell) sowie auf sozialen Status bezieht, werden die neuen gesellschaftlichen Gruppen oft eher als „Schicht“ benannt, um die ideologiebeladene Kategorie „Klasse“ zu vermeiden. Bei der Charakterisierung der verschiedenen sozialen Gruppen und ihren Lektüregewohnheiten wird in der vorliegenden Arbeit die Bezeichnung demgemäß die Kategorie Schicht verwendet.

4.3 Unterschichten: Land- und Industriearbeiter

Die Land- und Industriearbeiter machten um die Jahrhundertmitte bereits zwei Drittel der Gesamtbevölkerung in Preußen aus.¹⁷⁹ Dieser Anteil blieb bis zur Reichsgründung konstant. Innerhalb dieser Schicht gab es natürlich Umgruppierungen, indem einige Berufsgruppen (Fabrikarbeiter, Bergarbeiter) expandierten und andere sich verminderten. Die Unterschicht war am meisten differenziert, und bestand aus mehreren sozialen Gruppen. Der Großteil entstammt

¹⁷⁸ Faulstich, *Medienwandel* 24; Schneider 8.

¹⁷⁹ Wehler 141.

dem vierten Stand der vorindustriellen Zeit: Landarbeiter, Tagelöhner, Dienstboten, Gesellen, Fabrikarbeiter. Hinzu kamen verarmte Handwerker, die aus dem städtischen Bürgertum abgestiegen sind. Doch kann man diese Unterschichten in zwei größere Gruppen einteilen: die Landarbeiter und die Industriearbeiter. Zu den Landarbeitern gehörten die fest angestellten Gutstagelöhner, die auch über ein Stück Land verfügten. Dann kamen die Häusler mit einem sehr kleinen Grundstück und einem gesichertem Einkommen auf einem Hof, und zuletzt das Agrarproletariat. Zu den Industriearbeitern zählten Facharbeiter mit Berufsausbildung, dann Angelernte mit einem festen Arbeitsvertrag, zuletzt ungelernete Aushilfsarbeiter.¹⁸⁰ Eine Sondergruppe bildeten die Dienstboten.

Die Verteilung der Industrie- und Landarbeiter, sowie die Größe der verschiedenen Untergruppen waren in den einzelnen Gebieten Deutschlands unterschiedlich, abhängig von der Wirtschaftslage. Natürlich gab es innerhalb dieser Gruppen je nach Herkunft, Ausbildung, Familien- und Arbeitssituation, Geschlecht sowie kulturellem, sozialem und regionalem Milieu weitere Unterschiede.¹⁸¹ Trotz dieser Unterschiede sind jedoch Gemeinsamkeiten vorhanden, die die Arbeiterschaft formten und von den anderen Schichten abgrenzten. Eine dieser Gemeinsamkeiten ist die Elementarbildung. Die meisten Arbeiter verfügten höchstens über eine Volksschulbildung und einige vielleicht über eine Fachausbildung. Das Bildungsideal dieser Schicht war, besonders im ländlichen Milieu, körperliche Kraft, Ausdauer und Geschicklichkeit. Dazu kam noch das technische Grundwissen, das nach der Industrialisierung immer mehr gefragt wurde.¹⁸² Nur eine kleine Zahl der Arbeitereliten hatte in verstärktem Maße Bildungsambitionen, die vor allem durch Selbststudium das Bildungsziel anstrebten. Der Vorrang der körperlichen

¹⁸⁰ Schneider 176.

¹⁸¹ Siehe Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd I. Arbeitswelt und Bürgergeist* (München, Beck 1998) 292-293.

¹⁸² Schneider 177.

Arbeit vor dem geistigen war in dieser Schicht nicht nur durch die berufliche Tätigkeit bedingt, sondern auch durch die dürftigen Lebensverhältnisse, die ihre Freizeitaktivitäten bestimmten. Schlechte Arbeitsumstände, lange Arbeitszeiten, finanzielle Probleme und bedrückende Wohnsituationen beengten die Arbeiter in ihrer Freizeitbeschäftigung. Sie bevorzugten Aktivitäten zur körperlichen Regeneration, wie Spaziergang und Sport im Freien und Geselligkeit (gemeinsames Singen, Spielen). Eine weitere Gemeinsamkeit dieser Schicht war die räumliche Mobilisierung. Im Gegensatz zu der ländlichen Bevölkerung waren die Arbeiter wegen Arbeitsplatzwechsel, finanzieller Not, veränderten Familienverhältnisse usw. ständig gezwungen, ihren Wohnort zu wechseln. Diese Mobilität war vielfältig: innenstädtischer Wohnungswechsel, Binnenwanderung von den Agrargebieten und in den 60er und 70er Jahren aus den eroberten Territorien in die industrielle Ballungsgebiete, starke Auswanderung hauptsächlich in die Vereinigten Staaten von Amerika und gleichzeitig eine Zuwanderung aus Osteuropa. Diese räumliche Mobilisierung hatte eine soziale und psychische Flexibilisierung zur Folge, was positiv als Horizonterweiterung aufgefasst werden kann. Viele haben aber die ständigen Umzüge jedoch negativ als Identitätsverlust erlebt.¹⁸³

Diese Faktoren beeinflussten auch die spezifische Teilöffentlichkeit der Arbeiter. Diese Teilöffentlichkeit wurde zur Zeit der politischen Unterdrückung auf das Gebiet der Kultur verlagert. Thomas Nipperdey unterscheidet vier Tendenzen in der Arbeiterkultur.¹⁸⁴ Erstens die an der bürgerlichen Tradition orientierte Kultur: das gemeinsame Lesen, Singen, Theaterbünde und Gesangsvereine, Bibliotheken, die Erwachsenenbildung. Zweitens der Vereinssport, das Turnen, das Radfahren, der Fußball. Drittens die sozialen und politischen Aktivitäten in den Vereinen, Gewerkschaften und Parteien. Zum Schluss die private Freizeitgestaltung: die

¹⁸³ Schneider 179.

¹⁸⁴ Nipperdey 314.

Ausflüge, die Kneipe, der Schrebergarten, die Taubenzucht usw. In den 70er Jahren begann die Sozialdemokratie eigene Unterhaltungszeitschriften herauszugeben, um das Lesen in den Unterschichten zu popularisieren: *Die Neue Welt*, *Der wahre Jakob* und *Der Süd-Deutsche Postillon* sind die erfolgreichsten Gründungen.¹⁸⁵

Die Lektüremöglichkeit dieser Schicht war also wegen ihrer ökonomischen Situation und Zeitmangel sehr begrenzt, und ihr Lektüreinteresse und ihre Lektüremotivation gering. Im Allgemeinen kann festgestellt werden, dass sich die Unterschichten bis zur Erscheinung des Kolportageromans wegen mangelnder Lesefähigkeit von dem Buch ferngehalten haben. Ihre wichtigste Lektüre war besonders nach der Erscheinung der billigen „Penny-Press“ die Zeitung, wie z.B. der *Berliner Lokalanzeiger* (1883) oder die *Berliner Morgenpost* (1898), die sonnabends registrierten Berlinern gratis geliefert wurde.¹⁸⁶ Das Zeitungslesen bedeutete ein gemeinschaftliches Ereignis, denn die Lesefähigkeit vieler stand noch lange auf einer elementaren Stufe, und so blieb das Vorlesen durch das geübteste Schulkind in der Familie, oder die gemeinsame Zeitungslektüre und Diskussion bei gemeinsamem Abonnement bis weit in das 20. Jahrhundert hinein üblich.¹⁸⁷

Das Leseverhalten der Unterschichten unterschied sich nach ökonomischer und politischer Situation, Region, Wohnort (Stadt, Land), Konfession und Geschlecht. Nach einer Studie von August Pfannkuche aus dem Jahre 1898 beeinflussten neben Arbeitszeit und Lohnhöhe auch der Organisationsgrad die Lektürefrequenz. Diejenigen Arbeiter entliehen am

¹⁸⁵ Bogdal 151.

¹⁸⁶ Schenda 456.

¹⁸⁷ Schön 53.

häufigsten Bücher aus den Bibliotheken, „welche den höchsten Lohn, die kürzeste Arbeitszeit und die beste Organisation hatten.“¹⁸⁸

Auch der Wohnort war für die Leseaktivität bestimmend. In den Großstädten hatten die Arbeiter mehr Möglichkeiten zum Lesen und leichteren Zugang zu billigen Büchern, Zeitungen und Zeitschriften als das ländliche Volk. Neben dem Kolporteur als wichtigster Lieferant von Lesematerial gab es in den Städten Leih- und Volksbibliotheken, die die Unterschichten nach Bekämpfung ihrer Schwellenangst eventuell benutzen konnten. Sie hatten aber auch in den Gasthäusern Zugriff zu Zeitungen. In vielen Gebieten auf dem Lande war dagegen das Lesen kaum üblich, dennoch gab es auch hier große Unterschiede. In den mehr entwickelten Regionen, wie der sächsische Raum zum Beispiel, konnte sich die Zeitungslektüre erst mit der Revolution von 1848-49 und spätestens mit den Kriegen von 1866 und 1870/71 auch in den ländlichen Gebieten verbreiten. Hier hat sich der gemeine Mann schon zu jenen Zeiten ein Wochenblatt abonniert oder es im Gasthaus gelesen. Ebenfalls fanden die Bücherboten der Leihbibliotheken in diesen Dörfern Kunden für die schon von Mittelschichten zerlesenen Räuber- und Rittergeschichten. Auf den Höfen Ostelbiens wurden dagegen die ländlichen Unterschichten von den gefährlichen Lektüren ferngehalten.¹⁸⁹

Bei den Lektüregewohnheiten spielte auch die Konfession eine bestimmende Rolle. Im Deutschen Reich waren im Jahre 1871 18% der Katholiken aber nur 9% der Protestanten Analphabeten. Unter den Protestanten war das Lesen eher gefördert, als unter den Katholiken, auch wenn es hauptsächlich das Lesen zur Berufsqualifizierung oder Information bedeutete.¹⁹⁰ In

¹⁸⁸ A[ugust] H. Th Pfannkuche, *Was liest der Arbeiter?* (Tübingen, Leipzig: Mohr, 1900) 65.

¹⁸⁹ Wittmann, *Geschichte* 265.

¹⁹⁰ Schön 48.

den ländlichen Gebieten der katholischen Regionen gehörten dagegen neben dem Kalendarium und dem Gebetbuch höchstens moralische Erzählungen zum Lektüreangebot.¹⁹¹

Die literarische Kultur der Unterschichten basierte stark auf der mündlichen Überlieferung, Unterhaltung, und Visualisierung. Im 19. Jahrhundert entstand vor allem in den Städten ein neuer Typ des volkstümlichen Liedes, der Gassenhauer, der ein Übergang zwischen dem alten Volkslied und dem heutigen Schlager bildete.¹⁹² Daneben waren heitere, gereimte Sprüche mit derber Komik für diese Schicht auch charakteristisch. Das Theater war diesen Schichten noch kein lockendes Freizeitprogramm, denn es war zu kostspielig und die preisgünstigen Volksbühnen wurden erst um die Jahrhundertwende etabliert. Dagegen waren Zirkus und Kirmes weiterhin beliebt und es entstanden die ersten festen Zirkusgebäude. Als bevorzugtes Lesematerial galten neben der Zeitungslektüre vor allem illustrierte Medien wie Bilderbogen und Familienzeitschriften, Kolportageromane und Gebrauchsliteratur wie z.B. Rätsel, Kalender, Kochrezepte, Sachbücher und Traktate.

Familienzeitungen wie *Am häuslichen Herd* (Leipzig) oder *Dietrich's illustrierte Familien-Zeitung* (Dresden) waren in den Unterschichten besonders beliebt.¹⁹³ Diese Zeitschriften brachten Bilderbogen, Penny Presse und das Familienblatt in einem Periodikum zusammen. Viel billiger als die bekannten Familienzeitschriften wie *Die Gartenlaube* boten sie Beiträge zu Alltagsthemen und gaben aller Art von Ratschlägen u. a. m. zu billiger und gesunder Ernährung, Heilung von leichteren Krankheiten und zur Organisation der Hausarbeit.

Die Bilderbogen und die Familienzeitungen vermittelten hauptsächlich kleinbürgerliche Werte wie Nationalstolz, Heimatliebe, das Ideal von Familienglück und Tugenden wie Ordnung,

¹⁹¹ Wittmann, *Geschichte* 264.

¹⁹² Schneider 181-182.

¹⁹³ Schneider 186-187.

Sauberkeit, Arbeitsfleiß. Gefallen fanden sie aber auch in den Unterschichten. Sie verdankten ihre große Popularität in diesen Schichten zum Teil der Bildlichkeit, die diese Medien auch denjenigen verständlich machten, die des Lesens noch unkundig waren. Andererseits behandelten sie Alltagsthemen, die diese Leute beschäftigten: ihre aktuellen Freuden, ihre Sorgen, ihre Nöte. Sie konnten besonders denjenigen Unterstützung bieten, die aus dem Kleinbürgertum zu den Industriearbeitern schon herabgesunken oder erst vom gesellschaftlichen Abstieg bedroht waren, denn sie zeigten ihnen, wie sie die kleinbürgerliche Mentalität und ihren Lebensstandard weiterhin verwirklichen bzw. imitieren könnten.¹⁹⁴

Diese Medien, ähnlich wie der Kolportageroman, wurden vom Kolporteur, dem Hauptlieferant von Lesestoffen, in diese Schichten eingeführt. Die Leih- und Volksbibliotheken konnten wegen der Schwellenangst für die Mehrheit keine wirkliche Alternative darstellen. Eine Ausnahme bildete die Arbeiterelite, eine dünne Schicht der organisierten, bildungswilligen Facharbeiter, die insbesondere Arbeiterbibliotheken frequentierte.

Die Lektürewahl der Unterschichten wurde von den Bildungsbürgern stark kritisiert. Ihre umfangreichen Bestrebungen zur Bildungsförderung und zur Aufbesserung der Lesegewohnheiten scheinen wirkungslos gewesen zu sein. Trotz der zahlreichen gewerkschaftlichen und konfessionellen Arbeiterbildungsvereine wie auch Arbeiterbibliotheken, allgemeinen Bildungsvereine und Volksbibliotheken interessierte sich ein großer Teil dieser Schicht hauptsächlich nur für Sensation und Unterhaltung. Die *Deutsche Schriftstellerzeitung* im Jahre 1886 bewertete die Situation folgendermaßen: „Weit über die Hälfte der Bevölkerung Preußens und auch Deutschlands ist für die Literatur verloren. Vielleicht ist es in einem kommenden Jahrtausend vorbehalten, auch dieses tiefste Proletariat zu heben und heranzubilden,

¹⁹⁴ Schneider 187.

heutzutage aber ist es eine Unmöglichkeit.”¹⁹⁵ Nur die Arbeiterelite war es, die nicht nur relativ viel las, sondern auch anspruchsvollere Lektüre, u. a. klassische und sozialwissenschaftliche Bildungsliteratur.

4.4 Untere Mittelschichten: Kleinbürger

Obwohl die Geschichte des deutschen Kleinbürgertums bereits im 18. Jahrhundert mit den Wandlungsprozessen im traditionellen Stadtbürgertum begann, legt Wehler seine Geburtsstunde im strengeren Sinne jedoch erst in die Zeit zwischen 1848 und 1871.¹⁹⁶ Nach der Revolution von 1848 wurden die tradierten Standesunterschiede aufgehoben. Mit der Industriellen Revolution und der Einführung der Gewerbefreiheit ist das sozioökonomische Milieu der alten Städte stark betroffen worden; aus der Mehrheit des früheren Stadtbürgertums entstand allmählich das Kleinbürgertum. Zu dieser Schicht gehörten nun die kleinen Selbstständigen, wie die Handwerker, Kaufleute, Krämer. Sie wurden auch als der „alte Mittelstand“ bezeichnet.¹⁹⁷ Dazu kam „der neue Mittelstand“, die neuen Gruppen der Angestellten und der kleinen und mittleren Beamten in der Dienstleistung und Industrie, wie Verkäufer, Techniker, Chemiker, Laborgehilfen oder in der Verwaltung die Sekretäre, Buchhalter und Postbeamten. Diese Schicht war der Anzahl nach viel kleiner als die der Arbeiter und machte etwa ein Zehntel der Erwerbstätigen aus.¹⁹⁸

Ähnlich wie die Unterschichten bildeten die unteren Mittelschichten eine heterogene Sammelgruppe, denn sie waren ihrer Herkunft, ihrem Einkommen und ihren Lebensbedingungen nach recht unterschiedlich. Das Gemeinsame an ihnen bestand jedoch in dem

¹⁹⁵ Zitiert nach Wittmann, *Geschichte* 263.

¹⁹⁶ Wehler 130.

¹⁹⁷ Siehe Nipperdey 380; Hohendahl, *Literarische Kultur* 336.

¹⁹⁸ Schneider 200.

„Mittelständischen,“ in der Lebenslage und Lebensführung, in der konservativen, antiliberalen Mentalität und dem Abgrenzungswille nach unten wie nach oben. Von den Unterschichten unterschieden sie sich durch ihre Bürgerlichkeit, Betonung der Bildung, Berufstradition und Lebensstil. Außerdem waren sie seßhafter und legten großen Wert auf Stabilität und Ordnung. Dazu gehörten auch ein eigenes Haus mit einem autoritären Vater, sowie das Ideals des Familienglücks mit der Mutter als zentrale Figur der Familie. Frauen wurden von der Erwerbstätigkeit freigestellt und gaben sich ganz dem Haushalt und der Kindererziehung hin. Die Kindererziehung zielte auf Pragmatismus und Nützlichkeit. Neben den beruflich nutzbaren Kenntnissen wurden Charaktereigenschaften wie Anständigkeit, Fleiß, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, Zuverlässigkeit und Verantwortlichkeit betont. Hinter dieser Mentalität, hinter der Beharrung auf die alte stadtbürgerliche Welt und der Pointierung ihrer Werte als „Normalmoral der Gesellschaft,“ steckte hauptsächlich die Angst der Kleinbürger vor dem Abstieg bzw. Rückfall in den unteren Stand und der Proletarisierung.¹⁹⁹ Es bedeutete aber auch eine bewusste Abgrenzung von den oberen Schichten, vor allem der neuen Bourgeoisie, zu denen die Distanz immer größer wurde. Sie wiesen moderne kapitalistische Verhältnisse, vor allem das Bankkapital, ab, die vielen Kleinbürgern Unsicherheit und Unselbstständigkeit bereiteten. Schutz vor dem Abstieg suchten und erhielten sie von dem autoritären Staat. Die Angestellten bildeten eine Sondergruppe innerhalb des Staates. Sie waren die neue linientreue Schicht des Staates: Arbeitnehmer wie die Arbeiter, aber mit besonderem Arbeitsverhältnis und Versicherungsstatus.

Die Freizeitbeschäftigung der Kleinbürger gestaltete sich ähnlich wie bei den Arbeitern in vielen Aktivitäten im Freien (Sport, Ausflüge) und in Vereinen. Wie Schneider argumentiert, war das Vereinsleben für diese Schicht die bedeutendste Form des Zeitvertreibs und der

¹⁹⁹ Wehler 136.

Kulturschöpfung, denn in ihr fanden sie Elemente der früheren Zünfte wieder, wie Integration, Distinktion, Ordnung, Disziplin, und Anerkennung bei Turnieren, die sie für die verlorene Standesehre entschädigen konnte.²⁰⁰

Die Lesegewohnheiten der Kleinbürger waren auch etwas anders als die der Arbeiter. Da ihre Lebens- und Arbeitsumstände etwas besser waren und Bildung eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielte, waren auch Bücher Teil ihres Lebens. Sie besaßen nur wenige Bücher, höchstens ein Paar religiöse Werke, Sachbücher oder Reisebeschreibungen. Sie besorgten ihre Lektüre hauptsächlich aus den Leihbibliotheken, vor allem den Winkelleihbibliotheken (kleine Leihbibliothek in einem Marktflecken, meistens mit einem Bestand von veralteter Trivallliteratur) sowie den Volksbibliotheken. Sie machten das Hauptpublikum dieser Bibliotheken aus. Die Hauptlektüre dieser Schichten in den Bibliotheken war die Belletristik, vor allem Romane, Gedichte, Novellen und Reiseberichte. Die von ihnen bevorzugten Erfolgsautoren waren u.a. Eugenie Marlitt, Karl May, Sir Walter Scott oder Henry Dumas. Ihre Werke bildeten in den Augen dieser LeserInnen eine edlere Form der Kolportageromane. In diesen Romanen fehlte nämlich die Extremität der Kolportageromane, wie Grausamkeit, Gewalt und Erotik, und die Themen wie Abenteuer, Liebe und Verbrechen wurden immer unter Wahrung der Sittlichkeit dargestellt. Weiterhin waren in ihnen Familienidylle, Glück, Erfolg und ein Happyend fast obligatorisch. Diese leichte Unterhaltung mit Heiterkeit und Optimismus charakterisierte auch die anderen literarischen Gattungen: Lyrik und Drama. Auf dem Gebiet der Lyrik waren vor allem die einfachen Trink-, Wander- und Kirchenlieder populär. In der

²⁰⁰ Schneider 202.

Dramenkunst wurden von den Kleinbürgern hauptsächlich die leichten Volksstücke, Operetten, Possen, Zauberstücke und Varietés bevorzugt.²⁰¹

Neben Romanen und Lyrikbänden waren Familienzeitschriften wie *Die Gartenlaube*, *Daheim*, oder *Westermanns Monatshefte* typische Lektürewahl der Kleinbürger. Diese Zeitschriften, wie im vorigen Kapitel bereits dargestellt, boten bei Förderung der guten Sitten leichte Unterhaltung und nützliche Information aus dem Alltag für die ganze Familie. Zwar herrscht darin eine apolitische Haltung, doch war das Gros dieser Zeitschriften im Grunde genommen patriotisch-nationalistisch gesinnt, auch wenn sie in verschiedene politische und konfessionelle Richtungen tendierten. Ihr Hauptzielpublikum war zwar die kleinbürgerliche Familie, jedoch sprachen sie ein sehr heterogenes Publikum von den gebildeten Arbeitern bis zu den Oberschichten an, denn „die Idee der Familie überbrückte alle Raum und Standesunterschiede [...], die Probleme und Interessen der Familie sind eben relativ gesehen immer die gleichen gewesen.“²⁰² Die Popularität dieser Zeitschriften beruhte neben ihrer Themenvielfalt und der vielen Illustrationen auch auf dem Bestreben, ständigen Leserkontakt zu pflegen. Die LeserInnen hatten verschiedene Möglichkeiten ihre Stimmen hören zu lassen: Leserbriefe, kleinere Schriften, Rätsel, Gedichten wurden von ihnen verlangt und veröffentlicht. Auch der Ton dieser Zeitschriften war auf das Publikum, und vor allem auf das weibliche Publikum ausgerichtet: ein einfacher, persönlich-vertraulicher Plauderton wurde angeschlagen.

Die untere Mittelschicht, und vor allem die Frauen, bildeten neben Teilen der Arbeiterschaft das Gros des neuen Massenpublikums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dem Kleinbürgertum bedeutete die Lektüre einerseits eine wichtige Informationsquelle. Wie gesagt, Beruf, Bildung und Sachwissen war den Kleinbürgern primär. Ferner kamen den

²⁰¹ Siehe Schneider 204 und 214.

²⁰² Eva-Annemarie Kirschstein, *Die Familienzeitschrift. Ihre Entwicklung und Bedeutung für die deutsche Presse* (Charlottenburg: R. Lorentz, 1937) 97, zitiert nach Faulstich, *Medienwandel* 64.

Bedürfnissen und Dispositionen dieser Schicht die Romane und die neuen Medien auch entgegen. Sie vermittelten eine Welt, in der die alten Tugenden und vorkapitalistischen Lebensformen immer noch positiv gezeichnet, Lebenssituationen angesprochen und Probleme gelöst wurden, die sie auch kannten. Auch Schilderungen exotischer Gegenden kamen vor, die sie von der eigenen oft bedrückenden Realität ablenken konnten.

4.5 Mittlere und obere Mittelschichten: Bildungsbürgertum

Das Bildungsbürgertum bestand im Jahre 1850 aus einer außerordentlich kleinen, aber desto einflussreicheren Gruppe von etwa 23.000 bis höchstens 40.000 Männern; sie machten 0.3 Prozent der Erwerbstätigen aus. Rechnet man ihre Familien hinzu, erreicht diese Gruppe immer noch weniger als ein Prozent der Gesamtbevölkerung.²⁰³ Ihre Zahl wuchs zwar allmählich infolge der Ausdehnung der Verwaltung und der Justizreformen, sowie des Vordringens der Wissenschaften, aber dieses Wachstum war mäßig und ihr Anteil an der Reichsbevölkerung blieb bis zur Jahrhundertwende weiterhin unter ein Prozent.

Nach Schön könnte man das Bildungsbürgertum „als kulturellen Habitus“ definieren.²⁰⁴ Zum ihm gehörten alle, die ein akademisches Studium absolviert hatten oder zumindest das Abitur gemacht hatten. In diese Kategorie gehörten die akademisch Gebildeten, die höheren Beamten und Vertreter der freien Berufe, wie Professoren, Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Landräte, Pfarrer, Journalisten, Schriftsteller, Architekten und Ingenieure. Ähnlich wie die anderen Schichten charakterisierte auch diese Gruppe eine sozial heterogene Herkunft und große ökonomische Unterschiede. Dies kommt in den unterschiedlichen Schichtmodellen der Gesellschaft im 19. Jahrhundert auch gut zum Ausdruck. Hier wird das Bildungsbürgertum in

²⁰³ Wehler 126-127.

²⁰⁴ Schön 45.

eine mittlere und obere Mittelschicht eingeteilt, wobei Rechtsanwälte, Ärzte, und die höheren Beamten der oberen Mittelschicht angehören, während Professoren, Lehrer und die leitenden Angestellten die mittlere Mittelschicht konstituieren. Der Lebensstandard der mittleren Mittelschicht war z. B. mit dem eines wohlhabenderen Kleinbürgers vergleichbar. Aus der Perspektive der unteren Schichten gehörten sie jedoch zu den führenden Kreisen und genossen ein ähnlich soziales Ansehen.²⁰⁵

Das allerwichtigste Wesensmerkmal dieser Gruppe war die Bildung. Dies beinhaltete drei Faktoren: Titel und Abschlüsse, innere Bildung sowie ein objektives, kulturelles Kapital (z.B. Bücher, Gemälde, Musikinstrumente) zur Selbstbildung.²⁰⁶ Viele sahen sich zu diesen drei Aspekten verpflichtet, die seit der Aufklärung nahezu obligatorisch waren. Eine Tendenz zur Erwerbsorientierung und Verdinglichung der Bildung war jedoch unübersehbar. Der Besitz von Titeln und Bildungspatenten wurde in zunehmendem Maße nur als eine Bedingung einer Karriere betrachtet, und verdrängten immer mehr den Vorrang der Selbstbildung als rein humanistisches Element.²⁰⁷ Wehler weist darauf hin, wie diese Bagatellisierung von Bildungswerten zusammen mit einer Statusverunsicherung und dem langsamen Schwund politischer Bedeutung des Bildungsbürgertums gegen Ende des 19. Jahrhunderts in eine Kulturkrise und den Kulturpessimismus, und zuletzt in einigen Fällen auch zu neokonservativen und antisemitischen Auffassungen in dieser Schicht führte.²⁰⁸

Ein weiteres Kennzeichen dieser Gruppe war die Sprache. Die Sprache der Bildungsbürger setzte sich aus Elementen der Fach-, Wissenschafts- und Literatursprache zusammen. Charakterisiert hat sie ein reicher Wortschatz, Fremdwörter, komplexe Sätze,

²⁰⁵ Schneider 250.

²⁰⁶ Siehe Schneider 251.

²⁰⁷ Wehler 732-733.

²⁰⁸ Wehler 745-750.

Neigung zu Zitaten und Anspielungen auf Kulturgut.²⁰⁹ Zu diesem elaborierten Code gehörten auch Elemente der nonverbalen Kommunikation, die das tägliche Leben der Bildungsbürger bestimmen: Umgangsformen, Verhaltensweisen, Gestik und Mimik. Die Esskultur, der Wohnstil und Kleidung wurden durch Anständigkeitsnormen, Sittlichkeitserwartungen, aber auch praktische Überlegungen – manchmal sogar durch Asketik – geprägt.

Zur Bildung gehört selbstverständlich die Kultur, die Teil des Alltagslebens dieser Gruppe bildete. Meist hatte ihr kulturelles Kapital keine repräsentative, sondern eine rein pragmatische Funktion, was am Einrichtungsstil ihrer Wohnung zu erkennen war. Beispielsweise war die Hausbibliothek ein Arbeitsraum, die Bücher keine Prachtausgaben, sondern oft Studien- und Originalausgaben zur inneren humanistischen Bildung.²¹⁰ Kunst und Kunststücke, oder die Einrichtungsstücke wurden nicht nur zur Repräsentation oder aus Wohlgefallen gewählt. Um sie herum musste alles, was einer Analyse wert war, einen geistigen Gehalt haben. Die Gegenstände sollten Tradition belegen, eine Geschichte erzählen; Musik, Malerei und Literatur sollten einen höheren ästhetischen Wert vermitteln.²¹¹ Kultur war also nicht bloß ein Repräsentationsakt, sondern hat sogar die Normen im eigenen Leben bestimmt. Die schönen Künste und Literatur dienten zur Orientierung des sozialen Verhaltens und persönlichen Lebensnormen bis in die Gegenwart hinein. So ist der Literaturkanon entstanden, der aus hochwertig und anspruchsvoll bezeichneten Werken bestand und als einzig wahre und geistvolle soziale Legitimierung galt. Dagegen wurde die Kultur der unteren Schichten, geprägt durch Kolportageroman und Gassenhauer als illegitime, geistlose Erniedrigung wahrer Kultur deklariert.²¹²

²⁰⁹ Schneider 252.

²¹⁰ Schneider 251.

²¹¹ Siehe Schneider 252-253.

²¹² Schneider 258.

Die Lektüregewohnheiten des Bildungsbürgertums unterschieden sich also deutlich von denjenigen der anderen Sozialschichten. Diese war die Gruppe, die imstande war, sich Bücher zu leisten und es gar oft als moralische Pflicht empfand. Bücher dienten ihnen in erster Reihe zur eigenen geistigen Bildung, aber auch oft zur Repräsentation als Statussymbol. Zur geistigen Bildung gehörten die stille, einsame Lektüre anspruchsvollerer literarischer und wissenschaftlicher Texte, Zeitungen und Zeitschriften. Die private, intensive Lektüre antiker und deutscher Literatur wurde an den Gymnasien unterrichtet, und bildete ein Wesensmerkmal des gebildeten Lesers. Der Bildungsgrad bestimmte aber auch den Umgang mit Literatur im Allgemeinen, denn der Literaturunterricht erfolgte erst in den höheren Schulen, also in den Gymnasien und Realschulen. In den Volksschulen wurden die literarischen Texte nicht zur literarischen Bildung, sondern zur patriotisch-religiösen Erziehung benutzt.

Die höheren Schulen bestimmten ebenso die Lektürewahl. Die Bildungsbürger waren einerseits die Träger der klassisch-romantischen literarischen Tradition. Neben den antiken Autoren und Shakespeare waren für sie die wichtigsten deutschen Schriftsteller die deutschen Klassiker Schiller, Goethe und Lessing. Sie zählten zum nötigen Kulturgut, und waren für die Bildung der bürgerlichen und nationalen Identität der Schüler unerlässlich.²¹³ Neben den Klassikern hat der Literaturunterricht in den Gymnasien auch viele, heute inzwischen unbekannte Autoren der „trivialen und epigonalen Tagesliteratur,“ wie Gustav Freytag, Rudolf Baumbach, Joseph Viktor von Scheffel und Julius Wolff behandelt, die wegen ihrer historisierenden, patriotischen Themen für die ästhetische und ethische Bildung der Schüler von Bedeutung waren.²¹⁴ Werke der zeitgenössischen deutschen Autoren des Realismus und Naturalismus wie Fontane, Raabe, Keller, und Hauptmann waren zwar in den Schulbuchkanon

²¹³ Schön 44.

²¹⁴ Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre* 220.

nicht aufgenommen, aber sie gelangten auf Umwegen durch Leihbibliotheken, Zeitschrift und Sortiment zu einem Teil dieses Publikums.²¹⁵

Bei alledem war die Hauptlektüre des Bildungsbürgertums in erster Linie doch die Fachliteratur, in zweiter die Zeitungen und Zeitschriften. Technik und Wissenschaft haben die Welt im 19. Jahrhundert grundsätzlich verändert. Die revolutionären Veränderungen haben aber auch die Wissenschaften befördert. Die deutschen Gelehrten spielten eine führende Rolle in dieser Entwicklung der internationalen Forschung nicht nur in den Naturwissenschaften sondern auch in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften. Fachbücher und Fachzeitschriften entstanden in allen Forschungsgebieten und Berufen, insbesondere blühten sie aber in den wissenschaftlichen und technischen Bereichen. Einen Einblick in das breite Spektrum der Fachjournale kann der Bestand des *Allgemeinen Journal-Lesezirkels* der Buchhandlung von W. Adolf & Comp. in Berlin bieten. Der Lesezirkel hatte im Jahre 1871 453 Journale, davon 57 in Handelswissenschaft, Technologie und Bauwesen, 56 in Literaturwissenschaft, Kritik und Kunst, 52 in Medizin und Pharmazie, 48 in Philologie und Pädagogik, 38 in Naturwissenschaft, Astronomie und Mathematik, 38 in Rechts- und Staatswissenschaft sowie Politik, 27 in Theologie und Philosophie, 17 in Geschichte und Geographie und der Rest in Militaria, Mode und Unterhaltung.²¹⁶

Neben der Fachliteratur wurden, wie gesagt, vorwiegend Zeitungen und Zeitschriften gelesen. Von den Zeitungen wurden die politischen Zeitungen bevorzugt, wie die liberale *Vossische Zeitung* und die *Kölnische Zeitung*, die konservative (*Nord*)*Deutsche Allgemeine Zeitung* und die *Kreuzzeitung*, die katholische *Kölnische Volkszeitung* und *Germania*, die Zeitung der Zentrumsfraktion im Reichstag. Von den Zeitschriften wurden hauptsächlich die

²¹⁵ Aus Fontanes Gesamtwerk wurden jedoch seine patriotischen Balladen, historischen Romanen, und die *Wanderungen* für Schulbücher und Schulbuchkataloge ausgewählt.

²¹⁶ Jäger und Rudek 215.

Rundschau-, und Spezialzeitschriften sowie politische Witzblätter wie *Kladderadatsch* und *Simplizissimus* gelesen. Die Rundschauzeitschriften haben frühere kritische und literarische Zeitschriften abgelöst, ihr Zielpublikum blieb jedoch die kleine elitäre Gruppe aus dem Bildungsbürgertum. Charakteristisch für diese Zeitschriften war die Vermittlung von Politik, Kunst, Kultur und Wissenschaft mit einer inhaltlichen Seriosität, deren Erfolg durch die Mitwirkung von bedeutenden Gelehrten und Schriftstellern sowie durch die Streichung von Werbung garantiert wurde.²¹⁷ Die Themen der Rundschauzeitschriften waren unterschiedlich, denn es gab stärker politisch orientierte Zeitschriften wie die *Preußischen Jahrbücher*, *Die Zukunft* und kulturell-literarisch geprägte Zeitschriften wie die *Deutsche Rundschau*, *Die Gegenwart* und *Nord und Süd*. Die Veröffentlichungsmöglichkeit in den literarischen Rundschauzeitschriften war besonders für die Schriftsteller anspruchsvoller Literatur wie Fontane, Keller, Storm und Meyer von großer Bedeutung, denn die neuen Medien haben sie immer mehr zu Außenseitern gemacht.

Bei der bisherigen Schilderung bildungsbürgerlicher Lesegewohnheiten ist die Rolle der Frauen und Töchter als Teil des literarischen Markts noch nicht diskutiert worden. Zwar gehörten Familienmitglieder, also auch Frauen und Töchter zur gleichen sozialen Schicht wie Männer, jedoch zählten sie im engeren Sinne nicht zum Bildungsbürgertum, da sie bis zur Jahrhundertwende zum Abitur und Studium nicht zugelassen wurden. Natürlich gab es einige Frauen, die sich durch eine autodidaktische Bildung zum höheren Studium erkämpfen konnten, jedoch blieben sie die Ausnahmen.²¹⁸ Die meisten konnten höchstens an einer höheren Töchterschule zusammen mit den Töchtern der Besitzbürger eine Sekundärbildung erhalten. Die

²¹⁷ Stöber 249.

²¹⁸ Schneider 250

Frauen dieser Bürgergruppen, die „höheren Töchter,“ bildeten immerhin eine eigene literarische Kultur, die bei der Darstellung des Besitzbürgertums näher erörtert wird.

4.6 Oberschicht: Besitzbürgertum und Adel

4.6.1 Besitzbürgertum

Das Besitzbürgertum, oft auch Wirtschafts- und Großbürgertum oder Bourgeoisie genannt, entwickelte sich aus dem ehemaligen Stadtbürgertum und stieg rasch infolge der industriellen Revolution zur Führungsmacht auf. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug 2-3%, und bestand aus Industrieunternehmern, Generaldirektoren, großen Kaufleuten, den höchsten Staatsbeamten und einigen Agrarindustriellen.²¹⁹ Das Besitzbürgertum bildete eine ziemlich einheitliche Gruppe und wies die höchste Selbstrekrutierungsrate auf. Die Grenzen zwischen Adel und Besitzbürgertum waren dabei nicht so rigid und es gab zahlreiche Berührungspunkte zwischen beiden Sozialschichten.

Die Beziehung zwischen Besitzbürgertum und Adel war zwiespältig. Was sie verband, waren die politische und wirtschaftliche Führungsposition und der daraus resultierende repräsentative, oft üppige Lebensstil. Ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal, eigentlich ein Statussymbol dieser Gruppe, war ihr Wohnsitz: die Villa. Villen wurden im Grünen oder in einer noblen Vorstadt nach dem Vorbild eines Schlosses gebaut. Doch im Gegensatz zu den Schlössern wurden sie mit moderner Zentralheizung, Beleuchtung, und Kommunikationstechnik ausgestattet. Zur Villa gehörten auch eine große Garten- oder Parkanlage, ein Billardsaal, Musikzimmer und eine eigene Bibliothek mit repräsentativen Pracht- und Gesamtausgaben der Klassiker, mit Nachschlagewerken, Fach- und Sachbüchern und literarischen Neuerscheinungen,

²¹⁹ Schneider 226.

häufig in Fremdsprachen.²²⁰ In zunehmendem Maße leisteten sich einige Besitzbürger sogar ein Rittergut mit Schloss, dies zur Demonstration ihrer finanziellen Machtposition. Zum üppigen Lebensstil gehörten natürlich auch Pferde, Kutschen und die Teilnahme an der Jagd. Die Nachahmung von Adelsbräuchen breitete sich auch auf andere Lebensgebiete aus. So war unter vielen Besitzbürgern ein Titel wie der des Kommerzienrates und Ordnen wie der Roter-Adler-Orden als Zeichen ihrer Staatstreue begehrenswert. Dazu gehörte ferner der Dienst als Reserveoffizier im Militär. Lange wurde diese Tendenz als Aristokratisierung und Feudalisierung des Besitzbürgertums betrachtet, was dennoch die neuere Forschung widerlegt hat.²²¹ Die Aristokratisierung betraf nur einen geringen Prozent der Besitzbürger, vor allem die Großfabrikanten. Im Ganzen blieb aber das Besitzbürgertum in Verhaltensweise, Lebensform und Mentalität bürgerlich. Ein deutlicher Unterschied bestand bezüglich des Arbeitsethos. Der Besitzbürger war erwerbs- und leistungsorientiert und bevorzugte Berufe im Handel oder Wirtschaft. Der Adel dagegen verwaltete sein Landgut und nahm höchstens Berufe in der höchsten Staatsverwaltung, Diplomatie oder im Militär an. Ob liberal oder konservativ gesinnt, der Besitzbürger war, im Gegensatz zur Traditionsgebundenheit des Adels, modern orientiert.²²²

Im Vergleich zum Bildungsbürgertum waren es unter anderem Bildung, Mobilität, Heirat und gemeinsame soziale Verkehrskreise, die eine Annäherung zwischen den beiden Schichten ermöglichten.²²³ Erstens verband sie die Bildung. Das Besitzbürgertum besaß ein überdurchschnittlich hohes Bildungsniveau. Die Unternehmensführung verlangte praktisches und theoretisches Wissen, das man an Realschulen und Universitäten erhielt. Bildung war also begehrenswert, aber nur für praktische Zwecke. Kulturelle Bildung, wie noch gezeigt werden

²²⁰ Schneider 226 und 228.

²²¹ Siehe Wehler 721-722; Nipperdey 391-392.

²²² Schneider 227.

²²³ Nipperdey 390.

soll, war eher für repräsentative Zwecke. Zweitens wuchs die Mobilität zwischen diesen Gruppen, denn einerseits kamen infolge des Bedarfs an Fachkenntnissen immer mehr Unternehmer und Generaldirektoren aus akademischen Familien. Andererseits wählten auch die Söhne aus besitzbürgerlichen Familien in zunehmendem Maße Akademikerberufe. Drittens verknüpfte die Heirat diese Gruppen, denn nicht selten vermählten sich Unternehmersöhne mit Akademikertöchtern, aber auch umgekehrt galt es als akzeptabel, wenn eine Unternehmertochter einen Arzt-, Anwalts- oder Architektensohn heiratete. Schließlich verband sie das gemeinsame Studium, die Mitgliedschaft in Vereinen und die Teilnahme an geselligen Abenden. Wenn das Besitzbürgertum zahlreiche bildungsbürgerliche Werte und Normen auch übernahm, waren ihre Lebensauffassungen und ihr Lebensstil dennoch verschieden. Die Besitzbürger unterhielten oft internationale Geschäftsbeziehungen, waren praktisch und weltoffen, und führten ein luxuriöses Leben. Die Bildungsbürger waren dagegen häufig weltfremd und lebten ein eher bescheidenes Leben. Viele von ihnen verachteten die Wirtschaft und Geschäftswelt sowie die pompöse Lebensweise der „Bourgeoisie“ und wurden demzufolge die lautesten Kritiker dieser Schicht.

Wenn man die Lektürewahl und -gewohnheiten der Besitzbürger betrachtet, darf man einen Unterschied zwischen einem männlichen, weiblichen und jüdischen Publikum ziehen. Das männliche Publikum charakterisierte eine Gleichgültigkeit der schönen Literatur gegenüber. Die schnellen politischen, wirtschaftlichen und technischen Wandlungen verlangten von ihnen immer mehr die regelmäßige Lektüre von Fachliteratur. In ihren Mußestunden wurden dann in erster Reihe Zeitungen und Zeitschriften gelesen. Zur Belesenheit gehörte doch ein wenig schöne Literatur. Wie Schön feststellen konnte, war das Lesen der Belletristik unter Kindern und Jugendlichen, mehr unter Mädchen als Jungen üblich, weil es zur „Kulturpubertät,“ also zum

Prozess der Selbstfindung gehörte.²²⁴ In dem Moment jedoch, als die Jungen ihr Berufsleben begannen, galt das Romanlesen als „unmännlich,“ weil es ihre Tüchtigkeit und Seriosität in Frage stellte. Literatur gehörte im Grunde genommen zur Repräsentation, wozu nicht nur die Prachtausgaben in den Vitrinen zählten, sondern auch Lieder- und Konzertabende und der Besuch von Theater, Oper und Konzert. Eine besonders populäre Veranstaltung der Besitzbürger war der Liederabend mit einem prominenten Sänger, wo bekannte Kunstlieder u.a. von Schiller und Goethe in der Vertonung von berühmten Komponisten wie Robert Schumann, Franz Schubert oder Johannes Brahms vorgesungen wurden. Wenn jedoch Werke der schönen Literatur gelesen wurden, wurden sie vor allem zum Beweis der Belesenheit gewählt, die als eine Voraussetzung des gesellschaftlichen Erfolgs betrachtet wurde.²²⁵ Neben der schönen Literatur wurden von den Männern auch (Auto)Biografien gelesen, besonders weil immer mehr Politiker, Unternehmer und Wissenschaftler selber Autobiografien veröffentlichten, womit sie nicht selten eine gewisse Orientierungshilfe in der Welt boten.²²⁶

In der Fachliteratur des Besitzbürgertums wurden im Gegensatz zu den Bildungsbürgern nicht unbedingt die wissenschaftlichen Fachbücher bevorzugt, sondern eher die allgemein verständlichen Nachschlagewerke. Detailwissen in allen einschlägigen Bereichen war durch die rapide Entwicklung der Technik und Naturwissenschaften nicht mehr möglich. Doch war ein allgemeines orientierendes Wissen erwartet. Daher sind Sachbücher zu unterschiedlichen Zwecken entwickelt, wie romanartige, reich illustrierte Sachbücher sowie

²²⁴ Schneider 46.

²²⁵ Günter Hänzschel ed., *Bildung und Kultur bürgerlicher Frauen 1850-1918. Eine Quellendokumentation aus Anstandsbüchern und Lebenshilfen für Mädchen und Frauen als Beitrag zur weiblichen literarischen Sozialisation* (Tübingen: Niemeyer, 1986) 28.

²²⁶ Vgl. Schneider 241.

populärwissenschaftliche Lehrbücher. Berühmte Sachbücher dieser Zeit waren Alexander von Humboldts *Ansichten der Natur* und Justus von Liebig's *Chemische Briefe*.²²⁷

4.6.2 Frauenpublikum

In den Lesegewohnheiten des weiblichen Geschlechts machten sich erhebliche Unterschiede verglichen mit denjenigen des männlichen Publikums deutlich. Ähnlich wie bei den Männern beeinflusste die Bildung und die literarische Sozialisation an den höheren Schulen die Lektürewahl der Frauen. Weil sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch keine Möglichkeit hatten, eine Hochschulreife zu erwerben, erfolgte die höhere Ausbildung der Mädchen in privaten, kirchlichen oder kommunalen höheren Töchterschulen. Im Vergleich zu den Gymnasien bereiteten sie die Mädchen nicht auf das Studium oder einen Beruf vor. Sie erhielten lediglich einen oberflächlichen Unterricht in verschiedenen Fächern. Der Schwerpunkt ihrer Bildung wurde hauptsächlich auf gesellschaftliche Etikette, gesellige Konversation und Musik gelegt. Allerdings spielte diese Institution für die literarische Sozialisation der Mädchen eine bedeutende Rolle. Im Gegensatz zu den Gymnasien, in denen Latein und Griechisch mit der höchsten Stundenzahl unterrichtet wurden, wurde hier ein besonderer Akzent auf Deutsch und deutsche Literatur gesetzt. Ziel des Literaturunterrichtes war, „die verständnisvolle Liebe zu Worten und Werken“ der deutschen Sprache zu pflegen und die Mädchen zur Rolle der Erzieherin vom richtigen Lesen in der Familie auszubilden.²²⁸ Neben den Werken der Nationalliteratur wurden Literaturgeschichte und Biografien behandelt. Bei der Auswahl der Texte für Lesebücher spielten Gemütsbildung der Mädchen und die Vermittlung von sittlichen, moralischen und ästhetischen Werten eine wichtige Rolle. Diese Lesebücher waren mehrbändig

²²⁷ Vgl. Schneider 240.

²²⁸ Jana Mikota, „Tailoring the Reader for Higher Girls' Schools,“ *Publishing Culture and the Reading Nation*: *German Book History in the long Nineteenth Century*, ed. Lynne Tatlock (New York: Camden House, 2010) 180.

und beinhalteten Lesestücke mit Themen wie religiös-sittliches Leben, schöne Literatur, Geschichtliches, Erd- und Himmelskunde, Naturkunde.²²⁹ Zur Schärfung literarischen Geschmacks und ästhetischer Beurteilungsfähigkeit wurden überwiegend Gedichte und Versepen und nur wenig Prosa zur Deklamation zwecks Einübung dargeboten. Musterstücke wurden der Nationalliteratur entnommen, oft verstümmelt ausgewählt, um einen harmonisierenden und verschönenden Inhalt in einfacher Form für die Mädchen zu sichern.

Die literarische Sozialisation und die Lektüre waren besonders für die Frauen in vermögenden Bürgerfamilien von schlagender Bedeutung. Mit der Modernisierung des Lebens und somit auch des Haushalts verfügten Frauen und Mädchen über einen potenziell größeren zeitlichen Freiraum, als Frauen in anderen Schichten. Da sie anfangs mit dieser neu gewonnenen Freizeit nicht umgehen konnten, hörte man häufig Klagen in Kreisen großbürgerlicher Frauen über Langeweile, Unausgefülltsein, unnützen Müßiggang und Irritierung über das Unverständnis der Männer ihrer Lage gegenüber. Literatur bedeutete für sie, wie es Robert Prutz im Jahre 1859 formuliert hatte, einerseits die literarische Öffentlichkeit, den Raum, in dem sie für ihre Rechte kämpfen konnten, andererseits war sie Trost und Entschädigung „für die Leiden und Ungerechtigkeiten des Lebens.“²³⁰

Der literarische Markt reagierte schnell auf die zunehmenden Lektürebedürfnisse von Frauen. Verleger boten ihnen eine breite Skala von Konsumwerken in jeder Menge: Zitatenschatze, Lyrik-Anthologien, Anstandsbücher, Ratgeber, Novellen, Romane, Familienblätter, Frauenjournale, Mode- und Unterhaltungszeitschriften. Zwischen 1865 und 1879 zum Beispiel hat sich die Zahl der Frauen- und Familienzeitschriften und der Belletristik

²²⁹ Mikota 198.

²³⁰ Robert Prutz, *Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848-1856*, vol 2 (Leipzig: Voigt und Günther, 1859) 252. zitiert nach Gisela Brinker-Gabler, „Die Schriftstellerin in der deutschen Literaturwissenschaft: Aspekte ihrer Rezeption von 1835-1910,“ *Die Unterrichtspraxis / Teaching German* 9.1 (1976): 17.

um etwa 200% infolge der Zunahme vor allem der weiblichen Leserschaft vergrößert.²³¹

Wilhelm Heinrich Riehl urteilte schon im Jahre 1855 lange vor der voll ausgedehnten Demokratisierung des Lesens: „Unsere Buchhändler speculieren auf nichts eifriger als auf Damenlektüre: ein Dichter, den die Frauen kaufen, ist ein gemachter Mann. Die Frauen sind jetzt ‚ein Publikum‘ geworden für den Poeten [...] Am Ende sind sie gar ‚das Publikum‘, und das Publikum erzieht sich seine Poeten.“²³²

Nach Häntzschel entstand eine eigene weibliche Kultur, die bald eine prägende, wenn nicht dominierende Kraft im literarischen Leben in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde. Die Trägerschaft dieser Kultur wurden die wohlhabenden und gebildeten Frauen der mittleren und oberen Mittelschichten bzw. Oberschichten, denn sie hatten die finanzielle Möglichkeit, die Bildung und Freizeit zum Lesen. Frauen der unteren Schichten wurden gezwungen, sich am Erwerb des Lebensunterhalts zu beteiligen und kamen, wie schon gezeigt worden ist, nur gelegentlich zur Lektüre und auch dann hauptsächlich zur Lektüre des Unterhaltungsschrifttums.²³³

Die Ausdehnung des weiblichen literarischen Markts brachte neue Möglichkeiten auch für Frauen, die immer häufiger als Verfasserinnen von Anstandsbüchern, Ratgebern, Novellen, Erzählungen, Essays und Gedichten aufgetreten sind, und einige sogar als Herausgeberinnen von Frauenjournalen, Mode- und Unterhaltungszeitschriften tätig wurden. Anfangs publizierten viele noch unter einem Pseudonym, wie z.B. E. Marlitt (Eugenie John), W.(Wilhelmine) Heimbürg (Bertha Behrens) oder E. Werner (Elisabeth Bürstenbinder). Hauptgrund war, dass ihre Erfolgsaussichten unter einem männlichen oder neutralen Namen besser waren. Außerdem

²³¹ Ilse Rarisch, *Industrialisierung und Literatur: Buchproduktion, Verlagswesen und Buchhandel in Deutschland im 19. Jahrhundert in ihrem statistischen Zusammenhang* (Berlin: Colloquium Verlag, 1976) 66-67.

²³² Wilhelm Heinrich Riehl, *Die Familie* (Stuttgart, Augsburg: Cotta, 1855) zitiert nach Häntzschel, *Bildung und Kultur bürgerlicher Frauen 1850-1918* (1986) 32.

²³³ Häntzschel 4.

wurde es noch im 19. Jahrhundert lange als unstandesgemäß angesehen, wenn eine Frau aus den oberen Schichten arbeitete oder für die Öffentlichkeit schrieb. Eine Frau, die ihre Pflichten als Hausfrau, Mutter und Gattin vernachlässigte, wurde der Unweiblichkeit bezichtigt: „Denn was könnte es Widersinnigeres geben, als wenn ein Weib dem zarten Sinn der Weiblichkeit, der ihr Geschlecht adelt, entsagt, und, wenn auch nicht gerade der Sittlichkeit, so doch der Sitte herausfordernd entgentritt und männliche Gewohnheiten annimmt?“²³⁴ Der Anteil der Frauen an der Literaturproduktion nahm dennoch mit der Expansion des literarischen Markts und des weiblichen Publikums ständig zu. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurde der Beruf der Schriftstellerin bereits zu den wenigen Tätigkeitsbereichen gerechnet, die auch in den Ratgebern als akzeptierte Frauenberufe aufgelistet wurden: „Den Frauen, die mit Federn umzugehen wissen, wird heutzutage mancherlei schriftstellerische Thätigkeit geboten.“²³⁵ Einigen Frauen, wie zum Beispiel Eugenie Marlitt und Luise Mühlbach gelang es sogar, sich als freie Schriftstellerin zu etablieren und ihre Familien finanziell zu unterstützen. Mehr noch, sie zählten zu den erfolgreichsten Autoren ihrer Zeit.²³⁶

Die Dominanz der Frauen auf dem Markt hat jedoch auch zum Teil zur Trivialisierung der Literatur beigetragen. Alles was den Frauen produziert wurde, war im Stil gleich, und eine begrenzte Auswahl von Themen wie Liebe, Treue, Familienglück, Enttäuschung, Eifersucht, Hoffnung, Entsagung, Erfüllung waren bevorzugt. Diese Frauenliteratur bot neben leichter Unterhaltung auch Rat, Geistes- und Herzensbildung oder moralische Belehrung und enthielt nichts, „was eine fromme, reine, und stille Seele irre machen könnte.“²³⁷ Typische Beispiele

²³⁴ Caroline Milde, *Beruf und Frauenemanzipation*, zitiert nach Häntzschel 263.

²³⁵ Milde, zitiert nach Häntzschel 263.

²³⁶ Tatlock, *Publishing Culture* 9.

²³⁷ Julie Burow, *Blumen und Früchte deutscher Dichtung. Ein Kranz gewunden für Frauen und Jungfrauen* (Berlin: Schotte, 1860), zitiert nach Häntzschel 35.

dafür waren die Romane von Eugenie Marlitt u.a. *Goldelse* (1867) oder Wilhelmine Heimburgs *Lumpenmüllers Lieschen* (1879).

In den Lektüreempfehlungen der Anstandsbücher für Frauen wurde eigentlich jedes Werk vermieden, was Hässlichkeit, Anstößigkeit oder philosophische Themen, die den Kopf nur verwirren, beinhaltete. So kamen in diesen Ratgebern Werke der Jungdeutschen, Realisten und Naturalisten gar nicht vor. Aber auch die Werke von Klassikern wie Schiller und Goethe wurden einer strengen Auswahl unterzogen. Dagegen empfahl man beschönigende und harmonisierende Dichtung wie die Gedichte von Emanuel Geibel und Oskar von Redwitz, denn „durch diese können nur jungfräuliche heilige Gefühle in der Mädchenbrust erregt werden.“²³⁸ Stil und Sprache der Werke waren einfach, gefühlsbetont, einprägsam, verständlich wegen der Beispiele aus dem praktischen Leben, und sie hatten einen persönlich-intimen Ton häufig, der bereits im Titel annonciert wurde. Exemplarisch dafür wäre Julie Burows Lyrik-Anthologie mit dem Titel *Blumen und Früchte Deutscher Dichtung: Ein Kranz gewunden für deutschen Frauen und Jungfrauen* (1859) oder ihr Zitatenschatz *Herzensworte. Eine Mitgabe auf dem Lebensweg. Deutschlands Töchtern gewidmet* (1859).

Diese Trivialisierung der weiblichen Literatur stieß bald auf heftige Kritik, selbst unter Frauen. Den Hauptgrund der Popularität der Trivilliteratur sah man vor allem in der unzureichenden Bildung der Frauen, was bereits in einem zeitgenössischen Aufsatz von der Schriftstellerin Rosa Mayreder zum Ausdruck kommt:

in dem Maße, als die Bildung des weiblichen Geschlechts hinter der des männlichen zurückbleibt, jene Trennung in der Literatur platzgreift, die

²³⁸ Hohenhauser, *Lektüre*, zitiert nach Hänzschel 31.

schließlich ein monströser Auswuchs im Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts geworden ist.²³⁹

Die zeitgenössische Kritik, unterstützt durch die Frauenbewegung um die Jahrhundertwende, nahm den Kampf gegen diese sentimentale Literatur auf. Lynne Tatlock weist jedoch darauf hin, dass bei der Beurteilung dieser Werke nicht nur ihre Trivialität berücksichtigt werden soll. Sie betont, dass die Werke der Marlitt, Heimburg oder anderer erfolgreichen Schriftstellerinnen zu ihrer Zeit auch eine Art „literarischer Kanon“ bildeten. Ihre Bedeutung bestand vor allem darin, dass sie den Bedürfnissen ihrer Leserinnen entsprachen und ihre Träume, Werte und Selbsterkenntnis förderte. Außerdem bekräftigten sie die Frauen in der Erfüllung ihrer Pflichten für die deutsche Nation als Mutter, Gattin und Hausfrau im Haushalt tätig zu sein und spielten somit eine wichtige Rolle in der Konstruktion der deutschen nationalen Identität.²⁴⁰

4.6.3 Jüdisches Publikum

Eine weitere Lesergruppe innerhalb des Besitzbürgertums bildeten die Juden. Sie waren eine ziemlich einheitliche Sondergruppe in der deutschen Gesellschaft. Die Mehrheit von ihnen gehörte den Mittelschichten zu, und zwar zum Bildungsbürgertum. Um ihre Mentalität und ihren literarischen Geschmack jedoch besser in Griff zu bekommen, werden sie erst hier nach der Darstellung der Mittelschichten unter der Kategorie des Besitzbürgertums behandelt.

Die Geschichte des Judentums im 19. Jahrhundert war eine Geschichte ihrer Emanzipation, Integration und Assimilation. Die Zahl der Juden um 1871 betrug 512.000

²³⁹ Rosa Mayreder, *Zur Kritik der Weiblichkeit, Essays* (Jena, Diederichs 1905) 198, zitiert nach Hänzschel 42.

²⁴⁰ Tatlock, *Publishing Culture* 13; Lynne Tatlock, „The Afterlife of Nineteenth-Century Popular Fiction and the German Imaginary: The Illustrated Collected Novels of E.Marlitt, W. Heimburg and E.Werner,” *Publishing Culture* 120.

Personen und stieg bis 1910 um 20% an. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung minderte sich wegen geringerer Kinderzahl, Assimilation und Auswanderung zwischen 0,95% und 1.25%.²⁴¹ Ihre geografische Verteilung wurde durch ihre starke Konzentration in den Mittel- und Kleinstädten, und in den Großstädten wie Berlin und Frankfurt charakterisiert. Ihrer beruflichen, ökonomischen und sozialen Position nach gehörten sie überwiegend zu den mittleren und oberen Mittelschichten mit einer kleinen aber sehr einflussreichen Oberschicht und einer kleinen ärmlichen Unterschicht. Sie waren stark im Handel und in den freien Berufen vertreten, und ihr Anteil an den Führungsschichten war überproportional groß.²⁴²

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte den Juden den Abschluss ihrer Emanzipation, indem ihre formale bürgerlich-rechtliche Gleichstellung spätestens bis zur Reichsgründung in jedem Staat garantiert wurde. Eine völlige Gleichstellung war es jedoch nicht, weil es überall Einschränkungen gab, hauptsächlich in den Beamtenberufen, höheren Ministerialstellen und Schuldienst, Diplomatie und Militär, in denen die Zulassung der Juden zum Teil sogar verboten war. Erlaubt waren sie dagegen in der Justiz, den Wissenschaften, freien Berufen, und in der Wirtschaft. Die Abneigung gegen die Juden ist durch alt hergebrachte und religiöse Vorurteile zu erklären. Aber eine neue Form von Antisemitismus machte sich seit Ende der 1870er Jahre spürbar. Die Juden wurden als eine andersgeartete Rasse definiert und wurden mit den negativen Folgen des Kapitalismus, mit Macht, Modernität und kritischem Intellektualismus identifiziert. Trotz solcher antisemitischen Ansichten konnten viele Juden in der zweiten Jahrhunderthälfte erfolgreich assimilieren. Besonders auf dem Kulturgebiet wird eine gelungene Assimilation konstatiert, so dass sie in bürgerlichen Kulturangelegenheiten stark

²⁴¹ Nipperdey 397.

²⁴² Nipperdey 398.

präsent waren.²⁴³ Sie verkehrten häufig im Theater, in der Oper, in Konzerten und Gemäldegalerien; sie waren Stammkunden der großen Buchhandlungen und lasen klassische (Goethe, Schiller, Lessing) wie auch zeitgenössische Autoren wie Theodor Storm und Fontane. Sie übernahmen also weitgehend die Lebensweise der Bildungsbürger und dessen Bildungsideal und hatten sogar einen überproportional hohen Anteil an höheren Jungen- und Mädchenschulen. Zudem konvertierten sie oft zum evangelischen Glauben. Mit der Studie *Jüdisches Bürgertum in Frankfurt am Main im 19. Jahrhundert* bietet Andrea Hopp einschlägige Beispiele der Lektüregewohnheiten der Frankfurter Juden, basierend auf Lebenserinnerungen einzelner Vertreter wie etwa Jacob Epstein. In seinen Memoiren erwähnt Epstein beispielsweise Heinrich Heine, Gustav Freitag, Berthold Auerbach, Karl Gutzkow und führende Titel der periodischen Presse wie *Die Frankfurter Zeitung*, *Die Zukunft*, und *Simplicissimus*. Hopp weist auch darauf hin, dass die jüdische Presse in den jüdischen Familienkreisen Frankfurts weniger gelesen wurde. So fand z.B. *Der Freitagabend, eine Familienschrift*, eine jüdische Nachahmung der *Gartenlaube*, in diesen Kreisen keine Resonanz und wurde nach einem Jahr eingestellt.²⁴⁴

Ähnlich beschreibt Marion Kaplan aufgrund von Tagebüchern und Memoiren die Lektüregewohnheiten des deutsch-jüdischen Bürgertums, vor allem der Frauen.²⁴⁵ Sie betont die außerordentlich wichtige Rolle der jüdischen Mütter bei der Kindererziehung, der Vermittlung von deutschen bürgerlichen Werten bei gleichzeitiger Bewahrung jüdischer Traditionen. Neben den ausländischen Autoren wie Sir Walter Scott und Charles Dickens lasen sie Goethe und Schiller, Lessing, Heine und die Märchen der Gebrüder Grimm. Laut Kaplan war Fontane einer

²⁴³ Jonathan M. Hess, „Beyond Subversion: German Jewry and the Poetics of Middlebrow Culture,” *The German Quarterly* 82.3 (2009): 318.

²⁴⁴ Andrea Hall, *Jüdisches Bürgertum in Frankfurt am Main im 19. Jahrhundert* (Stuttgart: Steiner, 1997) 273.

²⁴⁵ Marion A. Kaplan, „Gender and Jewish history in Imperial Germany,” *Assimilation and Community: the Jews in Nineteenth-Century Europe*, eds. Jonathan Frankel and Steven J. Zipperstein (Cambridge: Cambridge UP, 1992) 210.

ihrer Lieblingsautoren, denn in seinen Gesellschaftsromanen fanden sie nicht nur Unterhaltung, sondern auch Information über das Leben des deutschen Bürgertums. Viele Memoiren weisen auch auf jüdische Frauen als eifrige Zeitungs- und Zeitschriftenleserinnen. Am populärsten war unter ihnen die Zeitschrift *Die Gartenlaube*, die für sie ein charakteristisches Bild über das kulturelle und soziale Milieu des Bürgertums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermittelte.²⁴⁶

Bei der Beurteilung des kulturellen Assimilationsprozesses ist dennoch die Existenz der jüdischen Presse, der deutsch-jüdischen Literatur, sowie eines aktiven jüdischen Gesellschafts- und Vereinslebens nicht zu übersehen. Aus diesem Grunde schlug die neuere Forschung in Zusammenhang mit Theorien der Öffentlichkeiten und Mehrfachidentität vor, das deutsch-jüdische Zusammenleben nicht als Assimilation, sondern mit einer feineren Terminologie zu bezeichnen, die die Parallelität oder sogar Wechselbeziehung dieses Zusammenlebens ausdrückt. Nach David Sorkin entstand seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts eine deutsch-jüdische Subkultur, die vor allem durch das Bestehen von jüdischen Gesellschaften und anderen Geselligkeitsformen, die sich als Reaktion auf den Ausschluss aus diesen deutschen Organisationen zu verstehen sind. Till van Rahden nennt dies „parallel associational life.“²⁴⁷ Andere Auffassungen weisen jedoch darauf hin, dass diese These für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr haltbar sei, weil seit den 1850er Jahren immer mehr Juden Zugang zu deutschen Vereinen und Gesellschaften fanden. Nach Rahden lasse sich diese Teilnahme der Juden an solchen Organisationen und an der deutschen Kultur insgesamt, vielmehr als eine „situative Ethnizität“ bezeichnen. Juden haben versucht, ihre Identität als ethnische Gruppe zu bewahren, wenn sie auch gleichzeitig am politischen, kulturellen und sozialen Leben des

²⁴⁶ Kaplan 210.

²⁴⁷ Till van Rahden, „Jews and the Ambivalences of Civil Society in Germany, 1800-1933: Assessment and Reassessment,” *The Journal of Modern History* 77 (2005): 1033.

deutschen Bürgertums partizipierten. Dabei sei diese Teilnahme keine passive, sondern insgesamt aktive Mitwirkung an der Formung der bürgerlichen Kultur des deutschen Bürgertums gewesen.²⁴⁸

Eine stärkere Bindung an Tradition und jüdische Identität war besonders im mittleren und kleineren Bürgertum und vor allem unter den Frauen zu beobachten. Marion Kaplan weist darauf hin, welche bedeutende Rolle die jüdischen Frauen bei der Ausbalancierung von jüdischer Identitätsbewahrung und Integration im Kaiserreich spielten. Als zentrale Figur der Familie übte die Frau großen Einfluss auf den sozialen Umgang, die kulturelle Orientierung, Bildung, und Lesesozialisation der Familienmitglieder. Nach Kaplan führten sie einen deutsch-bürgerlichen Haushalt, betonten die Bedeutung von Bildung und deutscher Kultur sowie Loyalität zum Kaiser. Dennoch waren sie gleichzeitig die Hüter von Tradition in der Privatsphäre, bewahrten jüdische Familienrituale wie Essgewohnheiten, Familienfeste und religiöse Gepflogenheiten zur Untermauerung intimer Familienbeziehungen und eines breiteren jüdischen Sozialnetzwerkes.

Bei der Identitätsfindung bzw. -stabilisierung kann man der deutsch-jüdischen Presse und Literatur, vor allem der populären Literatur, eine besondere Wichtigkeit beimessen. Es entstand eine Reihe von Zeitungen und Zeitschriften, die auf deutschsprachigen Gebieten weite Verbreitung fanden und trugen dadurch zur Herausbildung eines kollektiven Bewusstseins deutschsprachiger Juden bei.²⁴⁹ Die bedeutendsten deutsch-jüdischen Periodika waren *Allgemeine Zeitung des Judenthums* (1837-1922), *Jüdisches Volksblatt* (1853-1866) oder *Der Israelit: Centralbogen für das orthodoxe Judenthum* (1860-1938).

In der deutsch-jüdischen Literatur muss man ähnlich wie bei der deutschen Literatur einen Unterschied zwischen hoher Literatur für Gebildete und weniger anspruchsvoller Literatur

²⁴⁸ Van Rahden 1043.

²⁴⁹ Hess, *Beyond Subversion* 319.

für die unteren Schichten, dann für Frauen ziehen. Im heutigen Literaturkanon fehlen für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts kanonisierte jüdische AutorInnen wie es z.B. Rahel Varnhagen, Heinrich Heine und Ludwig Börne für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts oder Franz Kafka, Stefan Zweig und Else Lasker-Schüler für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind. Für die Identitätsfindung der Juden war jedoch eben die weniger anspruchsvolle Literatur von großem Interesse. In jener Zeit entstand eine neue ‚Gattung,‘ die jüdische Belletristik. Eine ganze Reihe von Romanen, Novellen, und Erzählungen wurden von, über und für Juden veröffentlicht. Zielpublikum waren die Mittelschichten, wiederum in erster Linie die Frauen. Die erfolgreichsten Werke dieser jüdischen Belletristik waren wohl Sara Hirsch Guggenheims *Proselyten* (1876-77), Phöbus Philippons *Die Marannen* (1837) und Leopold Komperts *Aus dem Ghetto* (1848).²⁵⁰ Nach Hess bestand die Bedeutung dieser Literatur darin, dass sie ein Bild des harmonischen Zusammenwirkens jüdischer und deutscher Kultur vermittelten. Sie übten keine radikale Kritik am deutschen Bürgertum, sondern erzählten Geschichten, in denen es um die erfolgreiche Integration der Juden in die deutsche bürgerliche Kultur unter Bewahrung ihrer jüdischen Identität ging.²⁵¹

4.6.4 Adel

Die andere Gruppe innerhalb der Oberschicht war der Adel. Das 19. Jahrhundert erlebte den langsamen gesellschaftlichen Abstieg des deutschen Adels. Die Reformwellen in der ersten Jahrhunderthälfte, die in der Abschaffung von Standesrechten kulminierten, die Agrarrevolution und das Vordringen liberaler Kräfte deuteten auf einen unaufhaltbaren Machtverlust des Adels hin. Dieser Prozess wurde jedoch mit den Kriegen der 1860er und 1870er Jahre und Bismarcks

²⁵⁰ Vgl. Jonathan M. Hess, *Middlebrow Literature and the Making of German-Jewish Identity* (Stanford: Stanford UP, 2010).

²⁵¹ Hess 332.

Politik verlangsamt, die die Herrschaftsposition des Adels erneut unterstützten. Der Adel konnte somit in der zweiten Jahrhunderthälfte seinen Einfluss auf den Gebieten der Diplomatie, der höheren Staatsadministration und natürlich des Heers noch für weitere Jahrzehnte behaupten.

Die Zahl der Adelligen war nach Einschätzungen von Heinz Reif gering, etwa 140.000 Personen um 1815/30, die etwa 0.5 % der Gesamtbevölkerung ausmachten. Diese Zahl hat sich trotz Nobilitierungen bis zum 1920er halbiert.²⁵² Die überwiegende Mehrheit der Edelleute gehörte zum Niederadel, ein kleiner Teil zum Hochadel und nur ein Paar Duzend Familien (22 um 1871) zu den Fürstenhäusern. Politische, gesellschaftliche und ökonomische Veränderungen im 19. Jahrhundert haben den Adel auf unterschiedliche Weise betroffen. Ein kleiner Teil war bereit, sich an die neuen Umstände anzupassen. Sie eigneten sich das Leistungs- und Bildungsprinzip der Besitzbürger an und wurden Unternehmer und Investoren. Die meisten verharrten jedoch im Traditionsmäßigen und bestanden auf ihre historischen Vorrechte. Sie versuchten ihre Macht und ihr Prestige mit allen möglichen Mitteln zu behaupten. Als „geborene Führer“ gingen sie in Politik und Regierung oder als Offiziere zum Militär, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Demgemäß waren auch die ökonomischen und sozialen Unterschiede sehr stark. Man denke an die bayerische standesherrliche Familie Thurn und Taxis, deren Vermögen mit dem der englischen Hocharistokratie vergleichbar war, oder an den verschuldeten Niederadel, dem nur der Familienstolz und die Ehre geblieben waren, wie Fontane es zum Beispiel in *Die Poggenpuhls* (1896) darstellt.

Das Leseverhalten des Adels war sehr unterschiedlich. Für die meisten waren Bücherbesitz und Literatur von keinerlei Bedeutung. Besonders die märkischen und ostelbischen Junker hatten wegen ihrer unliterarischen Haltung einen schlechten Ruf: „unsere

²⁵² Heinz Reif, *Adel im 19. und 20. Jahrhundert* (München: Oldenbourg, 1999) 8-9.

Rittergutsbesitzer in Pommern oder Mecklenburg, die wenn sie auch einen Theil ihrer Jugend auf Universitäten verkneipt haben, nur denn zu einer Zeitung greifen, wenn sie die Geburt eines gesunden Jungen oder einen Viehmarkt annoncirt haben, aber zu einem Buche – nie, nie!”²⁵³

Dagegen war eine lebhaftere literarische Kultur vor allem unter den Edelleuten in Ostpreußen, Baltikum und in der Habsburgermonarchie festzustellen. Sie haben nicht nur große Bibliotheken eingerichtet, sondern auch literarische Soirée (Vorleseabende, Aufführungen) organisiert.

Außerdem gehörten Belesenheit und Kenntnis literarischer Novitäten zum guten Ton.²⁵⁴

Zwischen diesen zwei Polen gab es noch diejenigen Adeligen, die neben der Zeitung auch ab und zu Bücher lasen oder mindestens vorlesen ließen, und deren literarischer Geschmack mit dem des nationalkonservativen Bürgertums übereinstimmte: Gustav Freytag, Berthold Auerbach, Karl Gutzkow, Levin Schücking, Henriette Paalzow, Luise Mühlbach, Ida Hahn Hahn und Ludovika Hesekeel waren die meist gelesenen AutorInnen in diesen aristokratischen Kreisen.²⁵⁵ Der Bücherkauf war unter ihnen nicht üblich, sie besorgten ihre Bücher hauptsächlich aus Leihbibliotheken. Die zwei bekanntesten Leihbibliotheken, die auch von den höheren Offizieren und Hofbeamten frequentiert wurden, waren Fritz Borstells Lesezirkel in Berlin und Albert Lasts Literatur Institut in Wien.

Zum Schluss soll noch die Lektüre der regierenden Häuser kurz angeführt werden. Der bayerische König Maximilian II. war für sein Mäzenatentum berühmt. Er hatte den Münchner Dichterkreis initiiert und Dichter wie Paul Heyse, Emanuel Geibel, Felix Dahn, Friedrich von Bodenstedt um sich versammelt. Auch andere Höfe hatten enge Beziehungen zu Schriftstellern, so Herzog Ernst II. von Coburg zu Freytag oder die Höfe von Sachsen-Weimar,

²⁵³ Stephan Gätschenberger, *Die unwürdigen Literaturzustände im neuen deutschen Reiche und die Mittel, durch welche Deutschland auch ein geistiges Uebergewicht erringen könnte. Ein kleines Surrogat für den verunglückten Weimarer Dichtertag* (London: Wohlaer, 1874) 11, zitiert nach Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre* 229-230.

²⁵⁴ Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre* 230.

²⁵⁵ Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre* 229.

Sachsen-Coburg-Gotha zu Auerbach. Im Allgemeinen konnte man jedoch von einem Mäzenatentum der Höfe gegenüber der Literatur in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht sprechen. Wenn sie die Kunst überhaupt unterstützt haben, dann haben sie in erster Linie die bildenden Künste und Musik gefördert. In seinen Memoiren berichtet Louis Schneider, Vorleser des preußischen Kaisers Friedrich Wilhelm IV., wie sich die Hohenzollern z.B. nur für vaterländische (preußische) Gedichte und Geschichten (Militärhumoresken, Garnionsgeschichten), Grusel- und Kriminalnovellen und Dramen (besonders von Wolfgang R. Griepenkerl und Salomon Hermann von Mosenthal) interessierten.²⁵⁶ Sie haben diese Autoren gelegentlich zum Hof eingeladen, aber als Mäzen haben sie sie nicht unterstützt.

In diesem Kapitel versuchte ich zu zeigen, wie vielschichtig und heterogen das Lesepublikum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war. Selbstverständlich war das allgemeine Publikum mit der eigentlich literarischen Leserschaft nicht identisch. Die Frage, aus welchen sozialen Gruppen sich das Publikum konstituierte und wer zum literarischen Publikum insbesondere gehörte, beschäftigte auch schon die zeitgenössische Kritik.

Nach dem *Konversationslexikon für alle Stände* aus dem Jahre 1859 war die Lektüre der klassischen und anspruchsvolleren modernen Literatur noch ein „Privileg“ der gebildeten Elite, einer sehr schmalen Schicht der Bevölkerung: „Die höhere Leselehre, welche die Ästhetik als Ziel vor Augen hat, bleibt fast ausschließlich Sache der höheren Schulen, weil die Zeit der Volksschule es nicht erlaubt, bis zu jener Höhe empor zu steigen.“²⁵⁷

Im Jahre 1889 werden jedoch schon das Volk und die Frauen ebenfalls als Konstituenten des Publikums in Betracht gezogen. Edmund Wendgraf beantwortete die Frage „Wer ist das Publikum“ in der sozialdemokratischen Zeitschrift *Die Neue Zeit*. Nach ihm bestand das

²⁵⁶ Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre* 230.

²⁵⁷ Zitiert nach Schön 43.

literarische Publikum aus den vermögenden und gebildeten Teilen des Bürgertums, und vorwiegend aus Frauen:

Gewisse Ästhetiker und Literaturhistoriker sind rasch dabei, Publikum einfach mit ‚Volk‘ zu übersetzen. Allein der Begriff hat einen viel enger zu bezeichnenden Inhalt. Das Publikum ist derjenige Teil der wohlhabenden Klassen, der im Stande geneigt ist, Bücher zu kaufen oder doch wenigstens die Leihbibliotheksgebühr zu zahlen, also ein sehr geringer Bruchteil des Volkes! [...] Das literarische Publikum besteht nämlich vorwiegend aus den Frauen und Mädchen der wohlhabenden Klassen, während das männliche Geschlecht von der Belletristik nichts wissen will.²⁵⁸

Ähnlich wie das Konversationslexikon definiert dagegen Albert Dresdner im selben Jahr das literarische Publikum in einem engeren Sinne in einem Aufsatz im *Kritischen Jahrbuch*. Bei einer Untersuchung „welches ist das Publikum unserer Litteratur“ berücksichtigte er „das niedere Volk,“ das „Bürgertum“ und die „oberen Zehntausend.“ Daraus schlussfolgerte er:

Das Publikum unserer Literatur, in einem strengeren Sinne verstanden, wird gerade nicht durch alle die gebildet, welche Bücher lesen. Denn das Verständnis für literarische Erzeugnisse setzt einen hohen Grad von Empfänglichkeit, von eindringendem Ernste, von Freiheit des Urteils und vor allem auch von der Fähigkeit voraus, sich in eines anderen lebendigen Geist unbefangen versetzen zu können. Das Publikum, das *diese* Eigenschaft besitzt, ist es, welches für unsere Literatur von Bedeutung ist. [...] so wäre der letzte Schluss, zu dem wir gelangen, der, dass unsere Dichtung in ihrem ganzen Werthe nur für eine verschwindend geringe Anzahl unserer Volksgenossen besteht und arbeitet.²⁵⁹

Die Anlage zu einer solchen Empathiefähigkeit und Feinfühligkeit, die Dresdner von den LeserInnen verlangt, kam hauptsächlich im gebildeten Bürgertum vor, denn literarische Sensibilisierung konnte nur von denjenigen kultiviert werden, die dazu die nötige Bildung und Freizeit hatten.

²⁵⁸ Edmund Wengraf, „Literatur und Gesellschaft,“ *Die neue Zeit: Revue des geistigen und öffentlichen Lebens* 7/6 (1889) 246, 248, online, Online-Edition der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Internet, 08.März 2015. Available: http://library.fes.de/cgi-bin/neuzeit.pl?id=07.00557&dok=1889&f=1889_0241&l=1889_0248.

²⁵⁹ Zitiert nach Schön 43-44.

Wenn also Literatur in einem engeren Sinne, als hohe, anspruchsvolle Literatur verstanden wird, so gehörte nach den zeitgenössischen Aussagen eine sehr schmale Schicht der Bevölkerung, die bildungsbürgerliche Elite zum Publikum der Literatur. Das Publikum für ‚anspruchsvolle‘ Literatur kann aber auch in einem weiteren Sinne verstanden werden. Jost Schneider zum Beispiel definiert Literatur in einem literatursoziologischen Sinne, und berücksichtigt nicht nur die schichtenspezifische ästhetische Norm eines Werkes (nämlich diejenige der Bildungsbürger), sondern nimmt auch die literarische Kommunikation der verschiedenen Bevölkerungsschichten in Betracht. So lässt er Texte von verschiedener Qualität zur literaturtheoretischen Diskussion zu. Er erklärt den literarischen Text als „eine Abfolge von Laut- oder Schriftzeichen, die fixiert und/oder sprachkünstlerisch gestaltet und/oder ihrem Inhalt nach fiktional sind.“²⁶⁰ Er versucht mit diesem weitgefassten Literaturbegriff die Vielfalt der Literatur, die die literarische Kultur der verschiedenen Rezipienten- und Produzentengruppen ausmacht, gerecht zu werden. In diesem Sinne werden also Trivilliteratur und andere populäre Lesestoffe ebenfalls zur Literatur gezählt. Damit darf man zwischen 1850-70 neben der bürgerlichen Elite auch kleinbürgerliche Leser (Handwerker und Angestellte) und – seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts – auch die untersten Schichten zu Konsumenten ‚literarischer‘ Werke zugezählt. Somit rückt man vom üblichen Kanonbegriff ab. Welche Auffassung von Literatur und literarischem Publikum Fontane hatte, und wer zu seiner Leserschaft zählte, sind Themen des nächsten Kapitels.

²⁶⁰ Schneider 10.

KAPITEL 5

FONTANES LESER

5.1 Leserforschung im 19. Jahrhundert - methodische Schwierigkeiten und Quellenprobleme

Macht man sich die Erforschung des Lesepublikums im 19. Jahrhundert zur Aufgabe, wird man auf verschiedene methodische Schwierigkeiten stoßen. Einerseits ergeben sich die Probleme aus der Beurteilung der empirisch-historischen Leserforschung in der Literaturwissenschaft. Einigen Literaturtheorien nach, die das Kunstwerk als ein autonomes Gebilde auffassen und seine gesellschaftliche Bedeutung infrage stellen, seien Leserforschung und ihre Ergebnisse für die Interpretation der Literatur irrelevant.²⁶¹ Sie sind der Auffassung, dass keinerlei Forschung zur Produktion, Distribution oder Rezeption zur Erläuterung eines ästhetischen Werkes beitrüge. Ein anderer Vorbehalt gegen die Leserforschung besteht in der Unzuverlässigkeit der Forschungsergebnisse. Zuverlässige Quellen sind spärlich vorhanden, folglich seien die Resultate eigentlich oft nicht aussagekräftig.²⁶² Engelsing betont sogar, dass nicht einmal die statistischen Angaben im modernen Zeitalter, wofür eine Menge hoch verifizierbare Daten über die Literaturproduktion und –distribution zur Verfügung stehen, etwas Beweiskräftiges über den Gebrauch und Verbrauch von Literatur aussagen können. In Hinsicht auf die Relation zwischen Bestand und Bevölkerungszahl, kann z.B. festgestellt werden, dass nicht alles gelesen wurde, was ausgeliefert, ausgeliehen oder gekauft worden ist. Und umgekehrt,

²⁶¹ Vgl. Gunter Grimm, „Einführung in die Rezeptionsforschung,“ *Literatur und Leser. Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke*, ed. Gunter Grimm (Stuttgart: Reclam, 1975) 11-12; Hohendahl, *Literarische Kultur* 303.

²⁶² Hohendahl, *Literarische Kultur* 303; Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre* 1, 46-47.

hätte dasselbe Buch von mehreren Personen gelesen werden können.²⁶³ Wenn man diese Statistiken und Quellen mit Vorsicht behandelt, darf man doch Rückschlüsse auf Leserschaft, Lesegewohnheiten und Lesergeschmack ziehen.²⁶⁴

Bei der Erforschung der historischen Leserschaft einer Autorin bzw. eines Autors können verschiedene Quellen verwendet werden. Es handelt sich hier primär um überlieferte Materialien wie Tagebücher, Briefwechsel mit den Verlegern und anderen, Autobiografien, Memoiren, Rezensionen, Besprechungen von Büchern und Lektüren und indirekte Quellen wie Mittelungen über Ausleihstatistiken von Bibliotheken und Lesegesellschaften, Nachlassverzeichnisse, Subskriptions- und Pränumerationsverzeichnisse.²⁶⁵ Für meine Zwecke sind vor allem Fontanes autobiografische Schriften und Selbstzeugnisse von Bedeutung: seine Tagebücher, Autobiografien, Briefe (mehr als 10000 Briefe) und journalistische Beiträge. Außerdem werden noch bei der Untersuchung die Buchbestände und Ausleihstatistiken einiger Leihbibliotheken zu Lebzeiten Fontanes konsultiert. Andere sekundäre Quellen wie Nachlassverzeichnisse, Subskriptions- und Pränumerationsverzeichnisse für einzelne Werke konnten im Rahmen dieser Arbeit nicht ermittelt werden.

Über Fontanes Leser gibt es zahlreiche Aussagen, insbesondere weil sich Fontane selber in vielen Essays, Briefen und in Gedichten zum Thema äußerte. Ehe ich Fontanes Aussagen über das Publikum näher untersuche, will ich die bestehende Sekundärliteratur kurz vorstellen. Nach jenen Interpretationen gehörte im Grunde genommen nur ein sehr kleiner Teil des literarischen Publikums zu Fontanes zeitgenössischen Lesern, vor allem Leser aus dem Bildungsbürgertum.

²⁶³ Rolf Engelsing, „Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmaß und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre,“ *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 10 (1969): Sp.945.

²⁶⁴ Vgl. Wittmann 47 sowie John A. McCarthy, „Lektüre und Lesertypologie im 18. Jahrhundert (1730-1770). Ein Beitrag zur Lesergeschichte am Beispiel Wolfenbüttels,“ *IASL* 8.1 (1983): 35-36.

²⁶⁵ Verzeichnisse über die Vorausbestellung eines Buches – bei Pränumeration erfolgte der Verkauf auf eine Vorauszahlung, bei der Subskription gab es nur eine Verpflichtung mit Unterschrift.

Beispielsweise zählt Ernst Bramstedt Offiziere, Lehrer, Professoren und Juden zu Fontanes „realen“ bzw. „aktuellen“ Lesern.²⁶⁶ Auch Carin Liesenhoff teilt diese Ansicht. Sie rechnet das Bildungsbürgertum, die „Schulwelt-Sphäre“ (Professoren, Mediziner, Lehrer, Prediger, Juden) und eine kleine „Gruppe von Adeligen, die Fontane persönlich kannte, und die ihm zeitlebens Sympathien entgegenbrachte,“ zu Fontanes aktuellem Lesepublikum.²⁶⁷ Hugo von Aust könnte etwas Konkreteres zu Fontanes Publikumsbild bieten, wenn er einen Unterschied unter dem Publikum der frühen, mittleren und späten Fontane macht. In der Frühphase war es also das ‚Volk,‘ in der mittleren das alte Preußentum und in der Spätphase die neue Richtung.²⁶⁸ Diese Bezeichnungen erscheinen in tabellarischer Form mit dem Titel „Fontane auf einen Blick.“ Leider werden sie nicht näher erörtert.

Diese Aussagen über Fontanes Publikum haben schon ihre Richtigkeit. Fontane hatte nur einen kleinen Kreis von kaufkräftigen Lesern, vorwiegend unter den Bildungsbürgern, die ihn verehrten und auch bereit waren seine Bücher zu kaufen. Erfasst aber dieses Bild die ganze Wahrheit? War Fontane für das potenzielle Lesepublikum in den anderen Schichten und vor allem unter den Frauen, die das Gros der zeitgenössischen Leser ausmachten, verloren? Im vorigen Kapiteln legte ich dar, welche bedeutende Rolle die Zeitschriften und die Leih- und Volksbibliotheken im literarischen Leben spielten. Sie machten Zeitungen und Bücher auch denjenigen LeserInnen zugänglich, die diese sich nicht leisten konnten oder kein Geld für sie ausgeben wollten. Im Folgenden werden neben jenen Institutionen und Publikationsorganen auch Fontanes Präsenz in Lesecafés, politisch-literarischen Gruppierungen, Vereinen, geselligen Runden sowie seine Aussagen zu seinen Lesern untersucht. Dabei wird die von Roland Berbig

²⁶⁶ Ernest K. Bramstedt, *Aristocracy and the Middle Classes in Germany: Social Types in German Literature, 1830-1900* rev. ed. (Chicago: University of Chicago Press, 1964) 264.

²⁶⁷ Liesenhoff 35-36, 131.

²⁶⁸ Hugo Aust, *Theodor Fontane, Ein Studienbuch* (Tübingen-Basel: Francke, 1998) 210.

vorgeschlagene Aufteilung von Fontanes Hauptlebensperioden übernommen: der frühe Fontane (1838-1848/49), der mittlere Fontane (1850-1870) und der späte Fontane (1870-1898).²⁶⁹

5.2 Der frühe Fontane (1838-1848/49)

Fontanes schriftstellerische Tätigkeit begann bereits in den 30er Jahren, als er noch seine Apothekerlehrlingausbildung machte. Besonders fördernd war für ihn die Stelle beim Apotheker Rose in Berlin, denn dieser hat einen Lesezirkel in seiner Apotheke gegründet und so konnte der junge Fontane durch die Neuerscheinungen am Buchmarkt und die Zeitschriften eifrig lesen. Auf diesem Weg kam er in Beziehung zur Literatur im allgemeinen und dem Jungen Deutschland insbesondere. Georg Fr. R. Th. Herwegh wurde auf mehrere Jahre sein schriftstellerisches Vorbild. Außer Roses Lesezirkels besuchte er auch häufig Berliner Lesecafés, unter anderem das berühmte Café Stehely am Gendarmenmarkt. Anfangs charakterisierte eine pluralistische Breite diese Cafés, in denen die verschiedensten philosophischen und politischen Meinungen und Gesinnungen diskutiert wurden. Die Besucher haben Zeitungen und Zeitschriften gelesen und mit einander besprochen. In den 40er Jahren wurden viele dieser Cafés in Berlin zum Treffpunkt der liberal-radikalen Jugend. Für die literarische Sozialisation des jungen Fontane waren diese Orte äußerst wichtige Bildungsinstanzen. Hier hatte er nicht nur Zugang zu billigem Lesestoff, sondern konnte auch die ersten Kontakte zu Journalisten und Literaten anknüpfen. Wahrscheinlich durch diese Bekanntschaften kam er in zwei literarische Klubs in Berlin, in den Lenau und Platen Vereine. Mitglieder dieser geselligen Zirkel waren vor allem Studenten. Ihr Ziel war das Vorlesen und die Besprechung literarischer Werke von möglichst politisch-

²⁶⁹ Roland Berbig, „Fontane und das literarische Leben seiner Zeit,” *Fontane Handbuch*, eds. Christian Grawe and Helmuth Nürnberger (Stuttgart: Kröner 2000) 257.

oppositionellem Inhalt.²⁷⁰ Über die Tätigkeit Fontanes in diesen Vereinen weiß man leider wenig, und auch das hauptsächlich aus seiner Autobiografie *Von Zwanzig bis Dreißig* (1895), die sich als Quelle als unzuverlässig erwiesen hat.²⁷¹ Es scheint jedoch, dass Fontane den Platen Klub regelmäßiger besuchte, dagegen schloss er intimere Freundschaften im Lenau Klub. Beide Kreise waren aber für ihn entscheidend, insofern sie ihm neben dem Gefühl der Verbundenheit mit Gleichgesinnten auch Impulse zur eigenen dichterischen Produktion gaben.²⁷² In diesen Jahren entstanden nämlich Fontanes erste poetische Versuche: Eine Anzahl von Gedichten, ein Epos Heinrichs IV. Erste Liebe, das nicht erhalten ist, und zahlreiche Erzählungen, von denen ebenfalls nur eine Novelle, *Geschwisterliebe* überliefert ist. Diese wurde als Erstlingswerk Fontanes im Jahre 1839 im *Berliner Figaro* herausgegeben.

Für die literarische und journalistische Entwicklung des Dichters waren die Jahre 1841-1843 ausschlaggebend. Er setzte seine Apothekerausbildung in Leipzig und anschließend in Dresden fort, im Königreich Sachsen also, das schon seit 1831 eine Verfassung besaß und wo auch die Zensur viel lässiger als in Preußen gehandhabt wurde. Es herrschte dort ein reges politisches Leben und auch das Buchhandels-, Verlags- und Zeitschriftenwesen florierten. In Leipzig trat Fontane einer weiteren Studentenvereinigung, dem Herwegh Klub bei. Dieser Verein war eine illegale, radikal-politische Burschenschaft, der unter der Bezeichnung Leipziger Dichterverein lief und an der auch Nicht-Studenten teilnehmen durften. Mitglieder der Verbindung waren unter anderem Wilhelm Wolfsohn, der Fontane mit der russischen Literatur bekannt machte, sowie Robert Binder, der Verleger und Herausgeber eines liberalen Leipziger Unterhaltungsblattes: *Die Eisenbahn. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt*. Unter dem

²⁷⁰ Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 410-411.

²⁷¹ Vgl. Peter Wruck, „Die »wunden Punkte« in Fontanes Biografie und ihre autobiografische Euphemisierung,” *Fontane Blätter* 65-66 (1998) 61-71.

²⁷² Charlotte Jolles, *Fontane und die Politik: Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes* (Berlin: Aufbau, 1983) 28.

Einfluss von Georg Herwegh schrieb Fontane in seinen Leipziger und Dresdener Jahren zahlreiche politische Zeitgedichte, die er in Binders Blatt veröffentlichte. Nach seinem Fortgang aus Leipzig publizierte er als Dresdener Korrespondent in dieser Zeitung auch noch einige Theaterkritiken sowie politische Artikel, beeinflusst von den vormärzlichen Idealen der Freiheit und deutscher Einheit. Ebenfalls in diesen Jahren in Sachsen arbeitete er an einer Übersetzung englischer Arbeiterpoesie, die er mit einem Aufsatz über den englischen Arbeiterdichter John Prinz eingeleitete. In dieser Arbeit beschäftigte er sich mit radikaler Sozialkritik und der Idee des Sozialismus. Das Manuskript ist nur zum Teil erhalten. Veröffentlicht wurde aus ihm nur die Übersetzung einiger Gedichte von John Prinz in Cottas anspruchsvollem *Morgenblatt für gebildete Leser*.²⁷³

In den folgenden Jahren arbeitete Fontane weiterhin hauptberuflich als Apothekergehilfe, seine Freizeit widmete er jedoch immer mehr dem Schreiben und publizierte auch unregelmäßig Gedichte und Artikel in verschiedenen Periodika. Außerdem begann er, sich mit Shakespeare zu befassen, und arbeitete an einer Hamlet-Übersetzung. Vermutlich wollte er sie jedoch nie veröffentlichen, in den Quellen gibt es nämlich keinerlei Hinweis darauf.²⁷⁴ Mit dieser Art privater Shakespeare-Rezeption bahnte sich aber seine lebenslange Begeisterung für und Beschäftigung mit Shakespeare an.

Für seine dichterische Entwicklung erhielt er wiederum neue Impulse durch zwei Ereignisse in den Jahren 1844: Er machte seine erste England-Reise und wurde Mitglied der Berliner Schriftstellervereinigung *Tunnel über der Spree*.

Seine erste zweiwöchige Reise nach England erfolgte vom 25. Mai bis 10. Juni 1844 während seines Militärjahres. Er dokumentierte diese Reise in seinem Tagebuch, seine

²⁷³ Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 32.

²⁷⁴ Vgl. Helmuth Nürnberger, *Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte 1840-1860* (Frankfurt/M: Ullstein, 1975) 104.

Erlebnisse publizierte er aber erst in seiner Autobiografie *Von Zwanzig bis Dreißig*. Die Alterserinnerungen sind allerdings, wie Nürnberger bemerkt, etwas „abgeklärt und harmonisierend“ formuliert und standen oft im Gegensatz zu den Darstellungen der Tagebücher.²⁷⁵ Diese Reise bedeutete die Anfänge seines Enthusiasmus für England und die englische Literatur (neben Shakespeare auch Lord Byron und Walter Scott), die ein Leben lang großen Einfluss auf seine Dichtung hatte. Darüber hinaus gab sie ihm auch die erste Anregung für die Gattung der Reiseliteratur, die er in seinen späteren Jahren in den *Wanderungen* meisterte.

In den Tunnel ist Fontane zum ersten Mal im Jahre 1843 während seines Berlin-Besuchs von seinem Freund Bernhard von Lepel eingeführt worden. Aufgenommen wurde er im nächsten Jahr als „Lafontaine.“ Dieser Sonntagsverein war ursprünglich als eine philosophisch und politisch unabhängige Gruppe gedacht, deren Ziel war, „sämtlichen Mitgliedern die Gelegenheit darzubieten, ihre Produkte in litterarischer, musikalischer und artistischer Hinsicht, ohne Beschränkung irgend einer Individualität, vorzutragen und einer mündlichen oder schriftlichen Kritik zu unterwerfen.“²⁷⁶ Mitglieder waren Studenten, junge Kaufleute, Ärzte, Maler, Schauspieler, Musiker, Offiziere, und Leutnants, unter denen es eine Reihe von Persönlichkeiten gab, die später im öffentlichen und politischen Leben Berlins eine bedeutende Rolle spielten: der Dichter und Nobelpreisträger Paul Heyse, der Poet Emanuel Geibel, der königlicher Hofvorleser Louis Schneider, der Maler Adolph von Menzel und für kurze Zeit auch Theodor Storm.²⁷⁷ Sie kamen sonntäglich zusammen, trugen ihre bis dahin unveröffentlichten, poetischen Versuche („Späne“) vor. Diese wurden dann diskutiert und im Sitzungsprotokoll dokumentiert. Obwohl

²⁷⁵ Nürnberger, *Der Frühe Fontane* 106.

²⁷⁶ Zitiert nach Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 416.

²⁷⁷ Vgl. Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 416-422; Nürnberger *Der Frühe Fontane* 117-130.

nach dem Vereinsgesetz die Teilnahme der Mitglieder mit ihren aufgeführten Werken an der literarischen Öffentlichkeit verboten war, kam es nicht selten zu Einzelpublikationen, unter anderem auch im Fall Fontanes.

Was der Tunnel für Fontane bedeutete, beschrieb er selbst in einem Brief an Georg Friedländer am. 3 Oktober 1893:

Es kommt nun darauf an, dass einen das Leben, in Gemäßheit der von einem vertretenen Spezialität, richtig engagiert. So kam es, dass ich trotz meiner jämmerlichen Lebensgesamtstellung, doch jeden Sonntag Nachmittag von 4 bis 6 Uhr richtig untergebracht war, nämlich im Tunnel. *Dort machte man einen kleinen Gott aus mir.* (Hervorhebung von L.A.)²⁷⁸

Fontane verweist damit auf seine Erfolge mit seinen Gedichten unter den Tunnelianern. Seine ersten politischen Zeitgedichte im Stil Herweghs wurden noch ziemlich kühl aufgenommen, da man soziale Kritik und radikalen Ton im Verein zu vermeiden suchte. Bald erkannte man aber die Qualitäten von Fontanes Dichtung und eine Erziehungsarbeit in der Poesie begann von den Tunnel-Poeten. Den großen Erfolg brachten ihm doch erst die Balladen ein. Bereits die ersten Versuche fanden großen Beifall, aber richtig breitere Anerkennung fand er zunächst mit *Der Tower-Brand* und dann mit seinen preußischen Feldherrballaden wie *Der alte Derffling*, *Der alte Zieten*. Diese „Preußenlieder“ wurden von 1846 an zunächst in verschiedenen Zeitungen, Zeitschriften, Anthologien veröffentlicht, dann als Sammelband herausgegeben und schließlich noch in Schulbücher aufgenommen. Sie machten Fontane nun auch außerhalb des Tunnels „zu einer kleinen Berühmtheit.“²⁷⁹ Das Sammelband *Männer und Helden. Acht Preußen Lieder* erschien Ende 1849.

²⁷⁸ Theodor Fontane, *Briefe an Georg Friedländer. Mit einem Essay von Thomas Mann*, ed. Walter Hettche (Frankfurt/M: Insel, 1994) 319.

²⁷⁹ Theodor Fontane, „Brief an Emilie Fontane vom 15. Juni 1879,“ *Theodor und Emilie Fontane. Ein Ehebriefwechsel*, ed. Gotthard Erler, vol. 3 (Berlin: Aufbau, 1998) 174-175.

Der Veröffentlichungsablauf dieser Balladen ist aus Publikationsgründen wie auch aus publikumsgeschichtlicher Hinsicht von einigem Interesse. Die Feldherrballaden wurden zunächst 1846 unüblicherweise parallel in zwei Periodika gebracht: in Cottas Morgenblatt und in *Der Soldatenfreund. Zeitschrift für faßliche Belehrung und Unterhaltung des Preußischen Soldaten* von Fontanes Tunnel-Mitglied Louis Schneider herausgegebenen. Fontane hatte die gleichzeitige Publikation nicht beabsichtigt. Er ließ sie jedoch geschehen, indem er nichts unternahm, als er erfuhr, dass sein Freund Berhard von Lepel ohne Cottas Wissen die Gedichte an Schneider überreichte. In dieser Weise versuchte Fontane nämlich gleichzeitig zwei verschiedene Publika zu erreichen: Cottas gebildete Leser, sowie die preußischen Soldaten. Die Veröffentlichung in Cottas Morgenblatt war damals eine Ehre, denn es war eine hochgeschätzte, überregionale Literaturzeitschrift mit einem anspruchsvollen Bildungspublikum. Indem aber Fontanes Gedichte meistens anonym erschienen, konnten sie ihm die erwünschte überregionale literarische Anerkennung nicht einbringen. Ein anderer Weg war wirksamer. In Schneiders Blatt wurden Fontanes Gedichte mit einer Fußnote versehen, in der man den „talentvollen Verfasser“ lobte und den Lesern empfahl. Außerdem kam es im Jahre 1849 noch zu einer zweiten Ausgabe unter dem Titel „Leier und Schwert.“²⁸⁰ Durch Schneiders Vermittlung gelangen sie sogar in den königlichen Hof, denn als Schneider 1848 Hofvorleser Friedrich Wilhelms IV. wurde, trug er dem König unter anderem auch Fontanes Feldherrenballaden vor.

Die Geschichte der Feldherrenballaden hatte aber hier noch kein Ende. Sie wurden in den darauf folgenden Jahren zu volkstümlichen Preußenliedern, die ihren Weg sogar in Schulbücher fanden. Über die Volkstümlichkeit dieser Balladen äußerte sich Fontane in 1847 in einem Brief an Hermann Hauff, den Redakteur von Cottas Morgenblatt folgendermaßen:

²⁸⁰ Nürnberger, *Der frühe Fontane* 129-130.

Meine Aufgabe beim Niederschreiben dieser Gedichte war nur die, den poetischen Ausdruck für das zu finden, was bereits im Munde des Volkes lebt, und in diesem bescheidenen Sinne wag' ich sie volkstümlich zu nennen. Das Volk weiß vom Derffling weiter nichts, als dass er Schneider war; den alten Dessauer betrachtet es als den eigentlichen Repräsentanten der Zopfzeit; [...] – auf diese, im Volke lebenden Vorstellungen hab' ich mich gestützt; ich habe das Bild erweitert, kein fremdes untergeschoben.²⁸¹

Die Volkstümlichkeit dieser Balladen liegt also einerseits an der Themenwahl. Diese Balladen bearbeiteten Anekdoten und Legenden der brandenburgischen Geschichte. Sie besangen preußische Feldherren aus allen Schichten, die sich durch ihr mutiges Verhalten im Krieg auszeichneten. Der alte Derffling war ein Schneider, der alte Dessauer ein Fürst, der alte Zieten ein Husarengeneral, aber sie wurden auf gleiche Weise dargestellt, indem neben ihren Taten auch ihre menschliche Seite durchschimmerte. Der alte Derffling brachte es zum Feldmarschall, wenn er auch ein Kind des Volkes war: „Es war der flinke Schneider / Zum Stechen wohl geschickt, / Oft hat er an die Kleider / Dem Feinde was geflickt.“²⁸² Der alte Dessauer war „im Leben beschränkt,“ aber auf dem Schlachtfeld ein Held, „weil nie mit Worten / Er seine Feinde fraß / Und weil ihm rechter Orten / So Herz wie Galle saß.“²⁸³ Und der alte Zieten war ein außerordentlich großer Kämpfer. Aber einmal schlief er beim königlichen Tisch ein, weil ihm das Essen nicht schmeckte.

Zur Volkstümlichkeit gehörten auch die einfache, humorvolle und leicht einprägsame Sprache und die knappe achtzeilige Strophenform. Laut Kohler führte Fontane mit dieser Dichtung „den veredelten Gassenhauer in die Literatur ein.“²⁸⁴ Diese Volkstümlichkeit, das vaterländische Thema und die geistige Haltung der Helden, d.h. ihr Pflichtbewusstsein ihrem

²⁸¹ Theodor Fontane, *Der Dichter über sein Werk*, eds. Richard Brinkmann and Waltraud Wiethöller, vol.1 (München, dtv, 1977) 11.

²⁸² Theodor Fontane, *Werke in drei Bänden*, ed. Kurt Schreinert (München: Nymphenburger 1968), III 763.

²⁸³ Theodor Fontane, *Werke in drei Bänden*, III 765.

²⁸⁴ Kohler zitiert nach Nürnberger, *Der frühe Fontane* 126.

König und ihrem Land gegenüber, machte sie auch für die Schullesebücher geeignet. Zwischen 1857 und 1898 erschienen die *Preußischen Feldherren* und insbesondere *Der alte Zieten* mehr als zwanzigmal in Lesebüchern für Volksschulen, höhere Töchterschulen, Gymnasien und höhere Real- und Bürgerschulen.

Neben dem künstlerischen Wert waren eher die Zeitumstände, nämlich der militärische Aufstieg Preußens, die dieser Gedichte zur Popularität verhalfen. In den Jahren der Gegenrevolution, der Reaktion, Kriege und Reichsgründung erlebte die vaterländische Dichtung natürlicherweise eine Hochkonjunktur.²⁸⁵ Fontane galt zwar in den 40er Jahren als „roter Republikaner“ im Auge einiger Tunnel Mitglieder.²⁸⁶ Unter ihrem konservativen Einfluss wandte er sich aber zur Geschichte, zu patriotischen Themen und zur Ballade, die eine favorisierte Gattung des Vereins war.²⁸⁷ Wie oben dargelegt, bewirkten gerade diese konservativen Beziehungen seine ersten Erfolge beim Publikum. Mithilfe der Tunnel-Kontakte und wegen der preußisch-patriotischen Stoffe wurden eine oder mehrere dieser Balladen von den 50er Jahren auch in verschiedenen Anthologien veröffentlicht, beispielsweise im *Preußen-Buch* (1849,1850) – ein Gesang-, Lieder- und Gedichtsammlung für „ächte Preußen“ – in *Preußens Ehrenspiegel*, *Militärisches Dichter-Album* und in *Kinderfreund* (1855) – ein Lesebuch für Volksschulen. Doch, wie es bei den meisten Volksliedern der Fall ist, Lied und Name gingen gesonderte Wege, und so kam es, dass sich der alte Fontane viele Jahre später darüber klagte, dass „die wenigsten wissen, dass ich diese Sachen geschrieben habe.“²⁸⁸

²⁸⁵ Hubertus Fischer, *Theodor Fontane, der „Tunnel“, die Revolution. Berlin 1848/49* (Berlin: Stapp Verlag, 2009) 298 und 314.

²⁸⁶ „Ich gelte Merkeln gegenüber, für einen roten Republikaner“ schrieb Fontane 1850 an Bernhard von Lepel. Theodor Fontane, *Von Dreißig bis Achtzig. Sein Leben in seinen Briefen*, ed. Hans Heinrich Reuter (München: dtv, 1975) 55.

²⁸⁷ Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 417.

²⁸⁸ Siehe Anm. 278.

Die Geschichte der Preußenlieder entlarvt Fontanes Marktstrategie, womit er sein Leben lang seine Publikationsmöglichkeiten zu bessern und in die breite Öffentlichkeit zu dringen suchte. Hier wird ebenfalls erkennbar, dass der Tunnel für Fontane nicht nur ein Rezeptionsraum für seine Werke war, sondern auch ein Förderverein. Fontane war 21 Jahre lang Mitglied, und die Kontakte, die er dort anknüpfte, begleiteten ihn bis zu seinen späten Jahren: verhalfen ihm zu verschiedenen Arbeitsstellen, gesellschaftlichen Beziehungen, und zur Publikation seiner Werke.²⁸⁹

Trotz seiner konservativen Beziehungen und bevorzugten patriotischen Themen war Fontane in den 40er Jahren Republikaner. Die März-Revolution erlebte er in Berlin, wo er schrieb vier revolutionär-demokratische Beiträge für die linksradikale Zeitung, die *Berliner Zeitungshalle*, er ließ sich für die Frankfurter Nationalparlament kandidieren und nahm sogar an den Straßenkämpfen teil. Weiterhin im Geiste des Vormärz plädierte er für Freiheit und die Einheit des deutschen Volks, was er in dieser Zeit sogar durch die Auflösung von Preußen vorstellte. 1850 erschien dann neben *Männer und Helden*, der Romanzyklus *Von der schönen Rosamunde*. Im Jahre 1850 trat Fontane dem Literarischen Kabinett der preußischen Regierung bei, und endete damit seine radikal demokratische Periode.

Blickt man auf diese erste Periode von Fontane zurück, stellt man fest, dass bereits hier die unmittelbaren (literarischen) Kreise das Gros seines Publikums ausmachten, in denen er sich bewegte: die Studenten der Lenau- und Platen-Vereine, die radikalen Mitglieder des Herwegh Clubs, die Bildungsbürger und Offiziere des Tunnels. Dazu kamen die potenziellen (bildungs)bürgerlichen Leser der *Eisenbahn*, der *Berliner Zeitungshalle*, *Cottas Morgenblatt*, sowie die Soldaten von Schneiders *Soldatenfreund*. Ob Fontane, wie Aust ohne jegliche

²⁸⁹ Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 418.

Begründung behauptet, auch zum Volk gelangen sei, ist schwer festzustellen. Wie es gezeigt wurde, machten ihn die Balladen schlagartig zu einer kleinen Berühmtheit: „an drei, vier Stellen wurden sie zu gleicher Zeit gedruckt, der Tunnel hatte gejubelt, in Theatern und öffentlichen Lokalen wurden sie gesungen [...] Seitdem sind sie volkstümlich geworden und die Lieder vom alten Zieten und Derfflinger stehen in allen Anthologien.“²⁹⁰

Hubertus Fischer hat die Feldherrngedichte und ihren Weg zum Status „Volkslieder“ untersucht. Er schlussfolgerte, das Volk sei im engeren Sinne des Wortes im Falle dieser Lieder zu verstehen. Unter Volk könne man hier eher von einer Gruppe ehemaliger Offiziere und Soldaten sprechen, die sich nach dem Krieg als kleine Beamte, Handwerker, Handelsleute oder Arbeiter ihr Lebensunterhalt zu sichern suchten. Diese versammelten sich in ihrer Freizeit im Traubund und sangen Soldatenlieder, unter anderem einzelne von Fontanes Feldherrballaden. In dem *Preußen Buch* wurden z.B. *Der alte Dessauer* und *Der alte Derfflinger* unter dem Titel *Alter Dessauer* und *Feldmarschall Derffling* gebracht, und vorgeschlagen, sie nach der Melodie *Was blasen die Trompeten* oder *Dessauer Marsch* zu singen.²⁹¹ In diesem Sinne sind sie volkstümlich geworden und wurden an populären Sammlungsplätzen häufig gesungen.

Fontanes Preußenlieder sind also auf verschiedenen Wegen in Zeitungen, Zeitschriften, Anthologien, Volks- und Schullesebücher in die mehrere Gesellschaftsschichten eingedrungen. Sie haben aber häufig ohne seinen Namen fortgelebt und so mag auch sein, dass nur eine kleine Gruppe von Verehrern und Freunden dessen bewusst war, dass der Verfasser der *Wanderungen* und der Romane *Frau Jenny Treibl*, *Effi Briest* usw. auch Autor dieser Lieder und Balladen war.

²⁹⁰ Siehe Anm. 278.

²⁹¹ Fischer 304-308.

5.3 Der mittlere Fontane – „angestellter Scriblifax“ (1850-1870)

Die Jahre zwischen 1850 und 1870 markieren die konservative Periode von Fontanes journalistischer Arbeit wie die *Wanderungen* und seine Kriegsbücher. Im Jahre 1850 trat Fontane mithilfe eines Tunnel-Mitgliedes dem „Literarischen Kabinett“ des preußischen Innenministeriums bei, wo er die Aufgabe hatte, die Provinzpresse mit regierungsfreundlichen Materialien zu versorgen. Nach zwei Monaten löste sich das Kabinett auf und Fontane verlor seine Stellung. Nach vergeblichen Versuchen, eine feste Anstellung zu finden, wurde er 1851 an der neugegründeten „Zentralstelle für Preßangelegenheiten“ wieder angestellt. Fontane schrieb seinem Freund Lepel darüber folgendermaßen:

Ich habe mich heut der Reaktion für monatlich 30 Silberlinge verkauft und bin wiederum angestellter Scriblifax (in Versen und Prosa) bei der seligen »Deutschen Reform«, auferstandenen »Adler-Zeitung«. Man kann nun mal als anständiger Mensch nicht durchkommen. Ich debütiere mit Ottaven zu Ehren Manteuffels. Inhalt: der Ministerpräsident zertritt den unvermeidlichen Drachen der Revolution. Sehr nett!²⁹²

Fontanes Frontenwechsel zum Konservativismus war anfänglich also noch eine ökonomische Notlösung, die drückende Existenzsorge um seine neugegründete Familie zu beheben. Im Literarischen Cabinet war man angeblich mit ihm auch nicht besonders zufrieden, weil er offensichtlich weniger Artikel geliefert hatte als die anderen.²⁹³ Wie Fischer bemerkt, „ein denkender, vor allem dichtender Kopf“ wie Fontane konnte mit dem bürokratischen Absolutismus der Manteuffel Regierung kaum einverstanden sein.²⁹⁴ Mit den fortschreitenden Jahren, besonders aber nach seinem zweiten und dritten Londoner Aufenthalt in den Jahren

²⁹² Theodor Fontane, „Brief an Bernhard v. Lepel vom 30. Oktober 1851,“ *Theodor Fontane Von Dreißig bis Achtzig. Sein Leben in seinen Briefen*, ed. Hans-Heinrich Reuter (München: DTV, 1975) 69.

²⁹³ Helmuth Nürnberger, „Theodor Fontane: Leben und Persönlichkeit,“ *Fontane Handbuch*, eds. Christian Grawe and Helmuth Nürnberger (Stuttgart: Körner, 2000) 44.

²⁹⁴ Fischer 321.

1852, sowie 1855-1859 zwecks Korrespondenzarbeit keimte in ihm sein Konservativismus auf, der ihn trotz seiner erneuten liberalen Periode von den 70er Jahren im Grunde genommen bis zu seinem Lebensende begleitete.

Nach London wurde Fontane 1852 auf eigenem Wunsch für 2 Monate, die bis zu sechs Monaten verlängert wurden, als Korrespondent für die *Preußische (Adler)-Zeitung* gesandt. Er hat dort vor allem kulturpolitische Feuilletons verfasst, die in der *Adler-Zeitung* unter dem Titel *Briefe aus England* gebracht wurden. Die Erlebnisse dieses Aufenthalts wurden in dem Buch *Ein Sommer in London* (1854) bei Katz in Dessau veröffentlicht. Dies war das erste Buch einer Reihe von Reiseliteratur, die in seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* (1862-1889) gipfelte, und die den Ruhm Fontanes in seiner mittleren Phase sicherte. Aus den Erfahrungen einer Reise nach Schottland mit seinem Freund Lepel während seines dritten und längsten England-Aufenthaltes entstand dann das zweite Reisebuch, *Jenseits des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland* (1860) bei Springer in Berlin erschienen.

Die England-Jahre, insbesondere der dritte dreijährige Aufenthalt, waren das bestimmende Bildungserlebnis für die spätere journalistische und literarische Entwicklung Fontanes, wie damals eine Italienreise für viele deutsche Intellektuelle bildete. Fontane selbst bezeichnete 1857 diese Jahre als „Schul- und Lehrzeit.“²⁹⁵ Seine ursprüngliche Aufgabe war es, während der Krimkrise eine deutsch-englische Korrespondenz in London einzurichten. Er sollte die preußische Presse mit regierungsfreundlichen Berichten aus England versorgen und auch preußenfreundliche Berichte in britischen Zeitungen verbreiten. Dies verlangte von ihm eine intensive Beschäftigung mit der Geschichte und den gesellschaftlichen Verhältnissen von Großbritannien. Um über die aktuellen Themen der britischen Öffentlichkeit informiert zu sein,

²⁹⁵ Theodor Fontane, „Brief an die Mutter Emilie Fontane vom 18. September 1857,“ *Von Dreißig bis Achtzig* 129.

besuchte er Lesecafés und Debattierklubs.²⁹⁶ Das Unternehmen misslang jedoch und wurde nach dem Krimkrieg sofort eingestellt. Fontane durfte als Presseagent der preußischen Regierung und Berichterstatter kultureller Themen für deutsche Blätter allerdings weiter in London verbleiben. Somit war Fontane von der enormen Arbeitsbelastung befreit und konnte auch das gesellschaftliche Leben mehr genießen: neben den Lesecafés und Debattierklubs besuchte er auch öfters Theateraufführungen und Ausstellungen und machte Reisen in die Provinz.²⁹⁷ Es wird vielerorts in der Forschung betont, dass Fontane in England an dem politischen Journalismus scheiterte.²⁹⁸ Dagegen meisterte er in diesen Jahren die Techniken des Feuilletonismus: in seinen Reiseberichten, Kunstrezensionen und vor allen in seinen Theaterkritiken versuchte er einen neuen, publikumsnahen Ton anzuschlagen, um breiteren Schichten diese Art Kritik näher zu bringen.

Außer der journalistischen Schule war England für ihn eine literarische Inkubationszeit. In England hatte er weder genügend Zeit noch Veranlassung literarische Werke zu schreiben und zu veröffentlichen. Darüber äußerte er sich 1858 in einem Brief an die Mutter Emilie Fontane:

Ich las neulich sehr wahr und richtig in einem Buch: »Es ist Unsinn, einen Dichter zu erwarten, wo niemand hört, und einen Maler, wo niemand sieht. Die Indifferenz der Umgebung ist Tod aller Kunst, alles Strebens überhaupt; nur wo ein Interesse ist und ein Wettkampf der Kräfte, da kämpft man mit und freut sich der eigenen Kraft.« Von solchem Interesse existiert hier nichts, und die Heimat ist zu fern. [...] Kurz und gut, wir haben hier zu essen und trinken, aber es fehlt das geistige Bad, ohne dessen Frische das Gemüt krank wird und verdorrt.²⁹⁹

Die Beschäftigung mit der englischen und schottischen Geschichte und Literatur, vor allem mit Shakespeare und Walter Scott haben dennoch für seine späteren Balladen mit

²⁹⁶ Vgl. Krings 54.

²⁹⁷ Krings 55.

²⁹⁸ Vgl. Krings 59; Jolles 123.

²⁹⁹ Theodor Fontane, „An die Mutter Emilie Fontane, London 27. Juni 1858,“ *Von Dreißig bis Achtzig* 131.

englischen und schottischen Themen poetische Inspirationen gegeben und auf seine Dichtkunst Einfluss geübt. Ferner gaben ihm die Erinnerungen an seine Heimat während seiner Reisen in Schottland und England die Idee zu einem großen Projekt, eine Reiseliteratur über die Mark und die Märker zu schreiben. Er erklärt dies in dem ersten Satz des ersten Buches der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* folgendermaßen: „»Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen.« Das hab’ ich mir selbst erfahren und die ersten Anregungen zu diesen »Wanderungen durch die Mark« sind mir auf Streifereien in der Fremde gekommen.“³⁰⁰

Auch seine politische Auffassung wurde in den Englandjahren weiter geformt. Er lernte dort eine Weltmacht, ein reges öffentliches Leben, den Parlamentarismus und die Macht und den Einfluss des englischen Adels kennen. Nach Jolles waren Freiheit und Konservatismus die Grundelemente des englischen politischen Lebens: „Freiheit als bewegender Faktor der englischen Geschichte, der Konservatismus als der Faktor, dem die englische Geschichte ihre Stetigkeit verdankt.“³⁰¹ Nach ihr waren auch neben Fortschritt eben diese die Bildungselemente, die die politische Haltung Fontanes bestimmten.³⁰² In einem Aufsatz Jahres 1860 über die Tories und Whigs schrieb Fontane: „Sei jeder von uns ein Whig auf dem Wege zu fortschreitender Erkenntnis, aber in des Herzens Liebe und Treue ein Tory.“³⁰³ Diese Gedanken vom Alten und Neuen kehrten dann thematisch in seinen Spätwerken zurück. Außerdem experimentierte er auch mit neuen Formen des Romans, um seine Leser zum mündigen Publikum heranzubilden.

Mit seiner Rückkehr aus England begann Fontanes Kreuzzeitungs- und Wanderungsperiode. Er wurde ab 1. Juni 1860 mithilfe des Tunnel-Freundes Georg Heseckel Redakteur der *Neuen Preußischen (»Kreuz-«) Zeitung*. Die *Kreuzzeitung* wurde auf die Initiative

³⁰⁰ Theodor Fontane, „Vorwort zur ersten Auflage,“ *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Die Grafschaft Ruppin*, ed. Helmuth Nürnberger (München, dtv 1994) 9.

³⁰¹ Jolles 135.

³⁰² Jolles 153.

³⁰³ Theodor Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*, eds. Walter Keitel et al., vol. 3.1 (München: Hanser, 1969) 787.

der konservativen Rechten gegründet, zu denen auch der spätere Kanzler Otto von Bismarck gehörte. Sie vertraten die Interessen des Agrarjunktums und des Adels. Das konservative Luthertum war das Ideal. Sie traten also für die Institutionen Ehe, Familie, Volk und Kirche ein und führten einen Kampf gegen liberale und fortschrittliche Ideen.³⁰⁴

Bei der *Kreuzzeitung* gehörte es zu Fontanes Aufgaben, „unechte Korrespondenzen“ über Großbritannien zu verfassen, d.h. Artikel, die möglichst so aussehen sollten, als seien sie von einem Auslandskorrespondenten an Ort und Stelle geschrieben worden. Knapp 10 Jahre blieb Fontane Redakteur bei der *Kreuzzeitung*. Die materielle Sicherheit infolge der festen Anstellung und die Routine, die er in England als Journalist erworben hatte, gaben ihm genügend Zeit, sich seinem großen Projekt der *Wanderungen* zuzuwenden. Zwischen 1859, als das erste Reisefeuilleton mit dem Titel „In den Spreewald“ in der *Preußischen Zeitung* erschien, publizierte Fontane seine Reisefeuilletons regelmäßig in verschiedenen Zeitungen. Sie wurden als Buchausgabe mit dem Titel *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* in vier Bänden in den Jahren 1862, 1863, 1873 und 1882 veröffentlicht, sowie als Gesamtausgabe 1889 im Verlag Hertz.³⁰⁵

Der Verleger Wilhelm Hertz war drei Jahrzehnte lang Fontanes Hauptverleger. Zu einem Vertrag zwischen Hertz und Fontane kam es, wie inzwischen gewohnt, durch ein Tunnel-Mitglied, diesmal durch die Vermittlung von Paul Heyse. Hertz galt als konservativer Verleger, der hauptsächlich wissenschaftliche Bücher in den Bereichen Staat, Schule, Religion, Geschichte und Archäologie herausgab. Die zeitgenössische Belletristik machte nur ein Fünftel von Hertzens Publikationsliste aus, wovon Zweidrittel Paul Heyses Werk gewidmet war.³⁰⁶ Fontane war diese

³⁰⁴ Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 67.

³⁰⁵ Vgl. Walter Erhart, „Die Wanderungen durch die Mark Brandenburg,“ *Fontane Handbuch* 821.

³⁰⁶ Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 357.

Beziehung dennoch attraktiv, denn Hertz sicherte ihm dasjenige verlags- und buchhändlerische Umfeld, das er für sein Werk, vor allem aber für sein großes Wanderungen-Projekt in Sicht hatte: Kontakte zu einflussreichen konservativen Kreisen, die Fontane als Zielpublikum für seine Reisebeschreibungen intendierte.

Als Erstes gab Hertz Fontanes *Balladen* (1861) heraus, das zugleich der erste Gedichtband in der Geschichte des Verlags war.³⁰⁷ Darauf folgte im Jahre 1862 der erste von fünf Bänden der *Wanderungen* und dann mehrere Erzählwerke wie *Vor dem Sturm* (1878), *Grete Minde* (1880), *Ellernklipp* (1881), *Quitt* (1891) und *Unwiederbringlich* (1892). Im Vergleich zu den zeitgenössischen Erfolgsautoren wie Emanuel Geibel, der es mit einem Gedichtband allein zu einhundert Auflagen brachte,³⁰⁸ stießen Fontanes Werke auf wenig Resonanz. Seine Gedichtbände erreichten fünf Auflagen, die fünf Bände der *Wanderungen* zwischen drei und sechs und sein Erzählwerk bei Hertz drei Auflagen. Fontane galt also als kein auflagenstarker Autor, und so wusste er seinen Verleger zu schätzen:

Zu meinem kleinen, beinah zu meinen großen Glücken zählt es, daß dieser Mann, was sonst seine Schwächen sein mögen, in seinen freundlichen Gesinnungen gegen mich und meine Arbeiten so treu aushält. Bei meiner großen Reizbarkeit [...] würd ich mit einen mäkligen, sich immer nüchtern und ablehnend verhaltenden Buchhändler gar nicht auskommen können.³⁰⁹

Die Bedeutung von Hertz für Fontane und besonders für die Rezeptionssteuerung seiner *Wanderungen* war außergewöhnlich groß. Außer der üblichen verlegerischen Tätigkeit nahm Hertz auf verschiedener Weise an dem Großprojekt teil. Er wanderte mit Fontane durch die

³⁰⁷ Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 358.

³⁰⁸ Plett, *Die Emanuel-Geibel-Situation* 466.

³⁰⁹ Theodor Fontane, „Brief an seine Frau vom 12. Juni 1878,“ zitiert nach Michael Davidis, *Der Verlag von Wilhelm Hertz: Beitr. zu einer Geschichte der Literaturvermittlung im 19. Jahrhundert, insbesondere zur Verlagsgeschichte d. Werke von Paul Heyse, Theodor Fontane und Gottfried Keller* (München: Buchhändler-Vereinigung, 1982) 1421.

märkische Gegend und übernahm dann die Reisekosten. Er machte Zeichnungen, die Fontane bei der Abfassung benutzte. Er besorgte ihm Materialien und einschlägige Literatur und verhalf ihm zu Kontakte zu adeligen Familien, die ihm die Familiengeschichten erzählten, und zu Gelehrten, die seine Sachkenntnissen in Geschichte, Geografie und Biologie vertieften. Weiterhin unterstützte er ihn mit außerverträglichen Honorarzuschüssen und schuf Beziehungen für Fontane im preußischen Kultusministerium, wodurch diesem drei Jahre lang ein Stipendium von 300 Talern für die Wanderungen gesichert wurde.³¹⁰

Fontane wusste die Kontakte von Hertz, seinen einflussreichen Freunden vom Tunnel und von der *Kreuzzeitung* zu nutzen, um einen möglichst großen Leserkreis für seine *Wanderungen* zu schaffen. Wie Roland Berbig in seinem Artikel über die Rezeptionssteuerung der *Wanderungen* erklärt, benutze Fontane verschiedene Strategien zur Lesergewinnung.³¹¹ Erstens wurde eine stattliche Anzahl von Personen im Projekt zum Suchen und Sammeln von Informationen und zum Erzählen gewonnen. Zu den verschiedenen Personen als Informationsquellen und Fachgelehrten gelang Fontane nicht nur durch die Empfehlungsschreiben seiner Freunde und Gönner, sondern auch durch seinen politischen Eintritt in den Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg. Durch die Vermittlung von Louis Schneider und Friedrich Wilhelm Holtze, Bibliothekar der Preußischen Kriegsakademie, hat er seit Anfang der sechziger Jahre gelegentlich an den Sitzungen des Vereins teilgenommen; damit war er Mitglied einer exklusiven Gelehrtenengesellschaft.³¹²

Zweitens wurden nach Absprache mit Herz viele Frei- und Rezensionsexemplare versandt, und nicht nur an Freunde, Bekannte und wie üblich an die Presse, sondern auch an

³¹⁰ Davidis 1390-1392.

³¹¹ Roland Berbig, „Das Ganze als Ganzes oder: Pastor Schmutz und Geheimrat Stiehl. Zur Rezeptionssteuerung der 'Wanderungen' durch Fontane,“ *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 2 (Berlin: Humboldt Universität, 1998) 80.

³¹² Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 443.

angesehene Historiker und einflussreiche höhere Beamten des Kultusministeriums, um auf diesem Weg für die *Wanderungen* zu werben.³¹³ Aus demselben Grund schickte Hertz Prospekte und Anzeigen für lokale und regionale Zeitungen und Buchhandlungen. Ein Werbetext für die Sortimentsbuchhandlung zeigt, dass Fontane und Hertz ein großes Publikum anvisierten:

Ich bitte dieses Buch mit der Liebe zu verbreiten, mit der es geschrieben und verlegt ward. Es bietet sich den preußischen Handlungen das Feld für dasselbe von selbst dar: die Gutsherrschaften, die Offiziere etc., die Familien, die Sinn für die Heimath, ihre Geschichte und ihre Erinnerungen, Alle die solchen für eine sehr anmuthende Lecture haben, die Lehrer und Schulbibliotheken sind leicht zu gewinnen. Hierbei bitte ich Leihbibliotheken und Lesezirkel nicht zu vergessen.³¹⁴

Die Wahl der Zeitschriften für die Vorabdrucke bzw. Einzelveröffentlichungen der *Wanderungen*-Artikel war auch bewusst. Die meisten Essays erschienen in dem *Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg*, das ein Organ der Johanniter Orden, eine Adelsgenossenschaft für die Wahrung adeliger Standesinteressen mit sozialen Aufgaben war. Durch die Publikation in diesem Blatt hoffte Fontane ein kleines, aber desto einflussreicheres Publikum zu erreichen.³¹⁵ Darüber hinaus erschienen viele seiner Artikel in konservativen Blättern wie die Monatsschrift *Unser Vaterland* und die *Kreuzzeitung* und, in der Hoffnung auf eine überregionale Wirkung, auch im Cottaschen *Morgenblatt für gebildete Leute* in Stuttgart. Damit verfolgte Fontane eine bewusste Strategie, verschiedene Leserkreise vom Adel bis zum Bildungsbürgertum für sich zu gewinnen.

Diese Werbekampagne war erfolgreich: in einem Brief an Hertz am Ende 1861 schrieb Fontane beispielsweise, die *Wanderungen* sind „mit Hülfe der Kreuz Ztng, bei Adel und

³¹³ Davidis 1408.

³¹⁴ Zitiert nach Davidis 1409.

³¹⁵ Berbig, *Zur Rezeptionssteuerung* 81.

Offizierkorps fashionable.”³¹⁶ Anscheinend wurde Fontanes Werk außerdem auch im königlichen Hof vorgelesen. Darüber berichtete der Schriftsteller ein Paar Tage später seinem Verleger: „Major oder Obristleutnant v. Strubberg [...] erzählt, dass man bei Hofe (wer?) mein Buch vielfach gelesen und sich anerkennend darüber ausgesprochen habe.”³¹⁷ Noch Jahre später, 1888 brachte die Zeitschrift *Der Bär* in der Spalte „Kleine Mitteilungen“ eine Geschichte über Fontane, seine *Wanderungen* und die kaiserliche Familie. Dort konnte man lesen, dass Wilhelm II. beim Staatsbesuch in Posen den Stadtverordneten und Chefredakteur nach Fontane gefragt habe,

ob derselbe mit dem märkischen Dichter gleichen Namens verwandt sei, und als die Frage bejaht wurde, sprach sich der Kaiser sehr anerkennend über den genannten Schriftsteller aus, dessen »Wanderungen durch die Mark«, wie der Kaiser hinzufügte, eine bevorzugte Lektüre im Kreise der kaiserlichen Familie bildeten.“³¹⁸

Dass die *Wanderungen* eine ziemlich gute Aufnahme fanden, bewies Jens Bisky in seinem Essay zur Verlagsgeschichte der *Wanderungen*, in dem er feststellt, dass trotz des hohen Ladenpreises 817 von den 1065 gedruckten Exemplaren der ersten Auflage des ersten Buches innerhalb eines Jahres verkauft wurden.³¹⁹ Auf Resonanz stoßen die *Wanderungen* aber vor allem unter konservativen Lesern. Unter den Liberalen war die Reaktion reserviert.³²⁰ Es wurde nämlich Fontane vorgeworfen, das Buch im Auftrage der Kreuzzeitungspartei geschrieben zu haben.³²¹

³¹⁶ Theodor Fontane, „Brief an Wilhelm Hertz vom 31. Dezember 1861,“ *Dichter über sein Werk I* 532.

³¹⁷ Theodor Fontane, „Brief an Wilhelm Hertz vom 03.01.1862,“ *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz* 69.

³¹⁸ Zitiert nach Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 325.

³¹⁹ Jens Bisky, „Zur Verlagsgeschichte der ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg‘ 1860-1945. Mit einem kommentierten Bibliographie,“ *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 1(1996) 113.

³²⁰ Davidis 1410.

³²¹ Vgl. den Brief Fontanes an Wilhelm Hertz vom 6. Dezember 1861 Fontane, *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz* 61-62.

Die *Wanderungen* genossen in den folgenden Jahren einen mäßigen, aber anhaltenden Erfolg, der neue Auflagen forderte. Jedoch wurde gegen Ende der 90er Jahre der Kreis des kaufkräftigeren Publikums abgedeckt. Dazu kam noch, dass der regionalliterarische Charakter der *Wanderungen* die überregionale Verbreitung des Werkes hinderte. So bemerkte Fontane zum Erscheinen des 4. Bandes im Jahre 1882 an Wilhelm Hertz, dass er nicht glaube, „dass ganz Rheinland 3 Exemplare kauft.“³²² Hertz versuchte also 1892 mit einer billigeren „wohlfeilen“ Gesamtausgabe in 4 einzeln käuflichen Bänden geheftet und zu einem niedrigeren Preis (er wurde um ein Drittel heruntersetzt) ein weiteres Publikum in Preußen zu erzielen und auch das Volk zu erreichen. Das Unternehmen schien aber einen sehr mäßigen Erfolg eingebracht zu haben. Außer des ersten Bandes kam es bis zu Fontanes Tod zu keiner weiteren Neuauflage mehr.³²³

Während der Arbeit an den *Wanderungen* unternahm Fontane ein anderes Großprojekt: Eine Geschichte der preußischen Kriege gegen Dänemark (1864), Österreich (1866) und Frankreich (1870-71). Die Frucht dieses oft gefährlichen Unternehmens (Fontane wurde einmal sogar als angeblicher Spion verhaftet) sind die Bände *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864* (1866), *Der deutsche Krieg von 1866* (Bd.I 1870, Bd.II 1871), *Der Krieg gegen Frankreich 1870-71* (1873, 1875-76), *Kriegsgefangenen* (1871) und *Aus den Tagen der Occupation* (1871), die von dem Verleger Rudolf von Decker herausgegeben wurden. Von den Zeitungen und Zeitschriften brachten hauptsächlich dieselben Blätter die Berichte Fontanes wie die *Wanderungen*: die *Kreuz-Zeitung*, das *Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg* und Cottas *Morgenblatt*. In diesen Büchern beschrieb Fontane zum einen seine persönlichen Erlebnisse, zum anderen dokumentierte er objektiv die militärischen Ereignisse.

³²² Fontane, *Dichter über sein Werk I*. 709.

³²³ Davidis 1416.

Ähnlich wie in den Reisefeuilletons verwendete er oft in seinen Berichten das Anekdotische und den Plauderton. Das Zielpublikum war in erster Reihe wiederum konservative Leser: der Adel, das Militär und Bildungsbürger.

Wie John Osborn zur Rezeption der Kriegsbücher erklärt, waren sie zu Lebzeiten Fontanes vor allem aus zwei Gründen erfolglos. Für die Laien waren sie zu spezifisch und detailliert, und die Historiker warfen Fontane geringe Fachkenntnisse und einen allzu gefälligen Ton vor.³²⁴ Immerhin war jedoch ein kleiner Kreis innerhalb des Militärs, der das Buch mit Wohlwollen aufgenommen hatte. Darüber berichtet ein Brief Fontanes am 16. Juni 1877 an Max Jähns: „das große Publikum hat mich im Stiche gelassen. Anerkennung hab’ ich nur da gefunden, von wo ich Verurteilung oder doch wenigstens Ablehnung gefürchtet hatte, vonseiten des Militärs.“³²⁵

Zum Schluss sollen noch kurz Fontanes gesellschaftliche Beziehungen, die auch für seine schriftstellerische Arbeit von Belang waren, erörtert werden. Das politische und berufliche Umfeld, in dem er sich in England und während seiner Kreuzzeitungsjahre bewegte, bestimmte auch seine sozialen Beziehungen. Natürlich boten ihm die *Tunnel*-Mitglieder weiterhin fördernde Verbindungen. Die zwei wichtigsten Gönner in dieser Hinsicht waren, wie bereits erwähnt, Louis Schneider und Georg Hesekei. Durch seinen Jugendfreund Bernhard von Lepel lernte er zudem seine Gönnerin Mathilde von Rohr, ein Stiftsfräulein aus dem mecklenburgischen Kloster in Dobbertin kennen. Die Stiftsdame wurde nicht nur Fontanes lebenslange Vertraute, sondern auch eine wichtige Informationsquelle für seine *Wanderungen* und Kontaktperson zu den adeligen Kreisen. Besonders fördernd bewies sich zuletzt die *Kreuzzeitung*, wo Wert darauf gelegt wurde, zwischen den Zeitungsleuten und den konservativen Partefreunden das Gefühl der

³²⁴ John Osborne, „Die Kriegsbücher,“ *Fontane Handbuch* 854.

³²⁵ Theodor Fontane, *Briefe an den Verleger Rudolf von Decker: mit sämtlichen Briefen an den Illustrator Ludwig Burger und zahlreichen weiteren Dokumenten*, ed. Walter Hettche (Heidelberg: v. Decker, 1988) 240.

Zugehörigkeit zu wecken. So verlangten die Redakteure, mit diesen disparaten Kreisen Kontakt zu pflegen.³²⁶ Auf diesem Weg machte Fontane wertvolle Bekanntschaften in den Ministerien und mit dem Adel.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die schriftstellerische Tätigkeit des mittleren Fontane im Zeichen der England-Jahre und des Kreuzzeitungsjahrzehnts stand. Die Jahre in England formten ihn dazu, was er nach seiner Rückkehr nach Berlin und in den darauf folgenden Jahren geworden ist: ein vaterländischer Schriftsteller. Während seiner Arbeitszeit an der *Kreuzzeitung* wurde er als Sänger preußischer Balladen, als märkischer Wanderer und Militärschriftsteller gefeiert. Sein Publikum rekrutierte sich nach wie vor aus dem Tunnelkreis und aus dem altpreußischen konservativen Lager um die *Kreuzzeitung*. Kurz: Adel, Militär und konservatives Bildungsbürgertum.

5.4 Der späte Fontane (1870-1898)

In öffentlichkeitsgeschichtlicher Hinsicht ist diese Periode für die vorliegende Arbeit vom größten Belang. Wie im zweiten Kapitel argumentiert worden ist, fiel der Beginn der neuen Massenmedien und damit die Anfänge der Massenkultur gerade in die 70er Jahre. Die neuen massenmedialen Öffentlichkeiten bildeten sich um jeweils eine bedeutende Zeitung oder Zeitschrift, wie z.B. die konservative Kreise um die *Kreuzzeitung*, *Der Bär*, und das *Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg*, das liberale Besitz- und Bildungsbürgertum um die *Vossische Zeitung* oder *Nord und Süd*, die künstlerische Bohème um die Zeitschrift *Pan* und die mittelbürgerlichen Schichten um die Familienzeitschriften. Fontane selbst registrierte diese Gliederung der literarischen Publika in einem Brief vom 1893: „Woraus setzt sich unsere Bevölkerung zusammen? Aus einem adlig-orthodoxen Stöcker- und einem sensationsbedürftig-

³²⁶ Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 68.

schnabbrigen Bourgeois oder wohl gar Gartenlaubenpublikum, zu dem man als Grundmasse die Sozialdemokraten kommen.“³²⁷ Nachdem Fontane einsehen musste, dass sein bisheriges Publikum – der Adel und das konservative Bürgertum – seine Romane ignorierten, strebte der Dichter die verschiedenen Periodika und ihr Publika mit verschiedenen Strategien an.

Wegen Meinungsverschiedenheit und Unzufriedenheit mit der Redaktion verließ Fontane 1870 die *Kreuzzeitung* und nahm eine Stelle bei der liberalen *Vossischen Zeitung* als Theaterkritiker für das königliche Schauspielhaus am Gendarmenmarkt an. Unterbrochen wurde diese Tätigkeit im gleichen Jahr infolge des Deutsch-französischen Krieges. Als Kriegsberichterstatte bewanderte Fontane die Kriegsschauplätze in Frankreich. Nach Berlin zurückgekehrt schrieb er die letzten Bände seiner Kriegsbücher, arbeitete an den *Wanderungen* weiter und nahm auch die Rezensionstätigkeit bei der *Vossischen Zeitung* auf. Das Jahr 1876 bot eine neue berufliche Änderung. Durch die Vermittlung eines Tunnel-Mitglieds wurde er Erster Sekretär der Königlichen Akademie. Die Stelle gab er jedoch innerhalb von wenigen Monaten auf, weil er sich an die bürokratisch-administrative Arbeit nicht angewöhnen konnte.

Erst im Jahre 1876 mit 57 Jahren sah er die Chance, sich endgültig der Dichtung zuzuwenden und sich seiner eigentlichen Berufung zu widmen. Seine Einnahmen aus den Balladen, *Wanderungen* und Kriegsbüchern zusammen mit seinem Gehalt als Theaterkritiker bei der *Vossischen Zeitung* gewährten ihm und seiner Familie eine finanzielle Basis, seine Existenz als freier Schriftsteller gründen zu können.

Seine schriftstellerische Tätigkeit begann er mit der Vollendung seines ersten Großversuchs, des historischen Romans *Vor dem Sturm* (1878), den er bereits 20 Jahre früher begonnen hatte. Dieser vierbändige Roman setzte noch ganz die Tradition der *Wanderungen* fort:

³²⁷ Theodor Fontane, „Brief an Anna Richter vom 7. November 1893,“ zitiert nach Helmstetter 81.

Die preußische Geschichte und das märkische Junkertum stehen im Mittelpunkt der Handlung.

Das Buch brachte dennoch den erwünschten finanziellen Erfolg nicht ein. In einem Brief an Paul

Heyse nannte Hertz 1878 die Gründe für den ausbleibenden Erfolg:

Erfolg ja – aber Absatz? Vier Bände, nicht für das moderne Volk, für den Märker, der kaum lesen kann, gewiß nicht zahlen, weder in Schloß noch Hütte lesen noch zahlen. [...] Nur seinen vornehmen Lieblingen sieht Deutschland außerhalb der Leihbibliothek den mehrbändigen Roman zu eigenem Besitz nach. Und der Begriff »alle« *Leihbibliotheken* läßt sich für die nicht obligatorischen Romane (natürlich nicht Deine, Auerbachs, Spielhagens) auf eine bestimmte Zahl berechnen, über die das große Deutschland erröthen würde. Aber Fontane wird schon nicht kurz kommen und wir werden suchen dem Buche zu helfen, daß es nicht nur geboren ward, sondern, nach dieser Schweregebur, auch kräftig lebt.³²⁸

In den 70er Jahren plante Fontane einen zweiten Roman mit dem Titel *Allerlei Glück*, aber der schleppende Absatz des ersten Romans, der große Umfang sowie Fontanes hohe Honoraranforderungen schreckten Redakteure wie Verleger von der Veröffentlichung dieses Werkes ab.³²⁹ Interessiert waren die Zeitschriften in diesen Jahren vor allem an Kurzformen des Erzählens. So musste sich auch Fontane diesen Forderungen anpassen und veröffentlichte zwischen 1878 und 1888 nur Novellen. Um seinen finanziellen Jahresbedarf zu decken, musste er jedoch jährlich neben seinen Theaterkritiken mindestens eine Novelle publizieren. Von 1880 an erschien also fast jedes Jahr eine Erzählung. Damit begann aber auch eine Zeit der ständigen Bewerbung um Publikationsorgane für seine Werke. Infolge des geringen Verkaufserfolgs und der oft provozierenden Thematik sah sich Fontane gezwungen, immer wieder neue Zeitschriften für seine Vorabdrucke und neue Verleger für die Buchausgaben zu gewinnen. Dies war jedoch nicht der einzige Grund. Fontane war ein „markt- und publikumsbewusster Autor,“ der schnell

³²⁸ Zitiert nach Davidis 1421.

³²⁹ Manfred Windfuhr, „Fontanes Erzählkunst unter der Marktbedingungen ihrer Zeit,“ *Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift für Charlotte Jolles. In Honour of her 70th Birthday* (Nottingham: Sherwood Press Agencies, 1979) 336.

lernte, auf die Möglichkeiten des Marktes und auf die Unterschiede der Zeitschriften und ihres Publikums geschickt zu reagieren.³³⁰ Er war ständig bemüht, seine Leserschaft zu erweitern und in möglichst vielen Schichten der Gesellschaft von den Kleinbürgern zu den oberen Schichten, in Berlin und in weiten Ecken Deutschlands und darüber hinaus zu dringen. Seine elf Novellen bis zum Erscheinen seines nächsten Romans (*Frau Jenny Treibel*, 1892) wurden z.B. in sieben verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften in Berlin, Leipzig und Stuttgart, wie *Nord und Süd*, *Westermanns Monatshefte*, *Vossische Zeitung*, *Gartenlaube*, *Deutsche Romanbibliothek*, *Deutschland* und *Deutsche Rundschau* veröffentlicht. Die Buchausgabe war wegen des schleppenden Absatzes schwieriger. Wilhelm Hertz veröffentlichte noch Fontanes erste drei belletristischen Werke. Danach musste Fontane jedoch immer wieder neue Verleger finden, bis sich im Jahre 1888 eine gewisse Verlagsstabilität einstellte, als sein Sohn Friedrich unter seinem eigenen Namen einen Verlag gründete. Als erstes Werk übernahm Friedrich Fontane die Buchausgabe von *Stine* und dann die Romane. Über die Verlagsstabilität hinaus wurden ihm als Schriftsteller von den 90er Jahren auch viele Ehrungen zuteil: 1891 erhielt er den Schillerpreis, 1894 den Ehrendoktor der Universität Berlin und ab 1895 den Ehrensold. Mit diesen Anerkennungen hat sich seine finanzielle Basis dermaßen verbessert, dass er sich endlich leisten konnte, seine Stellung als Theaterreferent bei der *Vossischen Zeitung* aufzugeben und sich von den populären Normen zu entfernen, weniger beliebten Themen und Formen der Erzählkunst zuzuwenden und eigentlich sich selbst zuliebe zu schreiben.

Als Fontane 1870 die *Kreuzzeitung* verließ und als Theaterkritiker zu der oppositionellen Zeitung der liberalen *Vossischen Zeitung* wechselte, hatte er ein kleines aber stabiles konservatives Lager als Rückendeckung. In den 70er Jahren veröffentlichte er also weiterhin

³³⁰ Helmstetter 25.

vaterländische Werke: neue Auflagen der Wanderungen, seine Kriegsbücher und seinen ersten Roman *Vor dem Sturm*. Nachdem jedoch die erwünschte Anerkennung (insbesondere in den Verkaufszahlen) vom Adel, Hof und Militär ausgeblieben war, musste sich Fontane neuorientieren. Sein neues Zielpublikum wurde, wie gesagt, das liberale Bürgertum der *Vossischen*. Noch 1879 äußerte er enthusiastisch über seine Lesern: „Die Vossische Zeitung ist [...] im Besitz eines Leserkreises, der, wieviel sich sonst auch gegen Zeitungs-Abdruck sagen läßt, für meine Arbeiten nach Stoff, Anschauung und Behandlung, wie geschaffen ist. Ich werde von jedem meiner Leser verstanden, auch von dem beschränkten und nur halbgebildeten.“³³¹

Trotz dieses Wechsels versuchte Fontane weiterhin auch sein konservatives Publikum in Auge zu behalten. Während der Arbeit an seinem Roman *Schach von Wuthenow* schrieb er am 23. 11. 1882 an seinen Verleger Wilhelm Friedrich darüber folgendermaßen: „Beide muß ich cajolieren, denn beide (wiewohl politisch ganz entgegengesetzt) umfassen mein allereigentliches Publikum, die Kreuzzeitungs-Leute halten wegen meiner Kriegsbücher, märkischen Wanderungen etc. grosse Stücke von mir, die Leser der Vossin wegen meiner Theater-Berichterstattung und sonstiger mannigfacher geübter Kritik.“³³²

Als er sich jedoch in den 80er Jahren neuen gesellschaftskritischen Themen zuwandte, und öfters Tabuthemen wie Ehebrechen, Liebesaffäre und Sexualität in der besseren Gesellschaft behandelte, musste er nicht nur sein konservatives Publikum, sondern auch ein Teil der liberalen Leserschaft einbüßen. Zu einem offenen Bruch kam es jedoch erst mit der Erzählung *Irrungen, Wirrungen* (1887), die die Liebesgeschichte einer jungen Frau aus den unteren Gesellschaftsschichten mit einem Adligen thematisiert, und in dem es auch einmal zu einer Landpartie mit Übernachtung kommt. Die Novelle wurde als Vorabdruck in der *Vossischen*

³³¹ Theodor Fontane, „Brief an Hermann Kletke vom 3. Dezember 1879,“ zitiert in Theodor Fontane, *Irrungen, Wirrungen* (Berlin, Aufbau, 1996) 210.

³³² Theodor Fontane, Brief an Wilhelm Friedrich vom 23. November 1882, „*Dichter über sein Werk II* 311.

Zeitung gebracht, aber viele ihrer Leser empörten sich in dem Maße über die Geschmacklosigkeit der Geschichte, dass es zu vielen Abbestellungen der Zeitung kam. Ein Mitinhaber der Zeitung soll zum Beispiel dem Chefredakteur Friedrich Stephany gesagt haben: „Wird denn die gräßliche Hurengeschichte nicht bald aufhören?“³³³

Fontane musste also einsehen, dass er die Leserschaft der *Vossischen Zeitung* zu optimistisch eingeschätzt hatte und klagte in seinen Briefen über die Verlogenheit der bürgerlichen Gesellschaft. Nach dem Vorabdruck versuchte er also, die Buchausgabe besser vorzubereiten. Er bewarb sich um freundliche Rezensenten, und verweigerte Rezensionsexemplare an die konservativen Zeitungen, um ihre Kritik zu entziehen. Dabei kam ihm auch eine kleine Gruppe, die „Zwanglose Gesellschaft“ zur Hilfe. Diese Vereinigung wurde im Jahre 1884 als eine Art Wochenkneipgesellschaft zum Zweck des Gedankenaustausches gegründet und bestand aus Künstlern, Verlags- und Buchhändlern, Redakteuren, Korrespondenten, Architekten, Schriftstellern und Literaturhistorikern, Juristen und Medizinem, also aus gebildeten Männern. Sie waren weitgehend jüdischer Herkunft.³³⁴ Zu dieser Gruppe gehörten zum Beispiel Hans Hertz, der Sohn des Verlegers Wilhelm Hertz, die Journalisten Otto Brahm, Otto Pniower, Paul Schlenther und Fontanes zwei Söhne Theodor und Georg.³³⁵ Die Zwanglosen feierten die Novelle und versuchten, die Rezeption des Werkes positiv zu steuern. Die im literarischen Leben einflussreichen Mitglieder wie Brahm, Literaturkritiker und späterer Leiter der *Freien Bühne*, Schlenther, Fontanes Nachfolger als Theaterkritiker bei der *Vossin*, und der Literaturhistoriker und Kritiker Pniower versuchten also mit ihren Kritiken die Leser für die

³³³ Frederick Betz ed., *Theodor Fontane, Irrungen, Wirrungen. Erläuterung und Dokumente* (Stuttgart: Reclam, 1979) 86.

³³⁴ Frederick Betz, „Fontanes 'Irrungen, Wirrungen.' Eine Analyse der zeitgenössischen Rezeption des Romans,“ *Fontane aus heutiger Sicht. Analysen und Interpretationen seines Werks*, ed. Hugo Aust (München: Nyphenburger, 1980) 263.

³³⁵ Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 459-461.

Buchausgabe positiv einzustimmen. Außerdem setzten sich auch andere Mitglieder und Angehörige der Vereinigung für Fontane ein, indem sie das Buch in ihren Kreisen mündlich besprachen und förderten.³³⁶ Fontane schrieb am 9. Mai 1888 an seinen Sohn Theodor über diesen Einsatz der Zwangslosen folgendermaßen: „ich verdanke meine verbesserte Stellung oder doch mein momentanes Ansehen im deutschen Dichterwald zu größerem Teile den ›Zwangslosen‹. Die Jugend hat mich auf ihren Schild erhoben, ein Ereignis, das zu erleben ich nicht mehr erwartet hatte.“³³⁷ Die Zwangslosen, dessen Mitgliedschaft keineswegs nur auf die „Jugend“ oder die „Naturalisten“ beschränkte, hielten bis über Fontanes Tod zu dem alten Schriftsteller, und bildeten den Kern Fontanes aktuellen Lesepublikums in seinem letzten Jahrzehnt.

Außer den großen Zeitungen erzielte Fontane mit seinen Novellen auch das Publikum der Familienzeitschriften. Über eine breite Leserschaft hinaus boten diese Zeitschriften den Schriftstellern auch weit bessere Honorarbedingungen als die Tageszeitungen an. Obwohl Fontane den Geschmack der Leser dieser Zeitschriften scharf kritisierte, gestand er in einem Brief an die Redaktion der *Gartenlaube* aus dem Jahre 1889, dass „aus der Schüssel, aus der 300,000 Deutsche essen, ess’ ich ruhig mit.“³³⁸ In diesen Fällen bot er den Redakteuren mehrere Novellenstoffe zur Auswahl an und stellte sich, bestimmte ästhetische Kriterien vor Augen haltend, auf das literarische Interesse und das Niveau des Publikums ein. In der *Gartenlaube* veröffentlichte er zwei Kriminalnovellen, *Unterm Birnbaum* (1885) und *Quitt* (1890), und auch hier erschien 1906, acht Jahre nach seinem Tod, sein Romanfragment *Mathilde Möhring*. Populär wurden diese Novellen nicht, und sie gehören heute noch zu den weniger bekannten und

³³⁶ Betz *Fontanes Irrungen* 263.

³³⁷ Fontane, *Dichter über sein Werk II* 374-75.

³³⁸ Fontane, *Dichter über sein Werk II* 403.

anerkannten Werken von Fontane, die vor allem wegen der Anpassung an die Geschmacks- und Stilforderung des Marktes eine begrenzte Leistung des Autors aufweisen.

Neben den Familienzeitschriften waren es die Rundschauzeitschriften, in denen Fontane seine Werke gern veröffentlicht sah. Einerseits boten sie höhere Honorare ähnlich wie bei den Familienzeitschriften, andererseits verfügten sie über ein gebildetes Publikum, das wertvolles Literaturgut konsumierte. Für die zeitgenössischen Schriftsteller mit hohen ästhetischen Anforderungen war in erster Linie Julius Rodenbergs *Deutsche Rundschau* in Leipzig das anvisierte Ziel. Sie galt als eine Art literarischer Kanon, mit einer differenzierten Hierarchie der zeitgenössischen Literatur.³³⁹ Zu ihren Stammautoren gehörten Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Theodor Storm, Paul Heyse, Emmanuel Geibel und Marie von Ebner-Eschenbach. Hier zu veröffentlichen war also eine große dichterische Anerkennung, dessen sich auch Fontane bewusst war. Folgendermaßen erstrebte er seit den 80er Jahren, als er zuerst Rodenberg *Ellenrnklipp* anbot, seine Werke in der *Rundschau* unterzubringen. In Rodenbergs Augen galt Fontane aber als „Dichter dritten Ranges“,³⁴⁰ und so kam es, dass Fontane bei ihm keine seiner Novellen, erst seine drei Frauenromane *Unwiederbringlich* (1891), *Frau Jenny Treibel* (1892), und *Effi Briest* (1894-95) konnte erscheinen lassen. Zum Abdruck seiner Autobiografien *Meine Kinderjahre* und *Von Zwanzig bis Dreißig* kam es zum Beispiel wegen Rodenbergs erheblichen Kürzungswünsche sowie des unterdurchschnittlichen Honorars nicht. Fontane musste sich also mit anderen Rundschauzeitschriften wie *Westermanns Monatshefte* und *Nord und Süd* sowie Familienzeitschriften wie *Vom Fels zum Meer* und *Über Land und Meer* zufriedengeben. Diese waren zwar weniger öffentlichkeitswirksam als die *Deutsche Rundschau*, sie boten aber bessere Honorare an.

³³⁹ Manuela Günter, *Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichten der Literatur im 19. Jahrhundert* (Bielefeld: Transcript, 2008) 225.

³⁴⁰ Günter 225.

Diese letzteren zwei Zeitschriften wurden in Stuttgart veröffentlicht und gehörten damit zu den überregionalen Zeitschriften, in denen sich Fontane seit den 90er Jahren seine Werke veröffentlichte. Berücksichtigt man noch die zwei Leipziger Zeitschriften *Die Gartenlaube* und *Deutsche Rundschau* und die moderne internationale Revue *Cosmopolis* (Wien, Berlin, London, Paris), in der seine Autobiografie *Von Zwanzig bis Dreißig* erschien, sieht man die Tendenz des späten Fontanes, auch außerhalb Preußens eine breitere Leserschaft und Wirkung zu erzielen.

Trotz Fontanes Bestrebens, seinen überregionalen literarischen Wirkungskreis zu erweitern, behielt er auch seine regionalliterarischen Beziehungen in Preußen und der Reichshauptstadt, auch in seinem letzten Lebensjahrzehnt. Exemplarisch dafür ist seine Verbindung zur Zeitschrift *Der Bär. Berlinische Blätter für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde*, und ab 1879 zur *Illustrierte[n] Wochenschrift für vaterländische Geschichte*. Fontane veröffentlichte zwar nur zwei *Wanderungen*-Artikel und ein Gedicht über Kaiser Friedrich in dem Blatt, aber sein Name stand lange Zeit im Titelkopf unter den Mitwirkenden. Veröffentlichen wollte Fontane darüber hinaus keine Artikel mehr. Ende der 70er Jahre war er nämlich schon „den ganzen patriotischen Krempel satt“ und wollte sich auf dem Gebiet der Romane und Novelle legitimieren.³⁴¹ Er war sich jedoch darüber im Klaren, dass sich der Leserkreis der Zeitschrift sein potenzielles (Kauf)Publikum bildete. Folgendermaßen schickte er ein Freixemplar seines jeweils neuen Buches an die Redaktion des Blattes, um eine Rezension zu erwirken und weiterhin seinen Namen im Bewusstsein seines Lesers lebendig zu halten.

Mit diesem Aspekt des regionalen und überregionalen Leserkreises kommen wir zum Thema Fontane und sein Verhältnis zu einem spezifischen Publikum: das Berlinertum. Fontane lebte seit seinem 15. Lebensjahr hauptsächlich in Berlin und erlebte und registrierte seine

³⁴¹ Theodor Fontane, „Brief an Emilie Fontane vom 14. Juni 1879,“ zitiert nach Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 322.

Entwicklung aus einer provinziellen Stadt Preußens in eine Metropole. Fontanes Berliner Leserschaft war natürlich so divers, wie er Fronten wechselte. Bekanntschaften mit angesehenen Literaten und anderen Bürgern wie Adeligen in Berlin und Umgebung knüpfte er durch das gesamte soziopolitische Spektrum. Er arbeitete für Zeitungen und Zeitschriften mit ihren spezifischen Publika, und dazu kamen noch die Klubs, Vereine und Gesellschaften in Berlin, denen Fontane sein Leben lang angehörte.

Das Profil seines Publikums im Berliner Umfeld war Fontane, wie wir gesehen haben, durchaus klar. Als er nach dem Bruch mit seiner konservativen Leserschaft in den 80er Jahren mit *L'Adultera* (1882) eine Reihe von Novellen und Romanen zu schreiben begann, in denen Berlin als Schauplatz und Gegenstand der Handlung vorkommt, konzentrierte er sich damit strategisch auf die Berliner als Zielpublikum. Hatte er Ende der siebziger Jahre mit seinem Entwurf *Berliner Ton* die Einwohner der Reichshauptstadt scharf kritisiert – wegen ihrer Arroganz und Borniertheit sowie ihres Egoismus und Mangels an Weltbekenntnis und Selbstkritik³⁴² – so äußerte er ein milderes Urteil in dem späteren Essay *Die Märker und die Berliner* (1889), um keinen Anstoß bei seinem anvisierten Publikum zu erregen. Hier charakterisierte er bereits das moderne Berlinertum als „ein eigentümliches Etwas, drin sich Übermut und Selbstironie, Charakter und Schwankendheit, Spottsucht und Gutmütigkeit, vor allem aber Kritik und Sentimentalität die Hand reichen, jenes Etwas, das wie zur Zeit Friedrich Wilhelms III. (nur witzig geschulter und geschmackvoller geworden) auch heute wieder alle Kreise durchdringt.“³⁴³ Fontane glaubte wegen seiner Lokalkenntnisse, der Ironie und „berlinerischen ‚flavours‘“ seiner Werke die Berliner ansprechen zu können und ein kleines, aber

³⁴² Peter Wruck, *Fontanes Berlin II* 403.

³⁴³ Theodor Fontane, „Die Märker und die Berliner und wie sich das Berlinertum entwickelte,“ *Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg* ed. Helmuth Nürnberger vol.3 (München: dtv, 1994) 662.

treues Publikum zu bewahren, der zu ihm hält und allweihnachtlich seine Bücher kauft.³⁴⁴

Wegen der Berliner Romane mit ihren heiklen Themen wie Mesalliance, Ehebruch, freie Liebe und Freitod, beschränkte sich sein Berliner Lesepublikum zunehmend auf gebildete liberale Kreise. In einem Brief vom 29. Okt. 1895 an Moritz Necker erzählt Fontane über sein Publikum: „meine Leser aber wohnen zu Dreivierteln in der Tiergartenstraße etc., und einem Viertel in Petersburg und Moskau, ja bis nach Odessa hin.“³⁴⁵ Heinz Reif charakterisiert das Tiergartenviertel in seinem Artikel über den Tiergarten um 1900 als den „Millionärsviertel.“ Nach seinen Angaben wohnte 80% der Oberschicht, vor allem das kaufmännische und industrielle Bürgertum und das vermögende Bildungsbürgertum hier. Von ihnen bekannten sich laut Statistik etwa 20% zum jüdischen Glauben, was im Vergleich zu den anderen Stadtteilen Berlins überproportional hoch war.³⁴⁶

Diese statistische Angabe sollte an sich nicht viel über das jüdische Publikum von Fontane aussagen. Dass diese Gruppe zu Fontanes Leserschaft zählte und sie seinem Interesse galt, zeigt u.a. das Gedicht: „An meinem Fünfundsiebzigsten“ (1894,1899), das wegen seiner Pointe auch oft als „Kommen Sie, Cohn“ genannt wurde. Dieses Gedicht verfasste Fontane kurz nach seiner 75. Geburtstagsfeier, und drückte in ihm seine Enttäuschung über das Fernbleiben seines geliebten Adels aus, dem er den Großteil seines historischen, biografischen und dichterischen Schaffens gewidmet hatte. Wer jedoch gekommen war, das waren sein treues Publikum, unter ihnen viele seiner jüdischen Verleger, Rezensenten, Autorenkollegen und Freunde.

³⁴⁴ Theodor Fontane, „Brief an Wilhelm Freidrich vom 4. Dezember 1882,“ *Dichter über sein Werk II* 315.

³⁴⁵ *Dichter über sein Werk II* 453.

³⁴⁶ Heinz Reif, „Das Tiergartenviertel. Geselligkeit und Gesellschaft in Berlins ‚Neuem Westen‘ um 1900,“ *Berlins 19. Jahrhundert. Ein Metropolen-Kompendium*, eds. Roland Berbig et al. (Berlin: Akademie Verlag, 2011) 268 und 279.

Hundert Briefe sind angekommen
ich war vor Freude wie benommen,
nur etwas verwundert über die Namen
und über die Plätze woher sie kamen.
Ich dachte, von Eitelkeit eingesungen:
Du bist der Mann der »Wanderungen«,
du bist der Mann der märk'schen Geschichte,
du bist der Mann der märk'schen Gedichte,
du bist der Mann des Alten Fritzen
und derer die mit ihm bei Tafel sitzen,
einige plaudernd, andere stumm,
erst in Sanssouci, dann in Elysium;
du bist der Mann der Jagow und Lochow,
der Stechow und Bredow, der Quitzow und Rochow,
du kanntest keine größere Meriten
als die von Schwerin und vom alten Zieten,
du fandst in der Welt nichts so zu rühmen
als Oppen und Groeben und Kracht und Thümen,
an der Schlachten und meiner Begeisterung Spitze
marschieren die Pfuels und Itzenplitze,
marschierten aus Uckermark, Havelland, Barnim
die Ribbecks und Kattes, die Bülow und Arnim,
marschierten die Treskows und Schlieffen und Schlieben,
und über alle hab' ich geschrieben.

Aber die zum Jubeltag da kamen,
das waren doch sehr andre Namen.
Auch »sans peur et reproche«, ohne Furcht und Tadel,
aber fast schon von prähistorischem Adel:
Die auf »berg« und auf »heim« sind gar nicht zu fassen,
sie stürmen ein in ganzen Massen,
Meyers kommen in Bataillonen,
auch Pollacks und die noch östlicher wohnen,
Abram, Isak, Israel,
alle Patriarchen sind zur Stell',
stellen mich freundlich an ihre Spitze,
was sollen mir da noch die Itzenplitze!
Jedem bin ich was gewesen,
alle haben sie mich gelesen,
alle kannten mich lange schon,
und das ist die Hauptsache – »Kommen Sie, Cohn!«³⁴⁷

³⁴⁷ Fontane, *Werke in drei Bänden III*, III. 785-786.

Das Gedicht bietet eine lange Auflistung und Gegenüberstellung von repräsentativen märkisch-preußischen adeligen und jüdischen Namen. Als Fontane das Gedicht bei einer Nachfeier im Kreis seiner Familie und engerer Freunde – überwiegend jüdischer Herkunft – vorgelesen hatte, haben diese das Gedicht mit Wohlwollen aufgenommen, aber sein Hausfreund Paul Meyer, ebenfalls ein Jude, drückte dabei sein Bedenken aus, die Juden könnten sich darüber verletzt fühlen, dass sie für Fontane nur zweitrangig, nur Lückenbüßer seien. Fontane war anscheinend über diese Bemerkung sehr erstaunt und sagte „daß er doch zum Schluß die Itzenplitze geradezu ablehne und sich an die Spitze der Pollaks und Meyers stelle.“³⁴⁸ Fontane ließ aber das Gedicht unveröffentlicht, und es erschien tatsächlich erst nach seinem Tod. Norbert Mecklenburg stellt im Zusammenhang mit der posthumen Publikation des Gedichtes die Frage, ob Fontane das Gedicht nicht erschienen lassen wollte, weil er es nicht missverstanden, als Ausdruck von Unfreundlichkeit gegenüber den Juden haben wollte, oder ob er es unveröffentlicht lassen wollte, weil er wusste, dass das kein Missverständnis war?³⁴⁹

Mit dieser Fragestellung kommen wir zu einem heiklen Thema bei den Biografen Fontanes: war Fontane ein Antisemit? Man stellt bedauerlicherweise fest, dass sich Fontane in den letzten Jahren seines Lebens stark gegen das Judentum geäußert hatte. Die Forschung versuchte Fontanes Antisemitismus anfänglich zu ignorieren, dann in einem milderen Lichte zu betrachten, indem sie unter anderem auf seine positiven Bemerkungen über Juden, und vor allem über ihre Kulturleistung hinwies, sowie auf seine scharfe Kritik, die nichts und niemanden geschont hat.³⁵⁰ Wie die neueste Forschung jedoch zeigt, hatte Fontane einen klaren Weg vom

³⁴⁸ Paul Meyer, *Erinnerungen an Theodor Fontane 1809-1898. Aus dem Nachlaß seines freundes und Testamentvollziehers Justizrat Paul Meyer* (Berlin: Saladruck, 1936) 14.

³⁴⁹ Norbert Mecklenburg, „Riskantes Spiel mit Namen. Fontanes »Cohn-Gedicht«,“ *Gedichte von Theodor Fontane*, ed. Helmut Scheuer (Stuttgart: Reclam, 2001) 238-239.

³⁵⁰ Jost Schillemeit, „Judentum und Gesellschaft als Thema Fontanes,“ *Jahrbuch 1988 der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft* (Göttingen: Glotze, 1988) 29.

Philosemiten Ende der 50er Jahren zum Antisemiten in den 90er Jahren zurückgelegt.³⁵¹ Er hatte sein Leben lang enge Freundschaften mit Deutschen jüdischer Abstammung gepflegt, so z.B. mit Wilhelm Wolfsohn, Moritz Lazarus, Berthold Auerbach, mit der Familie Sternheim oder am Ende seines Lebens mit Georg Friedländer und seinem Rechtsanwalt Paul Meyer. Er betonte auch immer wieder, dass ihm von Juden nur Gutes zugefügt worden war.³⁵² Dies bezeugt auch Paul Meyer in seinen Erinnerungen an Fontane. Dort schrieb er über Fontanes Antisemitismus: „Dem einzelnen gegenüber, der ihm sympathisch war, schwand jedes Vorurteil. Anders wohl, wo er sie in größerer Zahl vereint sah, und nun Eigentümlichkeiten zu entdecken glaubte, die unangenehm auffielen.“³⁵³ Diese persönlichen Beziehungen und Erfahrungen machen Fontanes Antisemitismus umso ernster. Fontane hat den steigenden Anteil der Bourgeoisie und vor allem des Judentums am wirtschaftlichen und geistigen Leben in Berlin und im Deutschen Reich mit wachsendem Ressentiment beobachtet. Die antisemitischen Aussagen in seinen Briefen vermehrten und verhärteten sich in den 80er Jahren, was mit dem Aufkommen der antisemitischen Bewegung von Stoecker und Treitschke zusammenfällt, oder eben dadurch generiert wurde. Neben seinen Ausbrüchen gegen Juden in seinen Briefen entstand auch eine Reihe von Altersversen, in denen seine Abneigung gegen Juden zum Ausdruck kam.³⁵⁴ Diese Verse wurden jedoch zu seinen Lebzeiten aus Rücksicht auf sein jüdisches Publikum nie veröffentlicht. In seinem erzählerischen Werk gaben es zwar charakterliche und sprachliche Stereotypen von Juden, aber im Ganzen war Antisemitismus „im humanen Kosmos des

³⁵¹ Vgl. Henry H.H. Remak, „Fontane und der jüdische Kultureinfluß in Deutschland: Symbiose und Kontrabiose,“ *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts I.*, eds. Helmuth Nürnberger and Hanna Delf von Wolzogen (Würzburg, Königshausen&Neumann, 2000) 188-195.

³⁵² Theodor Fontane an Mathilde von Rohr, zitiert nach Heinz Ohff, *Theodor Fontane, Leben und Werk* (München: Piper, 1995) 367.

³⁵³ Meyer 13.

³⁵⁴ Mecklenburg 239.

narrativen Diskurses“ aufgehoben.³⁵⁵ Dort bleibt uns das, wofür Fontane schon immer so beliebt war: seine Menschlichkeit.

5.5 Fontanes Beziehung zum weiblichen Publikum

Nun soll Fontanes Beziehung zu einer Publikumsschicht, die den Löwenanteil des zeitgenössischen Lesepublikums ausmachte, näher untersucht werden: die Frauen. Bisher wurden Frauen im Zusammenhang mit Fontane kaum erwähnt, außer von Mathilde von Rohr, der vertrauten Brieffreundin, die Fontane mit Geschichten, Anekdoten und wichtigen Kontakte für seine *Wanderungen* aber auch für das Erzählwerk versorgte. Die Stiftsdame war eine Verehrerin des Dichters, die Fontanes Werke gut kannte, denn Fontane diskutierte des Öfteren seine Werke mit ihr.³⁵⁶ Fontane pflegte auch gute Beziehungen zu anderen einflussreichen Frauen, wie z.B. zur Schriftstellerin und Journalistin Ludovica Hesekei, Tochter des Journalisten und Schriftstellers George Hesekei, die als Rezensentin ihrem Vater bei der Kreuzzeitung folgte. Als Fontane zur *Vossischen Zeitung* wechselte, nutzte er noch seinen guten Kontakt zu ihr, um sein Kreuzzeitungspublikum nicht gänzlich zu verlieren. Sie besprach tatsächlich seine Werke in den darauf folgenden Jahren, und erst nach *Graf Petöfy* (1884) war dann acht Jahre lang Schluss.³⁵⁷ Ebenfalls die Gattin von Carl Lessing, Redakteur der *Vossischen Zeitung* und die Ehefrau des Geheimrats Hermann Freiherr von Wangenheim gehörten zu seinen „Gönnerinnen.“ Durch das Ehepaar Wangenheim konnte er bis in die 80er Jahre viele wünschenswerte Bekanntschaften anknüpfen. Diese Frauen waren sicherlich auch seine Leserinnen, die seine Werke gut kannten und vermutlich mit ihren Freundinnen besprachen und eventuell weiterempfahlen.

³⁵⁵ Hans Otto Horch, „Theodor Fontane, die Juden und der Antisemitismus,“ *Fontane Handbuch* 304.

³⁵⁶ Vgl. Theodor Fontane, *Briefe. Vol. 3. Briefe an Mathilde von Rohr* (Berlin: Propyläen, 1968) 49.

³⁵⁷ Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 69.

Bis in die 70er Jahre hatte Fontane wohl noch ein hauptsächlich männliches Publikum. Dies ergab sich aus der Thematik der Bücher: Balladen, Reiseliteratur und vor allem Kriegsbücher interessierten eher Männer der gebildeten Schichten. Fontane selbst äußerte sich 1882: „ich zähl es zu den Glücklichkeiten meines Lebens, daß mir speziell aus drei Kreisen, aus dem der Offiziere, der Prediger und der Professoren und Doktoren am meisten Anerkennung zu Theil geworden ist.“³⁵⁸ Doch war er darüber im Klaren, dass er als Berufsschriftsteller ein weit größeres Publikum erreichen müsste, um seinen Lebensunterhalt sichern zu können. Fontanes Schreibstrategien wurden schon in dieser Hinsicht besprochen. Mit seiner Hinwendung zur Novelle und zu den Familienzeitschriften versuchte er, die weibliche Leserschaft dieser Periodika zu erreichen, auch wenn er gegen sie als Publikum schon immer einen Vorbehalt hegte. Davon zeugt sein Brief des Dichters an Gustav Karpeles, Redakteur von *Westermann Monatsheften* am 30. Juli 1881, in dem er das weibliche Publikum der *Gartenlaube* in Sachsen und Thüringen ironisch als „marlittgesäugte Strickstrumpfmadame“ nannte.³⁵⁹

Dennoch war Fontane unwillig, auf die Gunst dieses Publikums zu verzichten. Der Verleger von seinem *Ellernklipp* (1881) warb z.B. um das Werk bei den Leserinnen folgendermaßen: „Wie Fontane’s vorige Weihnachten erschienene ‚Grete Minde‘ lassen Sie sich auch diese Novelle des feinsinnigen Dichters als reizende Lektüre für Alt und Jung, besonders Frauen und Jungfrauen empfohlen sein.“³⁶⁰ Ein Jahrzehnt später nach der Publikation von *Irrungen, Wirrungen* schrieb Fontane im Zusammenhang mit der Veröffentlichungsschwierigkeiten von seiner nächsten Novelle *Stine*: Er weiß, dass er mit Arbeiten wie *Stine* „kein Schriftsteller für den Familientisch mit eben eingesegeten Töchtern

³⁵⁸ Theodor Fontane, „Brief an Wilhelm Jensch vom 13. Dezember 1882,“ *Dicher über sein Werk II* 316.

³⁵⁹ Zitiert nach Berbig, *Theodor Fontane im literarischen Leben* 239.

³⁶⁰ Zitiert nach Gerhard R. Kaiser, „’Das Leben, wie es liegt‘ – Fontanes *L’Adultera*. Realismuspostulat, Aufklärung und Publikumserwartung,“ *Text – Leser – Bedeutung. Untersuchungen zur Interaktion von Text und Leser*, ed., Herbert Grabes (Grossen Linden: Hoffmann Verlag, 1977) 112.

ist“, aber er möchte nie etwas schreiben, dessen er sich schämen müsste, um nur dem Durchschnittsgeschmack zu gefallen.³⁶¹ Also schrieb Fontane Frauennovellen und Romane sowohl für den Durchschnitt als auch für die Gebildeten. Große Verkaufserfolge, wie seine Konkurrenten Marlitt oder Eber-Eschenbach konnte er allerdings nicht erzielen. Dass er Frauen jedoch erreicht hatte, bezeugen unter anderem einige Briefe und Tagebucheintragungen, in denen Fontane über bemerkenswerte Leserbriefe oder Begegnungen mit Frauen, die sich auf seine Werke beriefen, sporadisch berichtete. Als sein erster Roman erschienen war, antwortete er auf die Glückwünsche von Ludovika Hesekei, dass er ein Paar Zuschriften ähnlichen Inhalts sämtlich von Damen erhalten habe.³⁶² In einem anderen Brief erzählte Fontane seiner Frau verdrießlich in Bezug auf den Vorabdruck seines Romans *Schach von Wuthenow* (1882) über ein Treffen mit der Frau des Maler-Professors Michael. Die Vossin zeigend sagte diese dem Dichter: „Eben hab’ ich von Ihnen gelesen; sehen Sie, hier; [...] Aber das Urtheil: »es ist so spannend, man kennt ja alle Straßennamen« hat doch einen furchtbaren Eindruck auf mich gemacht.“³⁶³ Hinsichtlich des Romans *Cecile* (1886) erwähnte er, er habe Freixemplare an ein Paar Damen von bürgerlicher und adeliger Herkunft geschickt und Antwortbriefe bekommen.³⁶⁴ Im Zusammenhang mit *Irrungen, Wirrungen* kam es sogar zu einem peinlichen Vorfall, als eine Dame (nach Fontane eine Schwindlerin) von unbekannter Herkunft den Dichter aufsuchte und eine furchtbare Szene machte. Sie behauptete, sie sei Lene, und Fontane hätte ihre Geschichte geschrieben.³⁶⁵ Insbesondere aber nach der Veröffentlichung von *Effi Briest* nahm die Korrespondenz mit der weiblichen Leserschaft deutlich zu. Sympathisierend mit Effi drückten

³⁶¹ Theodor Fontane, „Brief an Joseph Kürschner vom 20. Januar 1888,“ *Dicher über sein Werk II* 381.

³⁶² Theodor Fontane, „Brief an Ludovika Hesekei vom 19. Februar 1878,“ *Dicher über sein Werk II* 210.

³⁶³ Fontane, *Dicher über sein Werk II* 300-301.

³⁶⁴ Fontane, „Tagebuch vom 18. November-31 Dezember 1885,“ *Dicher über sein Werk II* 341, und „Brief an Josephine von Heyden vom 27. April 1887,“ *Dicher über sein Werk II* 354.

³⁶⁵ Theodor Fontane, „Brief an Paul Schlenther vom 14. und 20. September 1887,“ *Dicher über sein Werk II* 370.

sie ihren Beifall aus, schickten Rezensionen, verurteilten Instetten, usw.³⁶⁶ Dieser Beifall drückte sich auch in den Auflagezahlen aus, denn dieser Roman war zu Fontanes Lebzeiten das erfolgreichste Werk, das im Vergleich zu den anderen Büchern, die sich nur schleppend verkauften, bereits im ersten Jahr es zu mehreren Auflagen brachte.³⁶⁷

Von einem Frauenpublikum Fontanes zeugen ebenfalls die wenigen Angaben zu den Ausleihen aus Leihbibliotheken. In den gehobeneren Leihbibliotheken, wie Borstells Leihbibliothek und die Behrendtsche Buchhandlung in Berlin, Lasts Literatur Institut in Wien, und die Nordmeyersche Leihbibliothek in Hannover, deren Hauptpublikum Damen aus den mittleren Schichten bildeten, gehörte Fontane in den 90er Jahren zu den Erfolgsautoren mit den meistgelesenen Büchern. Darüber hinaus zählte Fontanes *Effi Briest* um 1896 zu den beliebten Damenlektüren in Wien.³⁶⁸ Aus diesen spärlichen Quellen sollte man natürlich nur mit Vorsicht Schlussfolgerungen über Fontanes Frauenpublikum ziehen. Man sieht immerhin, dass sich ein bestimmter Kreis der weiblichen Leserschaft für Fontanes Werke interessierte und sie bei der Bestimmung von Fontanes aktuellem Publikum nicht außer Acht gelassen werden dürfte.

5.6 Fontane und die unteren Schichten

Der Überblick über Fontanes aktuelle Leserschaft zeigt, dass Fontane tatsächlich ein kleines (Kauf)Publikum in den gebildeten oberen Mittelschichten, und Oberschichten und in erster Linie im gebildeten Bürgertum, Militär und in einem kleinen Kreis von adeligen Freunden

³⁶⁶ Vgl. *Dicher über sein Werk II* 441-463.

³⁶⁷ Nach Fontane erschien *Effi Briest* in 5 Auflagen innerhalb Jahresfrist. Klaus Peter Möller widerlegt diese Behauptung, und weist auf eine übliche verlegerische Taktik hin, die auch Friedrich Fontane verfolgte. Einerseits wollte Fontanes Sohn damit die Satzkosten ersparen, indem er zwei reale Auflagen als drei Auflagen deklarierte. Andererseits täuschte er höhere Auflagezahlen vor, um dem Publikum einen größeren Erfolg des Werkes zu suggerieren. Klaus-Peter Möller, „Der vorgetäuschte Erfolg. Zum Problem der Erstausgaben, Neuauflagen, Neudrucke bei Theodor Fontane,“ *Fontane Blätter* 68 (1999): 203, 216.

³⁶⁸ Vgl. Alberto Martino, *Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914)* Mit einem zusammen mit Georg Jäger erstellten Verzeichnis der erhaltenen Leihbibliothekskataloge (Wiesbaden: Otto Harrassowitz, 1990) 457-463, 843.

und Bekannten hatte. Mit seinen Frauenromanen, besonders aber mit *Effi Briest* konnte er ebenfalls einen Teil der Frauen erreichen. Ob er auch in den unteren Schichten gelesen wurde, ist schwer zu beurteilen. Annehmen kann man, dass Fontane unter Dienstboten, die oft Zugang zu den Büchern und Hausbibliotheken der Herrschaften hatten, bekannt sein konnte. Konkrete Erwähnung findet außerdem Fontane nach Erwin Marks z.B. im Zusammenhang mit Berlins erster öffentlicher Lesehalle.³⁶⁹ Diese Lesehalle wurde 1895 durch einen Bildungsverein, die Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur in einem dicht besiedelten Arbeiterviertel gegründet. Überwiegender Teil der Besucher waren Arbeiter, Handwerker, Angestellte und Angehörige kaufmännischer Berufe, also die Arbeiter und Kleinbürger. Frauen waren in den ersten Jahren wenig vertreten. In dieser Lesehalle wurde Fontane unter den Autoren genannt, die den meisten Anklang fanden. Mit welchen Werken er da vertreten war, wurde nicht angegeben. Eine andere Quelle ist die kleine Studie, *Zehn Jahre Bibliothekarbeit. Geschichte einer Arbeiterbibliothek. Ein Wegweiser für Bibliothekverwaltungen*, die Gustav Henning 1908 veröffentlichte. In diesem Büchlein beschreibt er die Entwicklung der Bibliothek des sozialdemokratischen Vereins Leipzig-Plagwitz-Lindenau-Schleutzig zwischen 1898-1908. Zwar entstand dieses Buch zehn Jahre nach Fontanes Tod, aber Fontane wird mit neun Bänden der schönen Literatur und 328 Entleihungen unter den 62 meist gelesenen Autoren aufgelistet. Man kann also mit Vorsicht behaupten, dass Fontane unter den Arbeiter-Eliten und im Kleinbürgertum auch Anklang gefunden hat, vor allem nach seinem Tode. Die Verbilligung von Buchpreisen, Verbreitung des Alphabetentums und der zunehmend allgemein verbreitete Bildungsstand lässt der Zuwachs der Leserschaft auch in den unteren Sozialschichten um die Jahrhundertwende annehmen und somit den anhaltenden Erfolg Fontanes bestätigen. Wir haben gesehen, dass der Absatz von Fontanes

³⁶⁹ Erwin Marks, „Berlins erste öffentliche Lesehalle,“ *Der Bibliothekar. Zeitschrift für das Bibliothekswesen* 41.2 (1987): 58.

Büchern zu seiner Lebzeit nur schleppend war. Den größten Käuferfolg erzielte Fontane mit seinem Roman *Effi Briest*, der, wie gesagt, bis zu seinem Tod in sechs Auflagen veröffentlicht wurde. Vergleichsweise erfuhren die meisten Romane im Durchschnitt nur zwei Auflagen. Im Jahre 1905 erschien *Effi Briest* bereits in der 16. und 1928 in der 96. Auflage. Dagegen erreichte *Frau Jenny Treibel* nur fünf Auflagen bis 1899, aber im Jahr 1928 schon die 138. Auflage. *Irrungen, Wirrungen* erfuhr sogar 142 Auflagen bis zur Jahrhundertwende. Allerdings erlebten auch seine anderen Romane bis zu diesem Zeitpunkt zwischen 76 und 85 Auflagen.³⁷⁰

5.7 Selbstspiegelung der schriftstellerischen Stellung Fontanes

Vom Anfang seiner schriftstellerischen Karriere an beschäftigte sich Fontane mit der Beziehung zwischen Leser bzw. Gesellschaft und Dichter in seinen Gedichten, Briefen und Aufsätzen. Erst als Berufsschriftsteller vermehrten sich aber seine Aussagen zu diesem Thema, was als eine natürliche Konsequenz seiner Erfolglosigkeit auf dem Buchmarkt zu erklären ist. Besonders zwischen 1885 und 1892 entstanden eine Reihe von Gedichten und theoretischen Schriften, in denen er sich ironisch, verbittert, resigniert über den literarischen Geschmack des Massenpublikums und die gesellschaftliche Lage der Schriftsteller äußerte. Seine Kommentare lassen erkennen, wie sehr er von den Auswirkungen dieser Verhältnisse betroffen wurde.³⁷¹

Als Fontane mit *Vor dem Sturm* seine freie schriftstellerische Laufbahn begann, schrieb er noch 1878 mit vollem Optimismus an Ludovica Hesekei über „einen kleinen Romanschriftsteller-Laden“ mit ein paar treuen, namentlich auch zahlungsfähigen Käufern.³⁷² In

³⁷⁰ Liesenhoff 45.

³⁷¹ Plett, *Tintensklaven mit Kronenorden* 16.

³⁷² Theodor Fontane, „Brief an Ludovica Hesekei vom 28. Mai 1878,“ *Dichter über sein Werk II* 212.

den letzten Jahren wurde dagegen der Thiemussche „einer Leser“ zu einem Leitmotiv in seinen Briefen und es hieß ironisch nur noch, dass „»ein Leser« [...] ist unter Umständen schon viel.“³⁷³

Eine ähnliche Resignation vermittelt das Gedicht *Lebenswege* (1889), das Fontane in einem reflektierenden Rückblick auf seinen gesellschaftlichen Werdegang im Vergleich zu anderen Vereinsmitgliedern darstellt:³⁷⁴

Fünzig Jahre werden es ehstens sein,
Da trat ich in meinen ersten »Verein«.
Natürlich Dichter. Blutjunge Ware:
Studenten, Leutnants, Referendare.
Rang gab's nicht, *den* verlieh das »Gedicht«,
Und *ich* war ein kleines Kirchenlicht.

So stand es, als Anno 40 wir schrieben;
Aber ach, wo bist du Sonne geblieben?
Ich bin noch immer, was damals ich war,
Ein Lichtlein auf demselben Altar,
Aus den Leutnants aber und Studenten
Wurden Gen'räle und Chefpräsidenten.

Und mitunter, auf stillem Tiergartenpfade,
Bei »Kön'gin Luise« trifft man sich grade.

»Nun, lieber F., noch immer bei Wege?«
»Gott sei Dank, Exzellenz ... Trotz Nackenschläge ...«

»Kenn' ich, kenn' ich. Das Leben ist flau ...
Grüßen Sie Ihre liebe Frau.«³⁷⁵

Das lyrische Ich schildert im ersten Teil des Gedichts die literarischen Anfänge des Dichters im Verein, wo alle gleich waren. Fontane zeichnete sich jedoch mit seinen Gedichten aus und dies allein verlieh seinen Rang innerhalb des Vereins. Fünzig Jahre später änderte sich die Situation, denn die öffentliche Anerkennung seiner dichterischen Leistung blieb aus. Die

³⁷³ Theodor Fontane, „Brief an Friedrich Paulsen vom 25. April 1898,“ *Dichter über sein Werk II* 411.
Wahrscheinlich bezieht er sich hier auf den Tunnel, wo man aus ihm „einen kleinen Gott“ gemacht habe.

³⁷⁴ Siehe Anm. 257.

³⁷⁵ Theodor Fontane, *Werke in drei Bänden III*. 708.

„Leutnants“ und „Studenten,“ die die Dichtkunst aufgaben, haben dagegen erfolgreich Karriere gemacht. Sie sind „Generäle“ und „Chefpräsidenten“ geworden und nehmen damit einen hohen gesellschaftlichen Rang ein. Die veränderte Rangordnung zeigt ferner seine Ansprache des ehemaligen Tunnel-Mitglieds mit „Excellenz.“ Trotz der eigenen harten Schicksalsschläge niedriger gesellschaftlicher Stellung kommt jedoch das dichterische Selbstbewusstsein Fontanes in den Versen zum Ausdruck: „»Nun, lieber F., noch immer bei Wege?« / »Gott sei Dank, Exzellenz ... Trotz Nackenschläge ...«.”

Ebenfalls die niedrige gesellschaftliche Stellung des Dichters wird in dem Gedicht *Der echte Dichter (Wie man sich früher ihn dachte)* (1891) thematisiert. Diesmal jedoch nicht durch die Perspektive des lyrischen „Ichs“, sondern durch die Brille des Publikums:

Ein Dichter, ein echter, der Lyrik betreibt,
Mit einer Köchin ist er beweibt,
Seine Kinder sind schmutzilig und unerzogen,
Kommt der Mietszettelmann, so wird tüchtig gelogen,
Gelogen, gemogelt wird überhaupt viel,
»Fabulieren« ist ja Zweck und Ziel.

Und ist er gekämmt und gewaschen zuzeiten,
So schafft das nur Verlegenheiten,
Und ist er gar ohne Wechsel und Schulden
Und empfängt er pro Zeile ‘nen halben Gulden
Oder pendeln ihm Orden am Frack hin und her,
So ist er gar kein Dichter mehr,
Eines echten Dichters eigenste Welt
Ist der Himmel und – ein Zigeunerzelt.³⁷⁶

Der Ausklang des Gedichts ist im Vergleich zum *Lebenswege* negativ. Fontane schrieb 1891 an Hans Hertz über die erste Variation des Gedichts, dass es in ihm darum ging „wie sich die oberen Zehntausend einen »echten« Dichter denken und wünschen“, aber es sei so „furchtbar

³⁷⁶ Theodor Fontane, „Der echte Dichter,“ *Ach es ist schlimm mit den Dichtern. Über Literatur, Autoren und das Publikum*, ed. Peter Goldammer (Berlin: Aufbau, 1999) 191.

malitiös“, dass „an Abdrucken gar nicht zu denken ist“. Es wurde aber 1892 in der 4. Auflage der „Gedichte“ in veränderter Form doch veröffentlicht.³⁷⁷ Das Gedicht beschreibt ironisch die verächtliche Vorstellung des bürgerlichen Publikums von den Dichtern: Auf der einen Seite wird der „echte“ Dichter als arme Dachstubenpoet mit einer einfachen Frau aus den unteren Schichten, schmutzigen und unerzogenen Kindern und ständigem Geldnot charakterisiert. Ist er jedoch auf der anderen Seite ein Dichter mit Wohlstand und guten Sitten oder sogar mit Orden ausgezeichnet, dann wird er zur verdächtigen Figur, „so ist er gar kein Dichter mehr.“ Die Ambivalenz des Publikums dem Dichter gegenüber drückt auch die Schlusspointe aus: die echten Dichter werden entweder in den Himmel gehoben oder ganz im Gegenteil als gesellschaftliche Außenseiter behandelt. Die zeitliche Distanzierung im Untertitel, der Abkehr vom Jetzt und Heute zum „Früher“ ist natürlich vorgetäuscht, die dargestellte Situation galt ebenso für Fontanes Gegenwart wie für die früheren Zeiten.³⁷⁸

Das gleiche Thema im gleichen Jahr anonym veröffentlicht, wird in der theoretischen Schrift Fontanes *Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller* (1891) eingehender erörtert. Der Aufsatz schildert die miserable soziale Reputation und wirtschaftliche Lage des Schriftstellers: Sie seien arme Tintensklaven, die für „Freiheit“ arbeiten, jedoch in Unfreiheit leben. Nur wer mit Literatur und Tagespolitik handle, werde reich; wer sie mache, hungere oder schlage sich mühsam durch. Nicht einmal die wenigen Ausnahmen, die Schriftsteller der Aristokratie, dem Glück und Erfolg zuteil wurde, werde mit Respekt behandelt. Nur diejenigen, die wegen Indiskretion gefürchtet werden, können sich eine gewisse Achtung sichern. Den Grund für die Armut und gesellschaftliche Geringschätzung sieht Fontane in der Überzeugung der bürgerlichen Gesellschaft, Schriftstellerei als Kunst sei nutzlos und überflüssig, und allein die Journalistik und

³⁷⁷ Theodor Fontane, „Brief an Hans Hertz vom 15. April 1891,“ *Dichter über sein Werk I* 167.

³⁷⁸ Plett, *Tintensklaven mit Kronenorden* 22-23.

die Zeitung lasse sie gelten. Für höhere geistige Bedürfnisse habe man die Klassiker, den Modernen stehe man gleichgültig oder sogar feindselig gegenüber. Als Ausweg aus diesem jämmerlichen Zustand schlägt Fontane die staatliche Approbation „Verstaatlichung, Eichung, aufgeklebter Zettel“ vor, um den Schriftstellern eine gute gesellschaftliche Stellung zu garantieren.³⁷⁹ Mit diesem Lösungsvorschlag scheint er im Widerspruch zu seinen früheren Äußerungen zu stehen, in denen er gerade die staatlichen Auszeichnungen, insbesondere im Zusammenhang mit seinen eignen Verehrungen, verurteilte.³⁸⁰ In diesem Kontext bedeutet jedoch diese Idee, „das Publikum respektive die Gesellschaft mit den eigenen Waffen zu schlagen.“³⁸¹ Wenn allein diese Verehrungen in der Gesellschaft etwas gelten, so benötigen auch die Schriftsteller eine ähnlich offizielle Anerkennung. Versage aber dieses Mittel, so Fontane, dann müsse man nach einer noch besseren Umschau halten: „Größere Achtung vor uns selber.“³⁸² Damit forderte Fontane ein dichterisches Selbstbewusstsein, das sich gegen die unbefriedigende Stellung in der Gesellschaft wegen Missachtung auflehnt.

Diese Schrift weist auf den subjektiv stark gefärbten Ton der Aussagen Fontanes hin. Natürlich war seine Beurteilung der Situation in vieler Hinsicht richtig, aber sie muss relativiert werden. Dies umso mehr, denn, wie Heinz Eugen Greter in seinem Essay *Dichter und Öffentlichkeit* (1973) argumentiert, die Naturalisten hätten bereits zu Lebzeiten Fontanes unter veränderten Umständen, mit verändertem Selbstbewusstsein, neue Aufgaben von Kunst und Publikum gestellt.³⁸³

³⁷⁹ Theodor Fontane, „Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers,“ *Ach es ist schlimm mit den Dichtern*, 195.

³⁸⁰ Vgl. Theodor Fontane, *Von Dreißig bis Achtzig* 277, 381.

³⁸¹ Plett, *Tintensklaven mit Kronenorden* 24.

³⁸² Fontane, *Die gesellschaftliche Stellung* 196.

³⁸³ Heinz Eugen Greter, *Dichter und Öffentlichkeit* 127; Nürnberger, *Der frühe Fontane* 30-31.

Fontane selbst hatte trotz seiner Klagen und Resignation ein dichterisches Selbstbewusstsein, wovon seine Gedichte wie *Lebenswege*, *Verzeiht* (1891) und *Brunnenpromenade* (1891) zeugen.³⁸⁴ In diesem Letzteren z.B. beschreibt er die ersten Eindrücke des lyrischen Ichs von der Nichtigkeit an einem modernen Badeort, der hauptsächlich von den Oberschichten frequentiert wurde. Die Erfahrung der Oberflächlichkeit und Äußerlichkeiten in dieser „besseren“ Gesellschaft weckten jedoch nach zwei Wochen Aufenthalt die Selbstachtung des Dichters:

Als ich ankam, Johannitag war grade,
Gleich ging ich auf die Brunnenpromenade.
Kaum wollt' ich meinen Augen traun,
So viel des Herrlichen war da zu schau,
Eine lange Reihe der schönsten Damen,
Wer zählt die Völker, wer nennt die Namen!

[...]

Nun ist die erste Woche dahin,
Verändert schon fühl' ich Herz und Sinn,
Und eh' eine zweite Woche vergangen,
Ist es nahezu vorbei mit meinem Bangen;
Mummenschanz alles und Fastnachtsorden,
Selbst der rote Hut ist mir komisch geworden,
Ob aus Rom oder Frankfurt - ich seh' in Ruh'
Jetzt lieber dem Paukenschläger zu,
Der kränklich und mürrisch und doch begeistert
Auch Becken noch und Triangel meistert;

Zu Schemen ist plötzlich alles verschwommen,
Ich bin wieder zu mir selbst gekommen,

Und während mir Scheuheit und Demuth entschlummern,
Zähl' ich mich zu den „besseren Nummern.“³⁸⁵

³⁸⁴ Richter 61.

³⁸⁵ Theodor Fontane, *Werke in drei Bänden III*. 720-721.

Diesem schriftstellerischen Selbstbewusstsein, das in ihm stärker als das Gefühl der Resignation der Belanglosigkeit war, danken wir, dass er seine besten und erfolgreichsten Romane in seinen letzten Jahren verfasste. Er hätte in den Jahren, als es ihm finanziell besser ging, aufhören können. Jedoch schrieb er entgegen den Publikumserwartungen, mit einem Auge auf seine idealen LeserInnen weiter. Seine Erzählstrategien, diese Leserschichten zu erreichen, werden im nächsten Kapitel anhand der Rezeptionstheorie näher beleuchtet.

KAPITEL 6

LESER UND LESERBEZIEHUNGEN IN FONTANES WERKEN

Im vorigen Kapitel wurden Fontanes historisches Publikum und seine Beziehung zu ihnen untersucht. Dieser Kapitel erörtert, wie Fontanes Beziehung zu den Lesern in seinen Werken war und wie er seine Aufgabe als Schriftsteller wertete. Zuerst wird dieses Verhältnis in seinen theoretischen Schriften analysiert und dann an zwei Romanen *Effi Briest* und *Die Poggenpuhls* näher erörtert.

6.1 Rezeptionstheorie

Bevor wir zur Analyse von Fontanes Verhältnis zum Publikum in seinen Essays und Werken übergehen, sollen einige Aspekte der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Leserbeziehung zum Text, das ist, zur Rezeptionstheorie in Erinnerung gerufen werden.

Rezeptionstheorie ist keine einheitliche Theorie; sie besteht vielmehr aus einer Anzahl von Ansätzen, die seit Ende der 1960er Jahre entstanden sind und zu verschiedenen Leserkonstrukten und Lesemodellen geführt haben. Wie verschieden diese Modelle auch immer sind, kann man im Grunde genommen zwei Haupttendenzen bzw. Schulen erkennen. Die eine Tendenz neigt zur Einführung einer textinternen Leserinstanz, um zu erklären, warum Leser trotz ihrer unterschiedlichen soziokulturellen Hintergründe oft zu einer ähnlichen Interpretation eines Werkes gelangen. Diese im Text angelegte Leserinstanz nennt man u. a. „implizierten Leser“ (Iser, Booth, Wilson), „intendierten Leser“ (Wolff), „Modell Leser“ (Eco), „abstrakten Leser“ (Link), „the Superreader“ (Riffaterre) oder „ideal Reader“ (Culler). Dieses Lesermuster, verfügt

über alle nötigen Kenntnisse und Kompetenzen, den Textsinn am erfolgreichsten zu erkennen.³⁸⁶ Somit hat diese Art Leser die Funktion, dem Text ein bestimmtes Wirkungspotenzial beizulegen, das eine ganz bestimmte und keine andere Aktualisierung verlangt.³⁸⁷ Dagegen gibt es Auffassungen, die die Bedeutung des Textes völlig relativierten und sie gänzlich von der Interpretation des Lesers abhängig machen, wie dies Stanley Fish, Norman Holland oder David Bleich z.B. machen. In kurzer Zeit wurden aber diese Modelle als überholt erklärt, und selbst ihre Verfasser haben sich häufig von ihnen distanziert. So geschah es, dass die rezeptionsästhetische Forschungsrichtung seit den 1980er Jahren an Einfluss verlor. Das Interesse am Leser blieb jedoch wach und die Erforschung des Text-Leser Verhältnisses wurde in andere theoretische Ansätze aufgenommen, wie etwa in die empirisch orientierte Rezeptionsforschung, empirische Literaturwissenschaft, Literatursemiotik oder die kognitive Erzähltheorie.³⁸⁸ Die Rezeptionstheorie selbst erhielt in den vergangenen Jahrzehnten wichtige Impulse aus Nachbardisziplinen, wie der kognitiven Pragmatik, der Kognitionspsychologie oder den Neurowissenschaften. In ihrer Nachfolge entstanden neue Modelle, die diese Anregungen in alte Konzepte zu integrieren versuchten.³⁸⁹

Für die vorliegende Arbeit werden aus der Fülle alter und neuer leserorientierten Theorien einige Aspekte besonders berücksichtigt. Vor allem gehe ich davon aus, dass Literatur Kommunikation zwischen Autor, Text und Leser ist. Indem ein Autor einen literarischen Text verfasst, versucht er eine bestimmte Leserreaktion zu bewirken. Dieser Text wird dann vom Leser aufgenommen und interpretiert. Gegenüber der älteren Auffassung, dem Text sei ein

³⁸⁶ Ein Vergleich der verschiedenen Leserkonstrukte und Modelle findet man u.a. bei W. Daniel Wilson, „Readers in Texts“ *PMLA* 96.5 (1981): 848-863; Elisabeth Freund, *The Return of the Reader: Reader Response Criticism* (London: Methuen, 1987) 69-151.

³⁸⁷ Tilmann Köppe and Simone Winko, *Neuere Literaturtheorien* (Stuttgart: Metzler, 2013) 89.

³⁸⁸ Tilmann 85.

³⁸⁹ Vgl. Sven Strassen, *Rezeptionstheorien. Literatur-, sprach- und kulturwissenschaftliche Ansätze und kulturelle Modelle* (Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 2008) 2.

idealtypischer Leser beigelegt, vertrete ich die Ansicht, dem literarischen Text wohne nicht nur ein implizierter bzw. intendierter Leser inne, sondern sie rege viele verschiedene Leserhaltungen an.³⁹⁰ Überhaupt scheint nach den neuesten Forschungen in der Pragmatik und Kognitionspsychologie die Einführung eines archetypischen Lesers überflüssig zu sein: als Kommunikationsinstanz ist er nirgends anwesend. Der Leser beruft sich nämlich nicht auf die vom Text mitgelieferten schematischen Ansichten und Sinnbildungsstrategien eines implizierten Lesers, sondern auf die verschiedenen individuellen, kulturellen und sozialen Schemata im eigenen Wissensbestand.³⁹¹ Jeder Leser begegnet mit anderen Worten dem Text mit eigenen Erwartungen. Wenn im Folgenden unterschiedliche Lesertypen in den analysierten Texten auch angesprochen werden, bin ich in der vorliegenden Arbeit keinem theoretischen Modell verpflichtet.³⁹²

Fernerhin wird von der These ausgegangen, dass kulturelle Modelle, bzw. kulturell geteilte Schemata von verschiedenartigen Rezipienten schließlich zur Ausgleichung der Rezeptionsergebnisse führt.³⁹³ Indem Fontane in seinen Werken infolge seiner Realismustheorie eine zeittypische Wiedergabe des wirklichen Lebens anstrebte, haben viele seiner zeitgenössischen Leser mit seinen Figuren und ihren Problemen identifizieren, und sich von seinen Werken angesprochen fühlen können. Dies ermöglicht auch, dass man aus seinen Werken

³⁹⁰ Vgl. Brian Richardson, „The other reader’s response: On multiple, divided, and oppositional audiences,” *Criticism* 39.1 (1997): 31-53.

³⁹¹ Strassen 255. Nach Strassen sind Schemata ein Organisationsprinzip im Wissensstruktur, wonach Informationen aufgrund von Erfahrungen in typische Zusammenhänge geordnet werden.

³⁹² Zu den verschiedenen Lesertypen in Texten siehe Richardson 31-53; Alfred Baumgärtner, „Zu einer Typologie des Lesers,” *Lesen – ein Handbuch*, ed. Alfred Clemens Baumgärtner (Hamburg: Verlag für Buchmarktforschung, 1973) 211-227; ähnlich John A. McCarthy, „Lektüre und Lesertypologie im 18. Jahrhundert (1730-1770). Ein Beitrag zur Lesergeschichte am Beispiel Wolfenbüttels.” *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 8 (1983): 35-82.

³⁹³ Strassen 344-435.

Rückschlüsse auf seine intendierten Leser und seine schriftstellerische Haltung gegenüber seinem Publikum ziehen könne.

6.2 Fontane und seine Leser in den theoretischen Werken

Eine ausgeprägte Roman- bzw. Realismustheorie findet man in Fontanes theoretischen Schriften nicht. Seine ästhetische Auffassung lässt sich aber aus seinen Essays, Briefen und Notizen systematisch zusammenordnen. Die Kernelemente seiner Poetik bilden Realismus als „Widerspiegelung aller wirklichen Lebens,“³⁹⁴ Verklärung des Hässlichen, Humor als das beste Mittel für die Verklärung und Leserreaktion. In seinem Essay *Der vergessene Leser* betont Horst Steinmetz, wie sehr Fontanes Romantheorie in der Leserreaktion wurzelt.³⁹⁵ Dies zeigt sich am besten in seinen Kritiken zeitgenössischer Romanliteratur. Überall benutzte Fontane ein Wir-Formel, beurteilte er die Werke aus der Lesersicht oder erweckte (un)erfüllte Lesererwartungen. Besonders klar ausgeprägt ist Fontanes Besprechung der Leserrolle in Gustav Freytags Romanzyklus *Die Ahnen* im Jahre 1875. Dort erklärte Fontane seine Romantheorie folgendermaßen:

*Was soll ein Roman? Er soll uns, unter Vermeidung alles Übertriebenen und Häßlichen, eine Geschichte erzählen, an die wir glauben. Er soll zu unserer Phantasie und unserem Herzen sprechen, Anregung geben, ohne aufzuregen; er soll uns eine Welt der Fiktion auf Augenblicke als eine Welt der Wirklichkeit erscheinen, soll uns weinen und lachen, hoffen und fürchten, am Schluss aber empfinden lassen, teils unter lieben und angenehmen, teils unter charaktervollen und interessanten Menschen gelebt zu haben, deren Umgang uns schöne Stunden bereitete, uns förderte, klärte und belehrte.*³⁹⁶

³⁹⁴ Theodor Fontane, „Gustav Freytag. Die Ahnen“, *Werke in drei Bänden III*. 859.

³⁹⁵ Vgl. Horst Steinmetz, „Der vergessene Leser. Provokatorische Bemerkungen zum Realismusproblem,“ *Dichter und Leser. Studien zur Literatur*, ed. Ferdinand van Ingen (Groningen: Wolters-Noordhoff 1972) 120-121.

³⁹⁶ Theodor Fontane, „Gustav Freytag. Die Ahnen“ 859.

Dieses Zitat zeigt, wie verschiedene Formen der Identifikation wie Bewunderung, Erschütterung, Rührung und Nachempfinden für Fontane die Romanästhetik bestimmten.³⁹⁷ Er fordert Herz und Fantasie auf ansprechende Weise, wobei das Gefühl des Lesers zum Wirkungsziel und Bewertungskriterium wird. Außerdem betont er den Anspruch auf das Unterhaltend-Nützliche, indem er neben der Leserintegration auch eine belehrend-aufklärerische Funktion des Romans unterstreicht. Diese Belehrung stimmt mit der 20 Jahre früher geschriebenen Tagebuchaufzeichnung über den echten Dichter im Zusammenhang mit einer Shakespeare Aufführung in London überein. Dort bezeichnete er den „ächten Dichter des Volks“ als einen Lehrer, dessen Aufgabe darin bestehe, mit seinem Kunstwerk ohne die Miene des Lehrers durch die Darstellung von guten Gedanken und Taten spielend und unterhaltend das Volk zu bilden.³⁹⁸ In einem späteren Essay fehlt aber diese belehrende Aufgabe des Romans. Die Perspektive des Lesers bleibt, in den Mittelpunkt der Romantheorie rückt aber neben die Gefühlsintensität die Mitwirkung des Lesers durch Erinnerungsarbeit in den Vordergrund:

Das wird der beste Roman sein, dessen Gestalten sich in die Gestalten des wirklichen Lebens einreihen, so daß wir in Erinnerung an eine bestimmte Lebensperiode nicht mehr genau wissen, ob es gelebte oder gelesene Figuren waren, ähnlich wie manche Träume sich unserer mit gleicher Gewalt bemächtigen, wie die Wirklichkeit.

Also noch einmal: darauf kommt es an, daß wir in den Stunden die wir einem Buche widmen, das Gefühl haben, unser wirkliches Leben fortzusetzen, und daß zwischen dem erlebten und erdichteten Leben kein Unterschied ist als der jener Intensität, Klarheit, Übersichtlichkeit und Abrundung und in Folge davon jener Gefühlsintensität, die die verklärende Aufgabe der Kunst ist.³⁹⁹

Fontanes Ideal ist eine Darstellung der Wirklichkeit, in der sich die Grenze zwischen Fiktion und Realität verschwindet, so dass Kunst und Wirklichkeit kaum zu unterscheiden sind.

³⁹⁷ Siehe Hans Robert Jauss, *Kleine Apologie der ästhetischen Erfahrung. Mit kunstgeschichtlichen Bemerkungen von Max Imdahl* (Konstanz, Universitätsverlag, 1972) 38.

³⁹⁸ Siehe Anm.1.

³⁹⁹ Theodor Fontane, „Bemerkungen über Paul Lindau, 'Der Zug nach dem Westen' (1886),“ *Ach es ist schlimm* 23.

Um dies zu erzielen, wünscht sich Fontane ein sehr enges Verhältnis zwischen Autor und Leser.⁴⁰⁰ Er basiert dabei auf einen vorausgesetzten gemeinsamen Wissensstand (nach Strassen ein kulturelles Modell) mit dem Leser, worauf er bei der Darstellung berufen kann und den der Leser im Akt des Wiedererkennens evoziert. Gleichzeitig betont er die Bedeutung des Miterlebens, der Identifikation des Lesers mit der dargestellten Figur und der dadurch hervorgerufenen positiven und negativen Gefühle. Um die enge Autor-Leser-Beziehung rhetorisch zu unterstützen, nimmt Fontane durch die Wir-Formel und den plauderhaften Ton die Haltung der Geselligkeit ein.

Diese Leserorientierung bzw. –wirkung, die Fontane von einem Kunstwerk forderte, charakterisierte seine ganze Tätigkeit als Literatur- und Theaterkritiker. In England hatte er den Feuilletonismus kennengelernt, internalisierte ihn während seiner späteren journalistischen Tätigkeit und entwickelte einen eigenen kritischen Stil, den sogenannten „kritischer Subjektivismus.“⁴⁰¹ Diese Form der Rezension wurde von zeitgenössischen Kritikern und als naiv bemängelt.⁴⁰² Fontane selbst war seiner fehlenden akademischen Ausbildung bewusst, trotzdem hat er ein kritisches Selbstbewusstsein entwickeln können, das auf einen ästhetischen Instinkt, „auf Feinfühligkeit künstlerischen Dingen gegenüber“ beruhte, und das ihm ermöglichte, kritisch und unabhängig über Kunstwerke urteilen zu können und einen eigenen ästhetischen und gesellschaftlichen Standpunkt einzunehmen.⁴⁰³ Russel Berman nach sei diese Art Kritik sogar eine Form von Widerstand, eine bewusste Abwendung von den festen, tradierten Normen und von der Objektivität der bisherigen Literaturkritik. Gegen den passiven, von einem autoritären

⁴⁰⁰ Vgl. John A. McCarthy, „The Dialectics of Reading: An 18th-Century View of Education and Enlightenment,“ *Informationen zur Erziehungs- und Bildungshistorischen Forschung* 24.2 (1984): 139-159; „The Art of Reading and the Goals of the German Enlightenment,“ *Lessing Yearbook* 16 (1984): 79-94.

⁴⁰¹ Berman, *Between Fontane and Tucholsky* 48.

⁴⁰² Vgl. Jörg Thunecke, „Theaterkritiken,“ *Fontane Handbuch* 867-868.

⁴⁰³ Krings 249-251.

Staat geformten Leser forderte Fontane eine aktive und unabhängig denkende Leserschaft. Um diese zu erzielen, stellte er den subjektiven und selbstkritischen Rezensenten als urteilende Instanz in den Mittelpunkt seiner Essays. Den subjektiven Kritiker charakterisierte ein persönliches, fast vertrauensvolles Verhältnis zu seinem Publikum, um die Distanz zu ihm zu verringern. Fontanes Darstellungsmittel in dieser Hinsicht waren in erster Linie der plauderhafte Gesprächston in der Wir-Formel und die rein persönlichen Bemerkungen. Ebenfalls versuchte er die Rezeptionsschwierigkeiten seiner Leser zu überwinden, und verwendete oft eine einfache und unterhaltsame Sprache, bildhafte oft dem täglichen Leben entnommene Vergleiche sowie der häufige Gebrauch von Witz und Humor, um seine Kritik zu veranschaulichen, aufzulockern und leicht verständlich zu machen.⁴⁰⁴ Außerdem bezog er ständig seine Leser in die Arbeit des Rezensenten ein, hinterfragte seine eigene Meinung und lehnte die souveräne Haltung des üblichen Kritikers ab:

Ich bin nicht dafür da, öffentliche billet doux zu schreiben, sondern die Wahrheit zu sagen, oder doch das, was mir als die Wahrheit erscheint. Denn die Anmaßung liegt mir fern, mich als letzte unfehlbare Instanz anzusehen, von der aus kein Appell an höheres denkbar ist. Wer mich aufmerksam liest, wird deshalb in steter Wiederkehr Aeußerungen finden, wie etwa: ‚es will mir scheinen‘, ‚ich hatte den Eindruck‘, ‚ich gebe anheim‘. Das ist nicht die Sprache eines absoluten Besserwissers. Allen Empfindlichkeiten kann unsereins freilich, von Metier wegen, nie und nimmer gerecht werden.⁴⁰⁵

Demnach definiert Fontane Wahrheit neu. Sie wird nicht mehr als eine Norm verstanden, sondern als eine ästhetische Kategorie zwischen Autor und Werk relativiert.⁴⁰⁶ Ähnlich relativiert Fontane sein eigenes Urteil und fordert damit den Leser zur eigenen Stellungnahme. Trotz der scharfen Kritik über die Dummheit, Ignoranz und Geschmacklosigkeit des Publikums

⁴⁰⁴ Krings 355, 361.

⁴⁰⁵ Theodor Fontane, „Theaterkritiken,“ *Sämtliche Werke* III/2, ed. Siegmund Gerndt (München: Hanser, 1969) 574, zitiert nach Berman 47.

⁴⁰⁶ Berman, *Between Fontane and Tucholsky* 49.

wird somit der Leser bei Fontane zum mündigen, urteilsfähigen Rezipienten. Im Zusammenhang mit den Aufführungen der Naturalisten auf der Freien Bühne formuliert er sogar den Wunsch, ein Publikum zu haben, der sich bereit erklärte, aktiv und urteilend an den Stücken der neuen Geschmacksrichtung teilzunehmen:

Es sollte der Versuch gemacht werden, an Stelle von Stücken alten Geschmacks Stücke neuen Geschmacks vorzuführen und ein Publikum, das sich bereit erklärt hatte, diesen Versuch unterstützen zu wollen, sollte dabei sein, sollte ja oder nein sagen, sollte annehmen oder verwerfen. Niemand war zu sicherm künstlerischen Genuß eingeladen, nur zur Feststellung oder kritischen Betrachtung strittiger Fragen und zu Gerhard Hauptmanns »Vor Sonnenaufgang« Stellung nehmen zu können, musste für das Publikum der Freien Bühne zur Genugtuung und Ehre werden, gleichviel ob es in die Lage kam, Verwerfung oder Zustimmung auszusprechen. Wer als Sicherheitskommissarius ins Theater gehen will, hat, bei Schiller und Shakespearestücken, Gelegenheit genug dazu, wer aber vorhat, neugierig und mutig ins pfadlose Meer hinauszusteuern und nach neuen Inseln zu suchen, der muß darauf gefaßt sein, ebenso gut Caliban wie Miranda zu finden.⁴⁰⁷

Ähnlich wie diese Forderung an ein Theaterpublikum, das sonst an klassischen Stücken geschult war, für Innovationen auf der Bühne offen zu sein, verlangte Fontane mit seiner Darstellungstechnik und Sprachgebrauch dieselbe Offenheit für Experimente in seinen Gesellschaftsromanen *Effi Briest* und ganz ausgeprägt in seinen Spätromanen *Die Poggenpuhls* und *Der Stechlin*

6.3 Fontanes intendierte Leser

Das vorige Kapitel hat Fontanes aktuelle Leser untersucht, und dabei immer wieder auf seine intendierten Leser, d.h. die Leser, die er im Werk ansprach, hingewiesen und hat eventuell auch die Diskrepanz zwischen seinen imaginierten Lesern, also seine Vorstellung von seinen Lesern und seinen aktuellen Lesern angedeutet, wie z.B. im Fall von *Irrungen, Wirrungen*. Sein

⁴⁰⁷ Zitiert nach Krings 311.

ideelles Publikum war, wie gesagt, der Adel. Als preußisch-vaterländischer Schriftsteller war Fontane jahrzehntlang ein liebevoller Schilderer des märkischen Junkertums, das zusammen mit den Landpastoren sein Zielpublikum bildeten.⁴⁰⁸ Erst in seinen letzten Jahren wandte er sich mit immer heftiger Kritik von ihnen ab. Dennoch schildern seine letzten Romane weiterhin ein hauptsächlich adeliges Milieu, natürlich mit Adelskritik, häufig jedoch mit lebenswürdigen Hauptfiguren aus dieser Schicht, so z.B. der alte Stechlin und Barby in seinem letzten Werk *Der Stechlin*.

Warum hat gerade diese Schicht Fontanes Interesse geweckt? Was war das Besondere an ihr, das ihn dazu veranlasste, sie mehr als 40 Jahre lang in Reise- und Kriegsbüchern, Biografien, Gedichten und in den Romanen darzustellen? Seit seiner Mitwirkung an der Kreuzzeitung war Fontane ein konservativer Denker, selbst in den Jahren als er zeitweilig zum liberalen Publikum zugewandt hatte oder in seinen letzten Jahren, als er den Adel immer heftiger angriff. Im Vergleich zu den neuen Führungsschichten betonte er ein idealisiertes Bild von der Menschlichkeit, Einfachheit, und Bescheidenheit der altpreußischen Generationen und hob ihre Taten als Musterbild für das Volk hervor:

Die ganze Welt, man könnte beinahe sagen: die Sozialdemokratie mit eingerechnet, hat sich durch gesteigerten Besitz und durch gesteigerte Lebensansprüche bis zu einer gewissen *Bourgeoisshöhe*, vielfach von greulichstem Protzenthum begleitet, entwickelt; aber von der zweiten Hälfte des Weges, von der Entwicklung bis zur Aristokratie, der echten natürlich, wo das Geld wieder anfängt, ganz anderen Zwecken zu dienen als dem Bier- und Beefsteakskonsum – von dieser Entwicklung sind wir weiter ab denn je; weiter als in jenen Armutszeiten unter Friedrich Wilhelm III., wo es Tausende von höchst erfreulichen Einzelpersönlichkeiten namentlich im Adel, im Professorentum und unter den Geistlichen gab, Einzelpersönlichkeiten, die derart kaum noch vorkommen. Was ein Mann wie Krupp tut, vielleicht großartig in seiner Art, ist

⁴⁰⁸ Vgl. den Brief an Emilie Fontane vom 10. Juni 1884, *Von Dreißig bis Achtzig* 262-263, sowie an Moritz Necker vom 29. Oktober 1895, *Der Dichter über sein Werk II* 453.

doch etwas ganz anders und wurzelt verstandesmäßig in sozialer Frage, nicht in einem schönen Herzen und liebevoller Menschlichkeit.⁴⁰⁹

Andererseits wurzelte sein Interesse für sie ebenso in seiner Liebe zur Geschichte, und diese preußischen aristokratischen Familien hatten alle eine bemerkenswerte Vergangenheit.

Man fragt sich jedoch, wenn Fontane diese Familien so gründlich erforscht hatte, ob es ihm bewusst war, dass diese Schicht – außer den Damen, und denen, die ein Amt innehatten – eigentlich kaum etwas anderes, als was absolut notwendig war, gelesen hat? Darüber hinaus behandelten viele seiner Prosawerke auch Themen wie z.B. Mesalliance oder die harmlose Schilderung der Niedergang dieser Schicht z.B. in *Die Poggenpuhls*, die die Adelige empörten oder beleidigten. Für wen hatte Fontane also seine Romane wirklich geschrieben? War der echte Adel, wie er den Begriff einschränkt, nicht nur seine moralische Idealvorstellung, sondern auch sein eigentliches Zielpublikum? Wer waren seine intendierten Leser?

Seine Briefe und Tagebuchnotizen erwähnen verschiedene Lesetypen, etwa den Durchschnittsleser oder den gebildeten Leser, den literarischen Leser, den aufmerksamen oder richtigen Leser. Der Durchschnittsleser wird z.B. in einer Besprechung von Jean Pauls *Dr. Katzenbergers Badereise* zum Vergleich mit dem literarischen Leser angeführt: „Ein guter Durchschnittsleser kann es aber doch nicht mehr lesen; es ist nur noch für literarische Leute von reiferen Jahren genießbar. Diese finden auf jeder Seite ein Goldkorn, das ganz moderne Novellen aufwiegt, und vergessen darüber den ganzen Häcksel, der wirklich nur Pferdefutter ist.“⁴¹⁰

Diese literarischen Leser sind anderswo als aufmerksames oder feines Publikum bezeichnet, das ein Gespür hat für die vielen Sprachfeinheiten und Symbolik im Werk:

⁴⁰⁹ Theodor Fontane, „Brief an Georg Friedländer vom 27. Mai 1891,“ *Von Dreißig bis Achtzig* 347-348.

⁴¹⁰ Fontane, *Ach es ist schlimm* 94.

Wer auf Plots und große Geschehenisse wartet, ist verloren. Für solche Leute schreib ich nicht. Ich fühle, daß nur ein feines, vielleicht nur *ganz* feines Publikum (der Thiemus'sche *eine* Leser!) der Sache gerecht werden kann, aber ich kann um den großen Haufen zu genügen nicht Räubergeschichten- und Aventüren-Blech schreiben. Natürlich gibt es auch *höhere* Räubergeschichten und vielleicht sind *diese* das Roman-Ideal. Aber weder die Lust noch das Talent liegt in mir.⁴¹¹

Fontane definiert diese ‚feinen‘ Leser nicht näher. Die Beispiele weisen jedoch darauf hin, dass für ihn im Grunde genommen zwei Leserklassen existierten. Für den einen Typ, den Durchschnittsleser war hauptsächlich das Was, also der Inhalt maßgebend. Fontane war er dem „großen Publikum“ gleich, das sich für die Trivilliteratur, also für Liebes-, Räuber- und Abenteuer geschichten und andere Modelektüren oder wie der Dichter es selbst formuliert für „Kolossalliebe,“ „Kolossalmut“ und „Kolossalschmerz“ interessierte,⁴¹² und all dies in einem „Marlitt- oder Gartenlaubestil“ darstellte, der für alles „einen Ton und eine Form“ hatte.⁴¹³ Zwar äußert sich Fontane nicht näher über diese Leserkategorie, aber die Forschung weist darauf hin, dass der Durchschnittsleser praktisch in jeder Sozialschicht vertreten war, denn er wurde nicht nach Stand, Schicht oder Einkommen, sondern nach Lektüre definiert.⁴¹⁴

Zum anderen Lesertyp, zum ganz „feinen“ Publikum oder dem aufmerksamen Leser, gehörten diejenigen Leser, die „das Goldkorn,“ „die tausend Finessen“ in Fontanes Werken entdecken konnten. Für sie war vor allem der Stil, das kunstvolle Wie maßgebend. Interessant ist es dabei, dass Fontane beim Lesen auch außertextliche Bedingungen, wie das Wetter, bei der Erkennung der Nuancen in Rechnung stellte, wie im Zusammenhang der Veröffentlichung von

⁴¹¹ Theodor Fontane, „Brief an seine Frau vom 30. August 1883,“ *Der Dichter über sein Werk II* 329.

⁴¹² Vgl. die Briefe Fontanes an Emilie Fontane vom 24. Juli 1883 und an Georg Friedländer vom 12. Oktober 1887, *Von Dreißig bis Achtzig* 253, 303.

⁴¹³ Theodor Fontane, „Brief an Gustav Karpeles vom 3. März 1881,“ *Von Dreißig bis Achtzig* 227.

⁴¹⁴ Rolf Engelsing, *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800* (Stuttgart: Metzlersche 1974), Sp. 296-297 und John A. McCarthy, „Die republikanische Freiheit des Lesers. Zum Lesepublikum von Schillers ‚Der Verbrecher aus verlorener Ehre‘,“ *Wirkendes Wort* 29.1 (1979): 31-32.

Irrungen, Wirrungen: „Gott wer liest Novellen bei der Hitze, wer hat jetzt Lust und Fähigkeit, auf die hundert und, ich kann dreist sagen, auf die tausend Finessen zu achten, die ich dieser von mir besonders geliebten Arbeit mit auf den Lebensweg gegeben habe.“⁴¹⁵

War das feine Publikum mit dem gebildeten Leser bei Fontane gleichbedeutend? Keineswegs. Oft äußerte er sich über das gebildete Publikum mit Ironie oder Verbitterung und Resignation. Seine Frau gegenüber hatte er in einem Brief vom 9. August 1882 nach dem Vorabdruck seiner Erzählung *Schach von Wuthenow* geschrieben:

[...] natürlich muß ich meine Arbeiten an den Mann bringen, weil ich sonst nicht leben kann, so weit ist also die Erfolgsfrage für mich von einer gewissen praktischen Bedeutung, und es verbietet sich mir aus *diesem* Grunde, mich absolut gleichgültig dagegen zu stellen; in allem Uebrigen aber hab' ich mich von der schafsköpfigsten Schafsköpfigkeit des großen Publikums, am meisten aber der sogenannten »Gebildeten« dermaßen überzeugt, daß Herr v. Thiemus immer mehr mein Ideal wird.⁴¹⁶

Deutlicher kann man sich sein Leserideal nicht vorstellen, wobei klar wird, wie er immer resignierter wird, dass sein bevorzugter Leser größten Teils ein Phantom bleibt. Immerhin bildete das gebildete Publikum Fontanes Hauptleser. Wie oben jedoch angedeutet und im vorigen Kapitel näher erläutert wurde, versuchte Fontane, ähnlich wie einige seiner Vorläufer im 18. Jahrhundert, sowohl für den Durchschnittsleser als auch für die Gebildeten zu schreiben, um gleichzeitig eine breitere Leserschaft zu erreichen und auch seinen aufmerksamen Lesern ein anspruchsvolles Werk anbieten zu können.⁴¹⁷ Auf eine doppelte Codierung und Lesart von Fontanes Erzählwerke hat die Forschung bereits hingewiesen. Beispielsweise erörterte Rudolf Helmstetter vier von Fontanes Werke auf eine naiv-realistische und reflexiv-moderne Codierung hin. Carin Liesenhoffs zwei Lesarten dagegen bezogen auf die Aufbewahrung der

⁴¹⁵ Theodor Fontane, „Brief an Emil Dominik vom 14. Juli 1887,“ *Dichter über sein Werk II* 363.

⁴¹⁶ Theodor Fontane, „Brief an seine Frau vom 9. August 1882,“ *Der Dichter über sein Werk II* 300.

⁴¹⁷ Vgl. John A. McCarthy, „Die republikanische Freiheit des Lesers“ 28-43.

gesellschaftlichen Status quo auf der inhaltlichen Ebene der Erzählwerke und die scharfe Gesellschaftskritik in der Tiefenstruktur. Unter Berücksichtigung der Ergebnisse dieser zwei Interpretationsrichtungen versucht die folgende Analyse herauszuarbeiten, welche Leser oder Lesertypen in *Effi Briest* dominieren.

6.4 Leserbeziehungen in *Effi Briest*

Thema des vorigen Kapitels war Fontanes Wahl vom Stoff und Stil in seinem Erzählwerk, die er für die verschiedenen journalistischen Publikumsschichten gewählt hat. Im folgenden wird die These verfochten, *Effi Briest* könne deswegen bereits zu Lebzeiten des Autors ein größerer (Verkaufs-)Erfolg erleben, weil Fontane im Vergleich zu seinen anderen Werken ein viel heterogeneres Publikum hier anzusprechen gelernt hatte.

Interessant ist in dieser Hinsicht die Entstehung und Veröffentlichung des Romans. Ursprünglich wollte Fontane den Roman in der *Gartenlaube* erscheinen lassen. Davon zeugt ein Brief Fontanes an Körner vom 28. Juli 1890:

Zugleich frage ich an, ob ich Ihnen im Winter oder um nächste Ostern herum einen neuen Roman schicken darf? Er spielt im ersten Drittel auf einem havelländischen adeligen Gut, im zweiten Drittel in einem kleinen pommerschen Badeort in der Nähe von Varzin und im letzten Drittel in Berlin. Titel: *Effi Briest*. Es handelt sich, ganz im Gegensatz zu »Quitt« und »Unterm Birnbaum« nur um Liebe, also stofflich eine Art Ideal. Ob auch sonst? Nicht bloß Ihre Gerechtigkeit, sondern auch ihre Milde wird zu Gericht sitzen.⁴¹⁸

Zu einem Vertrag zwischen Körner und Fontane kam es nicht und dann eine lange Erkrankung des Dichters, die mit der Schreibtherapie seiner Autobiografie *Meine Kinderjahre* endete, verschob die Arbeit an *Effi Briest* auf später. Erst 1893 nahm er die Korrekturen wieder auf: „Nach Erledigung dieser Arbeit [*Meine Kinderjahre*] mache ich mich an die Korrektur

⁴¹⁸ Theodor Fontane, „Brief an Adolf Körner vom 28. Juli 1890,“ *Dichter über sein Werk II* 441.

meines schon vor drei Jahren geschriebenen Romans: »Effi Briest«.⁴¹⁹ Diese Tagebuchnotiz lässt vermuten, dass der Roman, den Fontane Körner anbot, schon in einer ziemlich abgeschlossenen Form dastand, woran nur noch der Stil poliert werden sollte. Fontane wollte also mit dem Werk einen breiten Familienzeitschriftenleserkreis ansprechen. Als Vorabdruck wurde er jedoch von Oktober 1894 bis März 1895 in der angesehensten literarischen Zeitschrift der Zeit, in Rodenbergs *Deutsche Rundschau* veröffentlicht und konnte dadurch in erster Linie die gebildete Elite erreichen. Fontane erntete mit dem Werk große literarische Anerkennung seitens der Kritik. Für die Breitenwirkung sorgten die positiven Rezensionen in Zeitschrift und Tageblatt, unter anderem in der *Vossischen Zeitung*, in *Westermanns Monatsheften*, im *Berliner Tageblatt* und in den *Münchener Neuesten Nachrichten*.

Die populären Familienzeitschriften haben keine Rezensionen vom Werk geboten, wahrscheinlich weil der Roman, wie harmlos er auch dargestellt worden war, die Geschichte eines Ehebruchs zum Thema hatte; das Ehebruchsthema war im kleinbürgerlichen Milieu strengster Tabuisierung unterworfen. Wie weit Fontane mit seinem Werk zu Lebzeiten doch in die breite Masse einwirken konnte, konnte ich nicht feststellen. Über seinen Erfolg unter dem weiblichen Publikum und nach der Jahrhundertwende wurde schon im vorigen Kapitel berichtet. Wenn man auch keinen konkreten Beweis hat, dass der Roman bereits damals zum Lesestoff der unteren Schichten gehörte, ist doch anzunehmen, dass zumindest Dienstmädchen, die oft die Lektüre der Herrschaften ausliehen, den Roman kannten. Allenfalls berichtete Fontane im Zusammenhang mit *Effi Briest* von einem Vorfall mit einem Tapezier. Dieser soll ihm eine Zuschrift über einen in dem Roman erwähnten Tapezier Madelung geschickt haben, und darauf

⁴¹⁹ Theodor Fontane, „Aus dem Tagebuch 1893,“ *Dichter über sein Werk II* 443.

hingewiesen, dass „seines Wissens niemals ein Madelung Tapezier gewesen sei.“⁴²⁰ Man darf natürlich aufgrund eines Beispiels nicht verallgemeinern, dieses Ereignis deutet doch darauf hin, dass es nicht auszuschließen sei, *Effi* mag auch in den Unterschichten eventuell bekannt gewesen sein.

Was konnte also Fontane den Lesern aus den verschiedenen Schichten bieten? Beginnen wir mit dem Großteil seines Zielpublikums für diesen Roman: die Frauen. In seinem Brief an Körner kündigte Fontane das Thema der Liebe bereits deutlich an, das für das *Gartenlaube*-Publikum, also die Frauen stofflich eine Art Stoff-Ideal war. Auf verschiedenen Ebenen menschlicher Beziehung wird die Liebe im Werk thematisiert. Zunächst Liebe in und außerhalb der Ehe, Liebe in der Familie, Liebe (in) der Dienerschaft, Hundeliebe. An der Liebe, besser gesagt an der Lieblosigkeit ihres Mannes, gingen *Effi* und ihre Ehe zugrunde. Diese Ehe war eine Konvenienzheirat, die zwischen der lebenslustigen siebzehnjährigen *Effi* und dem viel älteren Landrat, Geert von Instetten geschlossen wurde. Sie fühlte sich so einsam in dieser Beziehung, dass sie sich auf eine leichtsinnige Affäre mit dem Major Crampas einließ. Sieben Jahre später wurde der Ehebruch durch einen Zufall entdeckt. Anstatt den längst „veralteten“ Verstoß gegen die Sitten auf sich ruhen zu lassen und alles weiterhin geheim zu halten, wozu ihm sein engster Freund geraten hat, entscheidet sich von Instetten aus einem falschen Ehrgefühl, den Major zum Duell aufzufordern und verletzt ihn tödlich. Ferner fühlt sich von Instetten verpflichtet, *Effi* zu verstoßen und sie von ihrer Tochter ganz zu trennen. Aus ihren familiären und gesellschaftlichen Beziehungen ausgeschlossen, kehrt sie als Ausgestoßene in das Familienhaus zurück. Im noch zarten Alter von neunundzwanzig Jahren stirbt sie an den psychischen und sozialen Konsequenzen ihres Fehltritts, aber vor allem in Folge der

⁴²⁰ Theodor Fontane, *Effi Briest*, ed. Christine Hehle (Grosse Brandenburger Ausgabe, Das erzählerische Werk Bd.15) (Berlin: Aufbau, 1998) 388.

Lieblosigkeit und Junkerehrgefühl ihres Mannes. Am Ende stehen nur noch ihre Eltern, ihr loyaler Hund Rollo und ihr einfühlsames Dienstmädchen Roswitha zu ihr.

Die Schilderung von Eheproblemen stehen zwar dem bürgerlichen Sittenkodex entgegen, aber die Popularität europäischer Romane wie Gustave Flauberts *Madame Bovary* (1856) und Leo Tolstojs *Anna Karenina* (1878) zeigen, dass das Ehebruchsthema doch eine zentrale Rolle im Leben der bürgerlichen Gesellschaft gespielt hat und so zum Leitmotiv bürgerlicher Literatur wurden. Fontane selbst behandelte diese Fragen durch Andeutungen auf eine eher subtile Weise. Er schildert den Ehebruch nicht direkt; Effis Liebesverhältnis mit Crampas ist allein indirekt aus vagen Hinweisen wie Effis einsame Spaziergänge, die später entdeckte Briefe und ihre Unruhe und Nervosität zu entnehmen. Diese Verschleierung sowie die Tatsache, dass der Verstoß gegen die Moral am Ende des Romans durch Effis Reue und Versöhnung mit Instettens Tat scheinbar aufgehoben wird, sorgt dafür, dass Fontane auf der Oberfläche an die Normen des Junker- und höheren Bürgertums gebunden bleibt. Auch die Darstellung der Familie scheint der Idee der bürgerlichen Kernfamilie als intimer Privatsphäre zu entsprechen. Abgesehen von der zeitweiligen Ausstoßung aus der Familie war der Familienbesitz Hohen Cremmen eine Oase der sorglosen Liebe für Effi. Dort erlebt sie eine glückliche Kindheit wie im Paradies, sehnt sich in ihrer Einsamkeit als Frau und Mutter in Kessin immer wieder zurück, und findet dort am Lebensende in ihrem Exil Zuflucht und inneren Frieden.

Im Gegensatz zum bürgerlichen Lesepublikum vertrat der Adel eine andere Familien- und Eheauffassung. Sowohl Heirat als auch Familie waren in erster Linie auf die Repräsentation und den Fortbestand des eigenen Adelsgeschlechts ausgerichtet. In den aristokratischen Familien waren demgemäß Affären großzügiger behandelt und selbst hinsichtlich der Frau solange

toleriert, bis sie an die Öffentlichkeit kamen.⁴²¹ Sogar dann hatten aber die aristokratischen Frauen nach der Scheidung mehrere Möglichkeiten weiterhin z.B. als Künstlerinnen oder Gesellschaftsdamen ein soziales Leben zu führen. Nichts beweist dies besser, als dass die historische Person, deren *chronique scandaleuse* Fontane zum Vorbild für *Effi Briest* diente, nach der Scheidung als Krankenschwester und Gesellschafterin noch 50 Jahre lang tätig war.⁴²² Auch die Praxis des Duells im Adel war zur Genese des Romans bereits atypisch, und nur noch im Offizierskorps und vor allem unter den Reserveoffizieren aus dem Bildungsbürgertum wurde daran festgehalten.⁴²³

In Fontanes Werk treffen sich diese zwei Welten des Adels und des Bürgertums zusammen, denn Fontane wählt für Effis Geschichte ein kleinadeliges Milieu, thematisiert jedoch im Grunde genommen bürgerliche Problemfelder.⁴²⁴ Natürlich überschneiden sich diese zwei Welten in vieler Hinsicht, so z.B. oft in ihrem Lebensstil. Wie jedoch Gleixner zeigt, fanden gerade aristokratische Frauen Fontanes Werke in seiner historischen Darstellungsweise problematisch. Marie von Bunsen berichtet:

Nun darf man Fontane nicht, wie das immer wieder geschieht, als maßgeblichen Kronzeugen betrachten. Hat er auch im ganzen den märkischen Junker treffsicher gesehen und die Gestalten mit meisterhafter Kunst scharf umrissen, so kannte er doch diese Welt nur oberflächlich. [...] In jedem seiner Romane wimmelt es von gesellschaftlichen Unmöglichkeiten, von handgreiflichen Schnitzern.⁴²⁵

⁴²¹ Liesenhoff 54, 68.

⁴²² Vgl. Ulrike Gleixner, „Geschlechtergeschichte verändert Geschichtsbilder: Das zweifache Leben der *Effi Briest*,“ *Faltenwürfe der Geschichte: Entdecken, Entziffern, Erzählen*, eds. Sandra Maß and Xenia von Tippelskirch (Frankfurt, New York: Campus, 2014) 380.

⁴²³ Gleixner 377.

⁴²⁴ Vgl. Liesenhoff 68.

⁴²⁵ Marie von Bunsen, *Die Welt in der ich lebte. Erinnerungen aus glücklichen Jahren 1860-1912* (Leipzig: Koehler & Amelang, 1929) 62, zitiert nach Gleixner 381.

Das Problem in Fontanes Beschreibung vom Adel lag unter anderem darin, dass sie viele Stereotypen und Anachronismen enthält, die für den Anfang des 19. Jahrhunderts kennzeichnend waren. Ob von Bunsens Urteil charakteristisch ist und ob solche „Unmöglichkeiten“ auch für andere zeitgenössischen Adelige störend waren, ist unklar. Immerhin waren sie für Marie von Bunsen in dem Maße ein Störfaktor, dass Fontane nicht zu ihrem Lieblingsautoren gehörte.⁴²⁶

Dem Dichter lag es auch nicht daran, in seinem Erzählwerk ein Chronist der Zeit zu sein, und alles realitätsnah mit historischen Genauigkeit zu schildern. Es lag ihm viel mehr daran, ein Zeitbild zu bieten. Dafür pflegte er eine Erzählweise, die Fiktion und Wahrheit so nahe aneinanderrückte, dass die LeserInnen sie nicht mehr voneinander unterscheiden konnten. Deswegen empfahl er auch, dass „zwei Menschenalter etwa die Grenzen seien,“⁴²⁷ die ein realistischer Roman überschreiten dürfte, denn dies sei die Zeitperiode, womit sich Leser noch identifizieren könnten.

Gerade diese Identifikation mit Effi und die Empathie für sie waren es, die den Roman trotz der „Unmöglichkeiten“ unter den Frauen so populär machten. Davon zeugt ein Brief Fontanes an eine Leserin:

Ja, Effi! Alle Leute sympathisieren mit ihr, und einige gehen so weit, im Gegensatz dazu, den Mann als einen »alten Ekel« zu bezeichnen. Das amüsiert mich natürlich, gibt mir aber auch zu denken, weil es wieder beweist, wie wenig den Menschen an der sogenannten »Moral« liegt und wie die liebeswürdigen Naturen dem Menschenherzen sympathischer sind. Ich habe dies lange gewußt, aber es ist mir nie so stark entgegengetreten wie in diesem Effi Briest und Instetten Fall. Denn eigentlich ist er (Instetten) doch in jedem Anbetracht ein ganz ausgezeichnetes Menschenexemplar, dem es an dem, was man lieben muß,

⁴²⁶ Gleixner 381.

⁴²⁷ Theodor Fontane, „Gustav Freytag. Die Ahnen“ 862.

durchaus nicht fehlt. Aber sonderbar, alle korrekten Leute werden schon bloß um ihrer Korrektheit willen mit Mißtrauen, oft mit Abneigung betrachtet.⁴²⁸

Gleixner hebt besonders zwei Aspekte der Identifikation der Leserinnen mit der Protagonistin hervor. Einerseits malte Fontane in seinem Werk typische Geschlechtsbilder, die sich seit Ende des 18. Jahrhunderts verbreitet hatten, wie z.B. die Dichotomie „weibliche Natur versus männliche Kultur,” also stereotypische Haltungen, die Männer wie Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft anzunehmen gezwungen wurden. Andererseits wurde Effi durch ihren „ästhetisch-schönen Erlösungstod,” typisch für die damalige Frauenliteratur, zu einer „Passionsikone,” also zu einem „Erinnerungsort für das inhumane Preußentum.”⁴²⁹

Was waren die typischen weiblichen Geschlechtsbilder in diesem Roman? *Effi Briest* enthält viele Anklänge an die Belehrungen und Ratschläge in den zeitgenössischen Anstandsbüchern und Lebenshilfen für bürgerliche Frauen. Bereits in den ersten Szenen werden stereotypische Bilder der weiblichen Sozialisation bürgerlicher Mädchen dargestellt. Effi arbeitet mit ihrer Mutter zusammen an einem Altarteppich, sie macht „Heil und Zimmergymnastik”, verwendet oft Sprüche wie „Weiber weiblich, Männer männlich” Sprüche also, mit denen auch die Zitatenschatze für junge Mädchen damals voll waren.⁴³⁰

Das traditionelle Konzept zur weiblichen Bestimmung als Gattin, Hausfrau und Mutter reflektieren die Namen von Effi und Instetten, wie sie von dem Vater Effis, dem alten Briest erklärt wurden: „Geert wenn er sich nicht irre, habe die Bedeutung von einem schlank aufgeschossenen Stamm, und Effi sei dann der Efeu, der sich darumzuranken habe.” (Effi 19)

Die Darstellung der „Frau als Blume, Pflanze oder zartes Efeu, das sich an die starke Eiche des

⁴²⁸ Theodor Fontane, „Brief an Clara Kühnast vom 27. Oktober 1895,” Theodor Fontane. *Werke Schriften Briefe*, eds. Walter Keitel and Helmuth Nürnberger, vol. IV/4 (München: Hanser, 1982) 439.

⁴²⁹ Gleixner 383-84.

⁴³⁰ Theodor Fontane, „Effi Briest,” *Werke in drei Bänden II*. 8. Hiernach wird der Roman im laufenden Text in Klammern mit der Sigle 'Effi' und Seitenangabe zitiert.

Mannes schmiegt“ war ein typisches Motiv in den Anstandsbüchern, das aus der Erbauungsschrift des Theologen Christian Wilhelm Spieker aus dem Jahre 1808 stammte, und die Aufopferung und selbstlosen Dienst der Frauen für ihren Mann betonte.⁴³¹ Dass Geert eigentlich aus dem Vornamen Gerhard stammt, und die Bedeutung von „dem starken Speerwerfer“ trägt, zeigt Fontanes Absicht dieses stereotypische Bild dazu zu verwenden, die Erwartungen an einer bürgerlichen Frau zu betonen.

Die gesellschaftliche Situation der bürgerlichen Frau wird ebenfalls durch einige Motive im Zusammenhang mit der Raumgestaltung des Romans wie Haus, Fenster und Garten reflektiert. Wird Effis freie und unbekümmerte Kindheit überwiegend mit Spiel, Schaukeln und Freundinnen im Garten markiert, so wird die Enge betont von ihrer Heirat an, als sie ihre gesellschaftliche Rolle als Ehefrau und später als Mutter aufnimmt; der offene Garten wird durch das geschlossene Haus ersetzt. Die Malerei des 19. Jahrhunderts ist reich an Gemälden von der am Fenster sitzenden, strickenden, lesenden, oder stehenden Frau, ein Bild, das auch in diesem Roman geradezu charakteristisch ist.⁴³² Diese Inszenierung der Frau zeugt einerseits von ihrer Domestizierung, von ihrer passiven und sittsamen Haltung und häuslicher Beschäftigung in Privaträumen. Dies im Gegensatz zur Aktivität der Männer im außenhäuslich öffentlichen Bereich. Andererseits betont das offene Fenster oft die Sehnsucht nach Luft, Freiheit und in Effis Fall auch noch nach Abenteuer.

Die Szene der am offenen oder geschlossenen Fenster sitzenden Frau bildete für die zeitgenössischen bürgerlichen Leserinnen ein vertrautes Bild. Dass Fontane diese Szenen auch leitmotivisch verwendet, war eine attraktive Nuance für die aufmerksamen Leser.

Charakteristisch ist dafür die Verlobung Effis mit Instetten bereits am Anfang des Romans. Die

⁴³¹ Häntzschel, *Bildung und Kultur* 16.

⁴³² Vgl. die Gemälden von Georg Friedrich Kersting „Stickerin am Fenster“ (1812), Kaspar David Friedrich „Frau am Fenster“ (1818-22)

Familie versammelte sich in dem Gartensalon. In demselben Moment aber, als sich Instetten Effi unter einer freundlichen Verneinung näherte, „wurden an dem mittleren der weit offenstehenden und von wildem Wein halb überwachsenen Fenster die rotblonden Köpfe der Zwilling sichtbar, und Hertha, die Ausgelassenste, rief in den Saal hinein: ‚Effi komm!‘“ (Effi 18). Dann verschwinden die Freundinnen. Der Ruf der Freundinnen markiert im Werk einen entscheidenden Wendepunkt in Effis Leben: die abrupte Abwendung von dem kindlichen Spiel zu einer Ehe mit dem 20 Jahre älteren Instetten. Diese Veränderung wird ebenfalls durch die räumliche Gegenüberstellung reflektiert: sie ist drinnen im Haus, in dem Ort ihres zukünftigen Lebens als Gattin und Mutter, und die Zwillinge sind draußen im Garten, wo sie früher als Kind so viel Zeit verbrachte. Die Lebensräume der Kindheit und die der Frau sind durch die (offene) Fenster abgetrennt aber gleichzeitig verbunden.

Auch in dieser Hinsicht ist der Tod Effis bedeutsam. In ihren letzten Tagen setzt sie sich regelmäßig wegen ihres Luftbedürfnisses an das offene Fenster. Ihre Sehnsucht nach Luft und Freiheit erhält hier neuen Gehalt: Eine gebrochene Frau sehnt sich nach seelischer Entlassung, nach Ruhe, nach Befreiung durch den Tod. In ihrer letzten Nacht sitzt sie wie üblich am Fenster, „um noch einmal die kühle Nachtluft einzusaugen. [...] Ein Gefühl der Befreiung überkam sie. »Ruhe, Ruhe.«“ (Effi 300).

Neben den stereotypischen Handlungsrollen, mit denen sich viele bürgerliche Frauen identifizieren konnten, ist gerade dieser Erlösungstod Effis, die nach Gleixner ebenfalls die Sympathie der LeserInnen mit der Hauptfigur bewirken konnte. Wie aus den Briefen hervorgeht, empfanden die Leserinnen Mitleid mit der armen schuldigen Frau, und machten von Instetten an ihrem Schicksal schuldig. Dass dies vielleicht nicht ganz Fontanes Absicht war, zeigen die

Briefe, in denen Fontane von Instetten im Nachhinein zu verteidigen versuchte. Wie kam es jedoch zu dieser emotionalen Verknüpfung der LeserInnen mit der Hauptfigur?

Wie Seiler (1988) bemerkt, ist es vor allem das Erzählverhalten im Werk, der Wechsel zwischen der Innen- und Außenperspektive, der bei den verschiedenen Hauptfiguren unterschiedlich benutzt wird.⁴³³ Zwar ist das Erzählverhalten im Werk überwiegend „neutral“; dennoch lässt der Erzähler die Leser viel mehr über Effi erfahren, als über Instetten. Effis Handlungen und Gefühle werden häufig aus der Innenperspektive geschildert, womit der Erzähler die Nähe zur Figur herstellt: Ausdrücken wie „sie dachte,“ „sie fürchtete,“ „sie wünschte sich“ begegnet man oft im Text. Dagegen erfährt der Leser wenig über Instetten; man bekommt nur vage Andeutungen über seine Empfindungen: „er schien sich zu freuen“ oder „Es passte ihm augenscheinlich nicht,“ womit eine spürbare Distanz zu ihm entsteht. Außerdem fällt der neutrale Erzähler in bedeutungsvollen Szenen aus seiner Rolle, indem er Effi zuruft, womit seine Anteilnahme an seiner Figur verrät: „Arme Effi!“ So z.B. als sie zum ersten Mal in Kessin allein gelassen wird, „Arme Effi! Wie sollte sie den Abend verbringen?“ (Effi 70) oder in ihren letzten Tagen: „Arme Effi, du hattest zu den Himmelwundern zu lange hinaufgesehen“ (Effi 297).

Auch ihre Charakterisierung zeigt die Sympathie des Erzählers mit Effi: Schon am Anfang des Romans wird dem Leser Effi als ein reizendes Kind vorgestellt: die Mutter schaut entzückt den Gymnastikübungen der Tochter zu: „so sah auch wohl die Mama von ihrer Handarbeit auf, aber immer flüchtig und verstohlen, weil sie nicht zeigen wollte, wie entzückend sie ihr eigenes Kind finde, zu welcher Regung mütterlichen Stolzes sie voll berechtigt war. [...] In allem, was sie tat, paarte sich Übermut und Grazie, während ihre lachenden braunen Augen

⁴³³ Bernd W. Seiler, „'Effi, du bist verloren!' Vom fragwürdigen Liebreiz der Fontaneschen Effi Briest,“ *Diskussion Deutsch* 19 (1988) 597.

eine große, natürliche Klugheit und viel Lebenslust und Herzensgüte verrieten.” (Effi 8)

Demgegenüber fällt Instettens erste Erwähnung eher negativ aus:

„Allerdings, Landrat. Und er heißt Geert von Instetten, Baron von Instetten.’
Alle drei lachten.
„Warum lacht ihr?’ sagte Effi pickiert. „Was soll das heißen?’
„Ach, Effi, wir wollen dich ja nicht beleidigen, und auch den Baron nicht.
Instetten sagtest du? Und Geert? So heißt doch hier kein Mensch. Freilich, die adeligen Namen haben oft so was komisches.’ (Effi 11-12)

Die Darstellung von Effis letzten Jahren ruft ebenfalls Mitleid bei den LeserInnen für die Protagonistin hervor. Der Erzähler überspringt nämlich drei Jahre in der Geschichte, die nur im Rückblick geschildert wird, und so steht Effi schon krank und gebrochen vor dem Leser da.⁴³⁴ Damit entsteht ein direkter Zusammenhang zwischen ihrer Ausstoßung aus der Gesellschaft und ihrem Tod. Gegenüber dem „inhumanen preußischen Gesellschaft” wird Humanität, Treue, und Überlegenheit der einfachen Menschen und Kreaturen betont, wie die Dienerin Roswitha und Instettens Neufundländer Rollo. Besonders rührend wurde Rollos Treue zu ihrer Herrin dargestellt, der vor Effis Grab trauerte: „Sieh, Briest, Rollo liegt wieder vor dem Stein. Es ist ihm doch noch tiefer gegangen als uns. Er frißt auch nicht mehr.” (Effi 300)

Fontane klagte sich in seinen Briefen immer wieder über den Literaturgeschmack des großen Publikums, überwiegend der Frauen, die sich hauptsächlich für die Trivialliteratur begeisterten, und im Stoff wie im Stil „kolossale” Sachen, verlangten. Im Falle von *Effi Briest* bot Fontane dem Durchschnittsleser auch diese trivialliterarischen Motive an, so Liebe und Schmerz, aber ohne „Erschütterung,” „ohne allen Lärm und Eklat.”⁴³⁵ Darüber hinaus bediente er seine Durchschnittsleser jedoch auch mit weiteren populären Stoffen wie Geister, unheimliche Geschichten und Figuren, ohne dass diese Elemente dabei bloß zum billigen und

⁴³⁴ Seiler 598.

⁴³⁵ Theodor Fontane, „Brief an Wilhelm Hertz vom 17. Juni 1866,” *Von Dreißig bis Achtzig* 154.

publikumswirksamen Effekt wurden. Man denke hier an die Figur des Chinesen, der Weißen Frau und Frau Kruse mit ihrem schwarzen Huhn. Sie alle wurden natürlich einerseits dazu verwendet, die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen.

Das Unheimliche und Gespenstige begann im Roman mit Effis Ehe in Kessin. Unterwegs vom Bahnhof in Klein-Tantow zu ihrem neuen Heim in Kessin erzählte Instetten einiges über den Badeort und seine Bewohner, wovon viele aus der ganzen Welt eingewandert waren. Effi, die einen Hang zum Abenteuer von Anfang an hat, war begeistert und trat jedem Außergewöhnlichen noch mit positiven Erwartungen entgegen:

„Aber das ist ja entzückend, Geert. Du sprichst immer von Nest, und nun finde ich, wenn du nicht übertrieben hast, eine ganze neue Welt hier. Allerlei Exotisches. Nicht wahr, so was ähnliches meinst du doch?“ Er nickte.

„Eine ganz neue Welt, sag ich, vielleicht einen Neger oder einen Türken, oder vielleicht sogar einen Chinesen.“ (Effi 46)

Diese Begeisterung Effis für das Exotische dauerte aber nicht lange, denn in Instettens Antwort trat bereits das Unheimliche auf, worauf Effi mit Angst reagierte:

„Auch einen Chinesen. Wie gut du raten kannst. Es ist möglich, daß wir wirklich noch einen haben, aber jedenfalls haben wir einen gehabt; jetzt ist er tot und auf einem kleinen eingegitterten Stück Erde begraben, dicht neben dem Kirchhof. Wenn du nicht furchtsam bist, will ich bei Gelegenheit mal sein Grab zeigen; es liegt zwischen den Dünen [...] Es ist sehr schön und sehr schauerlich.“

„Ja, schauerlich, und ich möchte wohl mehr davon wissen. Aber doch lieber nicht, ich habe immer gleich Visionen und Traume und möchte doch nicht, wenn ich diese Nacht hoffentlich gut schlafe, gleich einen Chinesen an mein Bett treten sehe.[...] Ein Chinese, find ich, hat immer was Gruseliges. (Effi 46-47)

Somit begann also die Spukgeschichte mit dem Chinesen und den anderen Figuren, die Effis ganzen Aufenthalt in Kessin spukend begleiteten. Für die meisten Durchschnittsleser blieben sie wahrscheinlich auch nur eine außergewöhnliche Episode im Roman. Dass das

Unheimliche darüber hinaus auch eine bedeutungstragende Rolle hatte, betonte Fontane selber in einem Brief an seinen Kritikerkollegen im Zusammenhang mit der Besprechung des Romans:

Sie sind der erste, der auf das Spukhaus und den Chinesen hinweist; ich begreife nicht, wie man daran vorbeisehen kann, denn eigentlich ist dieser Spuk, so bilde ich mir wenigstens ein, an und für sich interessant, und zweitens, wie Sie hervorgehoben haben, steht die Sache nicht zum Spaß da, sondern ist ein Drehpunkt für die ganze Geschichte.⁴³⁶

Es ist charakteristisch für Fontane, dass er seinen Lesern durch die Romanfiguren immer wieder Deutungsmöglichkeiten anbot. Dies wird schon durch die Namengebung Effi und Geert von Instetten sichtbar. Auch für das Unheimliche lässt der Dichter einfachere Erklärungen erkennen. Demgemäß erscheint z.B. die Weiße Frau als eine Vorausdeutung auf Effis erste Nacht mit dem spukenden Chinesen, was durch einfach als ein Alptraum erläutert werden kann. Der Chinese selbst erweist sich in der Deutung von Instetten als Hausspuk, und von Major Crampas gedeutet als Instettens „Angstapparat“ zur Erziehung Effis. Mit diesen Auslegungen konnte sich der Durchschnittsleser auch zufrieden geben. Die Unbestimmtheit in der Funktion der Geschichte des Chinesen, der Weißen Frau und generell der Atmosphäre in Instettens „Spukhaus“ sind im Lichte von Effis Unglück jedoch nuancenreich, und sollte die aufmerksamen und gebildeten Lesern zu komplexeren Interpretationen veranlassen. Ihr Erscheinen war anscheinend mit Effis Entfremdung und wachsendem Misstrauen in der Ehe, mit ihrer zunehmenden Verängstigung verbunden. Ob nun dies einfach als „eine Projektion Effis eigener Seele“⁴³⁷ oder den Chinesen sogar als ein „Symbol unbefriedigter männlicher Sehnsucht“⁴³⁸ zu

⁴³⁶ Theodor Fontane, „Brief an Joseph Viktor Widmann vom 19. November 1895,“ *Dichter über sein Werk II* 454.

⁴³⁷ Karla Bindokat, *Effi Briest: Erzählstoff und Erzählinhalt* (Frankfurt am Main: Lang, 1984) 123.

⁴³⁸ Daragh Downes, „Effi Briest,“ *Fontane Handbuch*, 647.

deuten habe und die Weiße Frau als „Effis Mutter“⁴³⁹ zu erklären sei, sind Interpretationsmöglichkeiten – und damit ist die Reihe möglicher Interpretationen längst nicht zu Ende – womit die ältere und neuere Literaturkritik hervorgetreten ist.

Neben Leserrührung und -unterhaltung hatte der Roman m.E. ebenfalls eine aufklärerische Aufgabe, die Fontane von Anfang an befolgte. In seinen theoretischen Aufsätzen relativierte er immer wieder sein eigenes Urteil, um seine Leser zur eigenen Meinung aufzumuntern. Die Frage nach der Schuldzuschreibung an Effis Unglück und frühem Tod ist ein solcher Fall. In den dialogischen Partien des Romans wird dieses Problem auf verschiedenen Ebenen und aus verschiedenen Gesichtspunkten polyperspektivisch durchdiskutiert. Somit erweitert sich die Frage über die übliche individuelle Verantwortlichkeitsebene hinaus – aus Effis Privatsphäre, einschließlich des Dienstpersonals – in die breite Gesellschaftsebene, wo sie kritisch erörtert wird.

Auf der Dienstbotenebene sind es Roswitha und Johanna, bei denen die Schuldfrage zuerst aufkommt. Nachdem Insetten die Briefe gefunden hat, geben die zwei Dienerinnen, Johanna und Roswitha einander die Schuld. Johanna wirft Roswitha vor, dass sie den zugeschlossenen Nähtisch, wo die Briefe gelegen haben, mit dem Stemmeisen aufgebrochen hat. Roswitha hält Johanna dagegen vor, dass sie es gewesen ist, die sie aufgefordert hat, den Nähtisch aufzumachen.

Im Schlussgespräch zwischen Frau und Herrn von Briest kommt ebenfalls die Schuldfrage vor. Frau Briest fragt sich, ob sie, die Eltern, nicht doch vielleicht schuld seien, und ob sie Effi vielleicht weniger frei hätten erziehen sollen und sie nicht so jung heiraten lassen sollen. Außerdem wirft Frau von Insetten ihrem Mann auch seine Neigung zu Zweideutigkeiten

⁴³⁹ Renate Böschstein, *Verborgene Facetten. Studien zu Fontane*, eds. Hanna Delf von Wohlzogen et al., (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006) 289.

vor, worauf der alte Briest mit seiner üblichen Redewendung für Situationen, in der er sich überfragt fühlt oder keine Antwort weiß, erwidert: „Ach, Luise, laß ... das ist ein *zu* weites Feld“ (Effi 301). Ob er mit dieser Parole sein eigenes Schuldgefühl lindern möchte oder seiner resignierten Hilflosigkeit gegenüber geschehenen Dingen Ausdruck gibt oder gar die Fragwürdigkeit veralteter Gesellschaftsnormen angesichts des Todes seiner Tochter anspricht, sind Fragen, die die Leser selbst beantworten sollten.

Effis eigene Verantwortung in dieser Geschichte wird von mehreren Seiten her betrachtet. Einerseits wird ihre Schuld von den meisten Figuren besprochen, wobei die Eltern die Tat ihrer Tochter am härtesten verurteilen. Instehtens Selbstkritik wird durch sein Liebesgeständnis etwas abgedämpft, Johanna gibt Crampas die Schuld, während sich Roswitha nur bedauert, dass diejenigen, die den Zeitungsartikel über das Duell lesen, schlecht über ihre Herrin sprechen. So wird Effis Schuld wiederholt relativiert, so dass sie eher als Opfer als Sünderin erscheint. Das Einzige, was ihr die Geheimrätin Zwicker ausdrücklich vorwirft, ist die Aufbewahrung der Briefe. Wenn sie schon in eine Affäre eingegangen ist, warum behält sie die Zettel und Briefe. „Wozu gibt es Öfen und Kamine?“ (Effi 263) fragt sie bedeutungsvoll?

Was Effi selbst bezüglich der Schuldfrage bedrückt ist die Tatsache, dass sie bis zu ihrem Tod kein richtiges Schuldgefühl empfunden hat. Nicht der Ehebruch selbst belastet sie, sondern das Lügenspiel, zu dem sie die Affäre trieb. Für ihre eheliche Untreue konnte sie sich nicht schämen. Was ihr passierte – wohl gemerkt: nicht was sie aktiv getan hat – schrieb sie Instehten und seinem Kalkül, seiner Kälte, seiner pingeligen Pedanterie in Ehefragen zu. Einerseits ließ sie sich in das Liebesverhältnis mit Crampas ein, weil sie sich in ihrer Ehe allein und verlassen fühlte. Andererseits beging sie Ehebruch, weil Instehten mit seinem angeblichen Angstapparat

ihre Würde verletzt hätte.⁴⁴⁰ Erst kurz vor ihrem Tod konnte sie mit ihm versöhnen und ihm verzeihen, dass er sie nicht nur ausgestoßen, sondern ihr sogar jeglichen Umgang mit ihrer Tochter verboten hat, kommt sie zum vollen Schuldbekenntnis:

Und es liegt mir daran, daß er erfährt, wie mir hier in meinen Krankheitstagen, die doch fast meine schönsten gewesen sind, wie mir hier klargeworden, daß er in allem recht gehandelt. [...] Laß ihn das wissen, daß ich in dieser Überzeugung gestorben bin. Es wird ihn trösten, aufrichten, vielleicht versöhnen. Denn er hatte viel Gutes in seiner Natur und war so edel, wie jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist. (Effi 299)

Damit kommt man zum Instetten, dem „alten Ekel“,⁴⁴¹ dem die zeitgenössischen Frauen am liebsten die Schuld zugeschoben haben. Er hätte ja Crampas nicht zum Duell auffordern sollen, denn die Affäre lag ja schon sieben Jahre zurück. Effi hätte sich noch dazu von Crampas innerlich schon längst getrennt. Außerdem habe er Effi dermaßen lieb, dass er ihr verzeihen könnte. Indem er aber zu Wüllersdorf geht und ihm von der Liaison erzählt, macht er den Vertrauten zum Mitwisser. Damit verlässt die Tat den Bereich der Privatsphäre und gerät potenziell an die Öffentlichkeit. Folgenderweise gibt es für ihn kein Zurück mehr. Andererseits ist er dem rigiden und überholten Ehrenkodex seiner Klasse so verhaftet und von gesellschaftlichen Normen und Verhaltenserwartungen so abhängig, dass er nicht mehr frei für sich entscheiden könne, auch wenn er wisse, mit dem Duell könne er weder seine verletzte männliche Ehre wiederherstellen noch seine kaputte Ehe mit der geliebten Frau rehabilitieren. In der oft zitierten Textstelle überlegt sich von Instetten:

Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm. [...] jenes, wenn Sie wollen, uns tyrannisierenden Gesellschafts-Etwas,

⁴⁴⁰ Grawe, *Fontanes Effi Briest* 15.

⁴⁴¹ Vgl. Theodor Fontane, „Brief an Anna Witte vom 18. Oktober 1895,“ *Der Dichter über sein Werk II* 451.

das fragt nicht nach Scharm und nicht nach Liebe und nicht nach Verjähnung. Ich habe keine Wahl. Ich muß. (Effi 240)

Dieses „ich muß“ dürfte Fontanes Idealleser an das durch die Schulpflichtlektüre von G. E. Lessings *Nathan der Weise* zum Alltagswort gewordene Spruch „kein Mensch muß müssen“ (Al Hafi) erinnern. Fontane schildert Insetten keineswegs als einen kaltherzigen Tyrannen. Nach der Scheidung wird er fast zur tragischen Figur, als er wegen seines Unglücks ohne Effi sogar nach Afrika flüchten will: „Und da habe ich mir denn, weil das alles nicht geht, als ein Bestes herausgeklügelt: weg von hier, weg und hin unter lauter pechschwarze Kerle, die von Kultur und Ehre nichts wissen. Diese Glücklichen! Denn gerade das, dieser ganze Krimskrums ist doch an allem schuld.“ (Effi 293) Somit erscheint er ebenso wie Effi als Opfer der gesellschaftlichen Ordnung und Konventionen. Der Ausweg aus seiner Zwangssituation wird von Wüllersdorf folgendermaßen formuliert: Anstatt quer durch Afrika zu fahren, solle Insetten bleiben, Resignation üben, und „ein Auge dafür haben, wenn die Veilchen blühen oder das Luisendenkmal in Blumen steht oder die kleinen Mädchen mit hohen Schnürstiefeln über die Korde springen“ (Effi 294). Wüllersdorf rät also zur Moderation an und den Blick für das Schöne und Vitale zu bewahren.

Trotz der verschiedenen Gesichtspunkte wird die Schuldfrage nirgendwo endgültig gelöst. Für jede Behauptung gibt es eine Gegenbehauptung. Auch Frau von Briest vorsichtige Schuldbekennnis am Romanende – eigentlich als Frage formuliert, kein eigentliches Zugeständnis – Rollos scheinbar bejahendes Kopfschütteln und Briests abwehrendes „das ist ein zu weites Feld,“ lässt die Schuldfrage letztendlich offen.

Neben diesen Relativierungsinstanzen gehört meines Erachtens zur Didaktik und Kritik Fontanes, dass er wichtige Aussagen in seinen Werken oft von einfachen Leuten und gar von Tieren äußern lässt. In *Effi Briest* sind es Roswitha und Rollo, die selbstlose Liebe und

menschliche Teilnahme vertreten. Roswitha ist eine einfache, ungebildete Person, die in Kessin als Kindermädchen angestellt wird. Nach der Scheidung und Effis Ausschluss aus der Gesellschaft steht sie als einzelne als Gesellschafterin und Vertraute treu zu Effi. Als Katholikin im lutherischen Kessiner Haus erscheint sie als gewissermaßen Schutzfigur gegen die Geister, aber auch im neuen Haus in Berlin, als es sich herausstellt, Johanna habe das Bild des Chinesen in ihrem Portemonnaie mitgenommen.

Vom Anfang bezeichnet Effi Roswitha als „die gute, treue Person“ (Effi 112, 115). Auch Rollo zeigt ihr gegenüber sofort Vertrauen, wenn er seinen Kopf auf ihr Knie legt (Effi 114). Im Gespräch mit Johanna nach dem Duell, ist sie diejenige, die sich zum Leben bekennt:

„Ja Roswitha, was denken Sie sich eigentlich? Soll er *nicht* tot sein? Oder soll lieber unser gnädiger Herr tot sein?“
„Nein, Johanna, unser gnäd'ger Herr, der soll auch leben, alles soll leben. Ich bin nicht für totschießen und kann nicht mal das Knallen hören.“ (Effi 251)

Als die todkranke Effi wieder von den Eltern aufgenommen wurde, ist es wiederum Roswitha, die Instetten in einem Brief um Rollo für Effi bittet. Als Instetten Roswithas Brief an Wüllersdorf vorliest, bekennen beide: „die [Roswitha] ist über uns“ (Effi 292). Im gleichen Brief wird ebenfalls darauf hingewiesen, wie Tiere (Rollo) mit ihrem instinktiv-guten Verhalten ohne Vorurteile einen akzeptieren können; dies sei mehr wert als Menschen mit ihrer überlegenen Vernünftigkeit: „Ich fürchte mich eigentlich, Roswitha, weil ich da so allein bin; aber wer soll mich begleiten? Rollo, ja, das ginge; der ist mir auch nicht gram. Das ist das Vorteil, daß sich Tiere nicht so drum kümmern“ (Effi 292). Dieselben Gedanken werden dann am Schluss nochmals vom alten Briest formuliert: „Ja Luise, die Kreatur. Das ist ja, was ich immer sage. Es ist nicht so viel mit uns, wie wir glauben. Da reden wir immer von Instinkt. Am Ende ist es doch das Beste“ (Effi 301).

Diese Auffassung der Menschlichkeit bei einfachen ‚Kreaturen‘ entspricht Fontanes Auffassung von der Aufgabe des Dichters. In seiner Biografie von Walter Scott äußert sich Fontane deutlich darüber. Er preist die poetische Größe Scotts, die er vor allem in dessen Bescheidenheit, und „unerschütterlichen Sinn für das Einfache und Wahre“ sieht. Außerdem hebt er die Überzeugung Scotts hervor, dass die tiefsten Einsichten von armen ungebildeten Männern und Frauen kämen, denn da kämen oft Dinge zutage, die man erhabener und ergreifender nur noch in der Bibel finden könne. Nach Fontane erfülle der Dichter seinen wahren Beruf also nur dann, wenn er alles als eitel und wertlos erkennen lasse, das nicht Ergebnis wahrer innerer Herzensbildung ist.⁴⁴²

Diese Einfachheit, Humanität und Herzengüte findet man folgendermaßen in Fontanes Werken häufig im Volk und in Kontrast zu Personen aus den Oberschichten, vor allem aus dem Besitzbürgertum. Ausnahme bilden einige bildungsbürgerliche sowie adelige Figuren, wie Effi, der alte Briest, der Pastor Niemeyer in *Effi Briest* oder der alte Dubslav, Barby und Pastor Lorenzen in *Der Stechlin*. Gerade diese Qualitäten ist Fontane im Zusammenhang mit den von ihm verehrten alten Generationen des Adels bemüht zu betonen und bei den neuen Führungsschichten vermisst er sie. Seine Hoffnung für die Zukunft setzte er in seinen letzten Jahren jedoch immer öfter auf das Volk und sah in ihnen die Möglichkeit einer neuen Kraft und politischer Perspektive. Darüber geben seine Briefe gelegentlich Auskunft. Berühmt ist seine Äußerung James Morris gegenüber:

Alles Interesse ruht beim vierten Stand. Der Bourgeois ist furchtbar, und Adel und Klerus ist altgebacken, immer wieder dasselbe. Die neue, bessere Welt fängt erst beim vierten Stand an. Man würde das sagen können, auch wenn es sich bloß erst um Bestrebungen, um Anläufe handelte. So liegt es aber nicht. Das, was die Arbeiter denken, sprechen, schreiben, hat das Denken, Sprechen und Schreiben der altregierenden Klassen tatsächlich überholt. *Alles ist viel echter, wahrer,*

⁴⁴² Theodor Fontane, „Walter Scott,“ *Ach, es ist schlimm*, 67.

lebensvoller. Sie, die Arbeiter packen alles neu an, haben nicht bloß neue Ziele, sondern auch neue Wege.⁴⁴³

Keineswegs bedeutet dies, dass Fontane ein großer Demokrat oder gar ein Anhänger der Sozialdemokratie gewesen wäre. Er war und blieb bis zu seinem Tod ein konservativer Denker, der jedoch mit den politischen und gesellschaftlichen Zuständen seiner Zeit unzufrieden war und eine Veränderung des Status quo wünschte. In seinem „sozial oder sozialreformerisch getönten Konservativismus“ fühlte er sich aber zum Volk und der Sozialdemokratie näher als zur Bourgeoisie und dem Liberalismus.⁴⁴⁴ Folgendermaßen erhoffte er grundlegende Veränderungen auch in der Beurteilung von Literatur von dieser Schicht.

Mit *Effi Briest* bot Fontane seinem Durchschnittsleser eine interessante Lektüre mit den obligatorischen Themen der Trivilliteratur: verwickelte Liebesverhältnisse, Herzensrührung, abenteuerliche Spukgeschichten. Dabei versuchte er auch seine Forderungen an den echten Dichter zu erfüllen, indem er sein Publikum unterhaltend bilden und „die Samenkörner guter Gedanken und guter Taten“ ausstreuen wollte.

In der Tiefenstruktur des Romans präsentiert er seinen aufmerksamen Lesern darüber hinaus ein nuancenreiches Lektüererlebnis, wodurch er sie ebenfalls zur Mitwirkung anregen wollte. Es sind die verschiedenen Symbole, Motive, religiösen und mythischen Themen und die Intertextualität, die durch ihre Funktion der Vorausdeutung bzw. Andeutung zur Vieldeutigkeit des Romans führen und den Lesern individuelle Interpretationen ermöglichen. Näher betrachtet wurden alle diese Elemente, ähnlich wie alle Personen im Roman in Bezug auf Effi entworfen, um ihr Leben, ihren Charakter, und Seelenzustand zu reflektieren, relativieren und zu deuten.⁴⁴⁵

⁴⁴³ Theodor Fontane, „Brief an James Morris vom 22. Februar 1896,“ *Von Dreißig bis Achtzig* 395.

⁴⁴⁴ Fischer 328.

⁴⁴⁵ Christian Grawe, Theodor Fontane: Effi Briest. Geducktes Vögelchen in Schneelandschaft: Effi von Instetten geborene Briest (Stuttgart: Reclam 2000) 19.

Die Leitmotive des Chinesen und des Fensters wurden bereits näher erläutert. Interessant sind daneben noch die Motive des Wassers, die Effi mit Fontanes anderen Melusinengestalten verbindet. Ebenso beachtenswert sind die Motive der Pflanzen, wie der Efeu und der Platanenbaum, der Rondell mit der Sonnenuhr, der Kirchhof, oder später der Eisenbahnzug. Vielleicht erscheinen sie beim ersten Lesen als Nebensachen, als überflüssige Detailmalerei. Aber bei wiederholter Lektüre erkennt der aufmerksame Leser die planvolle Organisation aller Motive, die auf den tragischen Ausgang des Romans hinführen.

Die Intertextualität im Roman, die Hinweise auf die Lektüreerlebnisse der Figuren waren Fontanes sachkundigem gebildetem Publikum wahrscheinlich auch ein wahres ästhetisches Erlebnis. Peter Pütz erläutert in seinem Artikel „Wenn Effi läse, was Crampas empfiehlt“ offene und verdeckte Zitate im Roman aus Goethe- und Heine-Texten.⁴⁴⁶ Er behandelt unter anderem Effis mangelnde Leseerfahrungen in ihrer Kindheit, die, Pütz nach, ebenfalls zu ihrem Untergang beitragen. Besonders aufschlussreich sind in dieser Hinsicht die Heine Gedichte *Seegespenst* (1827), *Du hast Diamanten und Perlen* (1827) und *Deine weichen Lilienfinger* (1827).

An einem gemeinsamen Ritt mit Effi und Kruse, nutzte Crampas die Möglichkeit, Effi den Hof zu machen. Er erzählte dabei von Heines *Seegespenst*, über die versunkene Stadt mit den in die Kirche gehenden Frauen in Kapotthüten, die das lyrische Subjekt vom Rande des Schiffes im Tiefen, wie in einer Vision erblickt. In Crampas' Deutung fühlte sich das lyrische Ich so sehr von dieser Szene, besonders aber von den Kapotthüten angezogen, dass er mit versinken wollte. Durch den Eingriff des Käptens wurde er jedoch vom Fall zurückgehalten. Bei dieser Erzählung war Crampas aber vorsichtig genug, den mittleren Teil über die leidenschaftliche Sehnsucht des lyrischen Ich nach dem am Fenster sitzenden einsamen Mädchen

⁴⁴⁶ Peter Pütz, „Wenn Effi läse, was Crampas empfiehlt ... Offene und verdeckte Zitate im Roman,“ *Text + Kritik* (Sonderband, Theodor Fontane) ed. Heinz Ludwig Arnold (München: edition text + kritik, 1989) 174-184.

auszulassen. Die parallele Situation des Mädchens zu Effi ist natürlich unverkennbar, so hätte Effi Crampas' Absicht auch sofort erkannt. Anstatt also die ganze Geschichte zu erzählen, empfiehlt er dieses Gedicht, zusammen mit den anderen Heine Liedern, die ebenfalls das Thema Liebe behandeln. Was er bei den letzten zwei Gedichten ebenfalls verschweigt, ist die Tatsache, dass sie auch heiße Liebeserklärungen zum Thema haben. Stattdessen spricht er nur über die romantische Liebe in Heines Poetik. Crampas bewegte sich hier auf einem sicheren Boden, denn auch wenn Effi in der Literatur mehr belesen gewesen wäre, hätte sie Crampas' Andeutungen wahrscheinlich doch nicht erkannt, denn Heine und die Jungdeutschen Dichter, waren bürgerlichen Mädchen verbotene Lektüre. Crampas spricht ferner von anderen Gedichten, wie zum Beispiel vom erzürnten Aztekengott *Vitzliputzli* aus Heines *Romanzero* (1851), der nur durch Menschenopfer versöhnt werden könne. Diese Gedichte vermitteln ein Gefühl von Leid und Schmerz, die ebenfalls zu den Lebenserfahrungen gehören. Von ihnen weiß Effi jedoch wenig wegen ihrer kindlichen Naivität und wohl auch infolge ihres mangelnden Interesses an Literatur.

Als Gegenstück dient in Crampas Verführungsplänen Ernst Wicherts Lustspiel *Ein Schritt vom Wege* (1871), das er mit Effi in der Hauptrolle zur Laienaufführung auswählt. Die Parallelen des Stücks zur Handlung des Romans dürften für Literaturkenner wiederum unverkennbar gewesen sein. In dem Theaterstück geht es nämlich um eine jung vermählte Frau (Ella), die aus Langeweile in der Ehe beschließt, drei Tage lang inkognito auf Abenteuer zu gehen. Als ein ebenfalls inkognito reisender Fürst sich um Ella wirbt, wird er vom plötzlich eintretenden Mann zum Duell aufgefordert. Da Ella ihre Liebe zu ihrem Mann beschwört, verzichtet er doch letztendlich auf das Duell, und das Stück findet ein Happyend. Für Effi hätte dieses Lustspiel als Warnung dienen sollen, und tatsächlich wird ihr wegen Crampas'

Regieführung bange ums Herz. Andererseits sieht sie aber dem Auftreten im Stück gespannt entgegen, denn es bietet ihr eine willkommene Abwechslung von ihrem monotonen Eheleben. Crampas bietet Effi also ein Stück über Liebe und Verlockung, in der Liebelei zwar als ein gefährliches Spiel erscheint aber durch den glücklichen Ausgang verharmlost wird. Dagegen verschweigt er den richtigen Inhalt der Gedichte Heines und verhüllt sie als romantische Liebesgedichte. Hätte also Effi Heines Gedichte gelesen, wie Pütz argumentiert, so hätte sie auch über die Schattenseite der Liebe etwas erfahren, wie Leiden, Eifersucht, Rache und Strafe.⁴⁴⁷ So aber hat sie nur das Abenteuerliche, das gefährlich-harmlose Spiel, das sie schon immer vorgezogen hatte, vor Augen und lässt sich kurz nach der Theateraufführung in die Affäre ein.

Auch in der Szene, als Effi Crampas' Verführungskünsten zuletzt im Schlitten zum Opfer fällt, wird ein poetisches Zitat zum Signal. Das Zitat entstammt dem Gedicht *Gottesmauer* (1816) von Clemens Brentanos, das Effi, ohne es zu wissen, dass es von Brentano stammt, aus ihrer Erinnerung zum Thema Schneefall und „Eingeschneitsein“ hervorruft. Ausgelöst wurde dieser Rückblick am dritten Weihnachtstag auf einem freundlichen Spaziergang vor dem Abendessen in der Oberförsterei, als es sich zu schneien beginnt und sich Crampas zu Effi gesellt. Da erzählt Effi Crampas von dem Gedicht, das sie noch als Kind bei Pastor Niemeyer auswendig gelernt hat. Mit dem Gedicht assoziiert sie ein Gefühl der Geborgenheit:

Mit dem Eingeschneitsein verbinde ich von langer Zeit her eine freundliche Vorstellung, eine Vorstellung von Schutz und Beistand.
[...] Da war irgendwo Krieg, ein Winterfeldzug, und eine alte Witwe, die sich vor dem feine mächtig fürchtete, betete zu Gott, er möge doch ‚eine Mauer um sie bauen‘, um sie vor Landesfeinde zu schützen. Und da ließ Gott das Haus einschneien, und der Feind zog daran vorüber. (Effi 154)

⁴⁴⁷ Pütz 182.

Mit dem Gedicht versucht Effi, ihren Ängsten Ausdruck zu verleihen, wovon Crampas offensichtlich sehr betroffen war. Auf dem Weg nach Hause allein im Schlitten mit Crampas faltet sie vergeblich die Hände und ruft *Gottesmauer* und das Mütterchen in Erinnerung, da sie Crampas' leidenschaftlichen Ansturm nicht mehr zu widerstehen vermag.

Literatur wird somit ähnlich wie die anderen Symbole und Motive zu einem wichtigen Handlungsträger. Besondere Bedeutung erhält sie vor allem in Anspielungen auf Effis Verführung und in der Andeutung ihrer seelischen Lage während der Affäre. In Berlin las sie noch zur Zerstreuung die populären Romane von Walter Scott, Charles Dickens und James Fenimore Cooper und in ihrer Einsamkeit in der Königgrätzer Straße die Gedichte von Schiller und Theodor Körner, aber in Hohen Cremmen zurückkehrend liest sie wieder nichts mehr. In der Geborgenheit des Elternhauses braucht sie keine literarische Ablenkung mehr. Die Spaziergänge in der Natur, die Betrachtung der nächtlichen Himmel bereiten Zufriedenheit über ihre Seele. Somit scheint Literatur in der Stadt als tröstlicher Ersatz für die ferne Liebe der Eltern und die Unschuld der Kindheit zu sein.⁴⁴⁸

Neben der Literatur erhält auch die bildende Kunst eine wichtige Rolle. Zwar fungiert sie im Großen und Ganzen als eine Nebensache, weil eigentlich beinahe alles aus Effis Sicht erzählt wird, und Effi misst der bildenden Kunst keine große Bedeutung bei. Ein Gemälde, im Roman als *Insel der Seligen* genannt, hat jedoch eine besondere bedeutungstragende Funktion. Der Titel ist eine Anspielung auf das Gemälde von Arnold Böcklin, *Gefilde der Seligen* (1878). Wegen des Themas der sexuellen Verlockung und der Darstellung von nackten Nymphen sorgte das Gemälde damals in Berlin für einen großen Skandal, und deswegen verbot Kaiser Wilhelm der

⁴⁴⁸ Pütz 176.

Nationalgalerie, weitere Böcklin Gemälde anzukaufen.⁴⁴⁹ Effi sieht dieses Bild beim Besuch der Berliner Nationalgalerie nach ihrer Verlobung, begleitet von ihrem Vetter Dagobert. Dagobert weist als erster auf die enge Verbindung zwischen Effis bevorstehende Trauung und Thema der Böcklinschen Darstellung, wenn er sagt: „Fräulein Cousine stehe zwar auf dem Punkte sich zu verheiraten, es sei aber doch vielleicht gut, die ‚Insel der Seligen‘ schon vorher kennengelernt zu haben.“ (*Effi* 23) Einen zweiten Hinweis erhält der Leser vom Vater Briest, der den beiden Damen erzählt, dass auch in Hohen Cremmen etwas Ähnliches geschehen sei, nämlich zwischen dem Inspektor Pink und der Gärtnersfrau. Dies habe sich während ihrer Abwesenheit von zu Hause geeignet. Deshalb habe er Pink entlassen müssen (*Effi* 25). Aus den verschleierte Andeutungen geht also hervor, dass es hier im Grunde genommen um Effis sexuelle Aufklärung handelt. Damals galt Fontanes Anspielung auf das Gemälde als eine erotische Kühnheit.⁴⁵⁰

Die Reihe der versteckten Symbole und Motive könnte man noch fortsetzen, aber die intertextuelle Komplexität des Werkes dürfte inzwischen klar geworden sein. Aufmerksame Leser wussten die Bild- und Symbolmotivik zur Erhellung der Romanintention bestimmt zu schätzen. Ein Aspekt sei noch hervorgehoben, den auch die meisten zeitgenössischen Kritiker in ihren Rezensionen betonten und der beim gebildeten Leserpublikum Gefallen gefunden hat: Fontanes Plauderton und Dialogkunst.⁴⁵¹ Man lobte vor allem die elegante Causerie,⁴⁵² die meisterhafte Diskussion über das Duell zwischen Instetten und Wüllersdorf,⁴⁵³ und der natürliche

⁴⁴⁹ Peter-Klaus Schuster, Theodor Fontane: Effi Briest: Ein Leben nach christlichen Bildern (Tübingen, Niemeyer, 1978) 143.

⁴⁵⁰ Christian Grawe, *Theodor Fontane: Effi Briest. Grundlagen und Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur*. (Frankfurt/M: Diesterweg, 1985) 62.

⁴⁵¹ Vgl. Friedrich Spielhagen, „Die Wahlverwandschaften und Effi Briest,“ *Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik* (Leipzig: Staackman, 1898) 98-119 zitiert nach Walter Schafarschik, *Theodor Fontane: Effi Briest. Erläuterungen und Dokumente* (Stuttgart: Reclam, 2002) 128.

⁴⁵² Otto Pniower, „Rezension zu Fontanes Effi Briest,“ *Deutsche Literaturzeitung* (8) 22. Februar 1896, Sp.245-247, zitiert nach Schafarschik 123.

⁴⁵³ Eberhard von Bodenhausen, „Brief an Karl Mutzenbecher vom 4. März 1896,“ zitiert nach Schafarschik 130.

Sprachgebrauch der Figuren. Kritiker bewunderten die sach-, personen- und situationsgerechte Nachbildung der natürlichen Rede, die dem wirklichen Leben entsprach.⁴⁵⁴

In seinen späteren Romanen setzte Fontane den Schwerpunkt immer mehr auf die dialogischen Partien, die in *Die Poggenpuhls* und *Der Stechlin* sogar zum Hauptgestaltungsprinzip gedieh. Im Fall des *Stechlins* äußerte sich Fontane selbst über die Rolle der Dialoge folgendermaßen:

Die Mache! Zum Schluß stirbt ein Alter und zwei Junge heiraten sich; das ist so ziemlich alles, was auf 500 Seiten geschieht. Von Verwicklungen und Lösungen, von Herzenskonflikten oder Konflikten überhaupt, von Spannungen und Überraschungen findet sich gar nichts. [...] Alles Plauderei, Dialog, in dem sich die Charaktere geben, und mit ihnen die Geschichte.⁴⁵⁵

Zwar besitzen die Dialoge in *Effi Briest* nicht im gleichen Maße die handlungstragende Bedeutung wie in den anderen zwei Romanen, aber der hohe Gesprächsanteil ist hier dennoch charakteristisch. Eine detaillierte Analyse des Gesprächsanteils, der Redekonstellationen sowie der kompositorischen Aspekte des Dialogstils bietet Elsbeth Hamanns mit ihrer Monografie *Theodor Fontanes „Effi Briest“ aus erzähltheoretischer Sicht* (1984). Sie weist darauf hin, dass die Funktion des Erzählberichts lediglich darin bestehe, ein Handlungsgerüst und eine Chronologie aufzustellen, jedoch entwickeln sich die wichtigen Ereignisse in den Gesprächen selbst.⁴⁵⁶ Demgemäß haben sogar die Kapitel, die einen besonders bedeutsamen Inhalt tragen, einen hohen Prozentsatz von Gesprächseinlagen. Beispielsweise besteht das erste Kapitel (das die Verlobung schildert) aus geradezu sechzigprozentigen Dialoganteil, während Kapitel 10 (die Geistergeschichte) es auf 80% bringt, das 17. Kapitel (Dialog zwischen Effi und Crampas) auf 70%, das 35. Kapitel (das letzte Instetten-Wüllersdorf Gespräch) auf zweiundsechzigprozentigen

⁴⁵⁴ Spielhagen 128.

⁴⁵⁵ Theodor Fontane, „Brief an Adolf Hoffmann vom Mai/Juni 1897,“ *Dichter über sein Werk II* 474-475.

⁴⁵⁶ Elsbeth Hamann, *Theodor Fontane ‚Effi Briest‘ aus erzähltheoretischer Sicht* (Bonn: Bouvier, 1984) 338.

Dialoganteil. Ferner erkennt Hamann mehrere Dialogtypen im Roman, so zum Beispiel diejenigen welche die Handlung vorbereiten (Expositionsgespräch), die Handlung reflektieren (Reflexionsgespräch), auf zukünftige Ereignisse hinweisen (Vorausdeutungsgespräch), die Handlung vorantreiben (Begleitgespräch) oder allgemeine Tagesgespräche. Egal welcher Typ, alle erlauben Rückschlüsse auf die Figuren.⁴⁵⁷ Insgesamt sind die Gespräche figurenzentriert und haben eine gemeinsame Funktion, nämlich das Umfeld und die Situation, in der sich Effi befindet, zu deuten. Auf die Leserschaft wirkte diese Darstellungsweise neuartig. Einerseits wurde sie durch die Dialoge mehr in das Geschehen verwickelt, andererseits wurde sie durch die polyperspektivische Gestaltung zu eigenen Entscheidungen ständig aufgefordert. Sie hatten die Freiheit zu bestimmen, welche Argumente überzeugend oder weniger überzeugend wirken.

Neben der Dialogizität ist es auch die Sprechweise der Figuren, die von den zeitgenössischen Kritikern besonders gewürdigt worden ist. Fontane verwendete in seinem Roman hauptsächlich die gepflegte, korrekte Gesellschaftssprache seines Zeitalters und vermied mit wenigen Ausnahmen (etwa die Kruse) Umgangssprache und Dialekt. Dennoch weisen die Charaktere individualtypische Unterschiede in ihrem Sprachgebrauch auf. Insetten spricht für seine Klasse charakteristisch in langen, sorgfältig gebildeten Sätzen gespickt mit Fremdwörtern. Effi pflegt dagegen eine lässige Umgangssprache, gekennzeichnet von lockerem Satzbau und einfacher Wortwahl. Crampas bedient sich einer eher literarischen Sprache, indem er Sprichwörter, Redensarten und philosophische Lebensweisheiten in seinen Erklärungen einfädelt. Interessant ist, dass sogar Roswitha die Hochsprache benutzt, auch wenn in einer vereinfachten Form.

⁴⁵⁷ Hamann 337-387.

Bezüglich der Sprachvariationen sind Humor und Ironie zwei weitere Aspekte, deren Funktion in Verhüllung bzw. Enthüllung von Widersprüchen besteht. Vor allem für den alten Briest ist Humor charakteristisch. Er stellt sich als der verständnisvolle, mitfühlende und heitere Skeptiker in der Familie Briest, der ständig in humorvoller Zweideutigkeit redet. Vor allem in Äußerungen über die gesellschaftlichen Konventionen seiner Klasse verwendet er gern ambivalente Formulierungen. Damit drückt er seine eigene Unverbindlichkeit gegenüber den alttradierten Normen aus. Dies wird beispielsweise evident, wenn er mit Instetten nach dessen Verlobung mit Effi über Geschäftliches spricht und die hochstrebenden Ambitionen des Beamtentums kritisiert:

„So nach meinem eigenen Willen schalten und walten können ist mir immer das liebste gewesen, jedenfalls – Pardon, Instetten – als so die Blicke beständig nach oben richten zu müssen. Man hat dann bloß immer Sinn und Merk für hohe und höchste Vorgesetzte. Das ist nichts für mich.“ [...] Er sprach noch mehr dergleichen, allerhand Antibeamtliches, und entschuldigte sich von Zeit zu Zeit mit einem kurzen, verschiedentlich wiederkehrenden ‚Pardon, Instetten.‘ (Effi 21)

In anderen Romanepisoden findet man diese subtile Kritik an der preußischen Gesellschaft durch Humor und Ironie ebenfalls. Die Kritik betrifft vor allem ihre Standesdünkel, religiöse Orthodoxie, Arroganz, Prüderie und Borniertheit. Besonders augenfällig ist in dieser Hinsicht der Besuch am dritten Weihnachtstag beim Oberförster Ring. Dort sammelt sich die Führungselite der kleinen Kessiner Gesellschaft zu einer Feier mit einem großen Festmahl. Ein hervorragendes Beispiel für Adelskritik ist das Gespräch zwischen Sidonie von Grasenabb und Pastor Lindequist über die Pflicht der Eltern und Erzieher bezüglich der fehlenden Zucht der der jungen koketten Töchter des Oberförsters. Zur Reform des Benehmens empfiehlt Sidonie von Grasenabb: ‚Eingreifen Pastor, Zucht. Das Fleisch ist schwach, gewiß; aber ...‘ In diesem Augenblicke kam ein englisches Roastbeef, von dem Sidonie ziemlich ausgiebig nahm, ohne

Lindequists Lächeln dabei zu bemerken" (*Effi* 156). Das Gespräch wird also mit einem Sprachspiel des Erzählers aufgelockert, wobei Frau von Grasenabb in eine komische Figur umgewandelt wird, deren Aussagen keine Bedeutung beizumessen sind. Mit ihr erscheint auch der ganze Landadel in einem unsympathischen Licht.

Die moderne Form der Darstellung bedeutete für das Gros des zeitgenössischen Publikums natürlich eine Herausforderung, deren sich Fontane bewusst war, wenn er betonte: „Das Lesepublikum hat andre Ideale.“⁴⁵⁸ Trotzdem widmete er sich in seinen letzten Jahren dieser Form mit Vorliebe. Fontane experimentierte weiter mit dem Dialog, und verwendete die Ironie und den Humor zur „Verklärung des Wirklichen“ und zur subtilen Formulierung seiner Gesellschaftskritik in zunehmendem Maße. Im Folgenden werden diese Darstellungsweisen am Beispiel seines anderen Spätromans *Die Poggenpuhls* geschildert.

6.5 Publikumsfremde Darstellungsweisen in *Die Poggenpuhls*

Bereits zur Entstehungszeit von *Effi Briest* beschäftigte sich Fontane mit einem anderen Roman, *Die Poggenpuhls*, die als eine Art Experimentierwerk des alten Dichters interpretiert werden kann.⁴⁵⁹ In der Literaturforschung wird dieser Roman als Konfliktdichtung ein „natürliches Pendant zu *Frau Jenny Treibel*“⁴⁶⁰ und wegen der ähnlichen dialogischen Darstellungsform als „Vorstufe von *Der Stechlin*“⁴⁶¹ bezeichnet. Aus lesergeschichtlicher Sicht betrachte ich dieses Werk jedoch als ein Pendant zu *Effi Briest*. Die beiden Romane sind ungefähr zur gleichen Zeit entstanden. Nach seiner langen Krankheit beendete Fontane zuerst *Effi Briest* (1894-95) und dann *Die Poggenpuhls* (1895-96). Jener war für die *Die Gartenlaube*

⁴⁵⁸ Theodor Fontane, „Brief an Georg Friedländer vom 16. Dezember 1897,“ *Dichter über sein Werk II* 468.

⁴⁵⁹ Eda Sagarra, „Die Poggenpuhls,“ *Fontane Handbuch* 651.

⁴⁶⁰ Vgl. Hugo Aust, *Theodor Fontane* (Tübingen, Basel: Francke 1998) 173.

⁴⁶¹ Vgl. Theodor Fontane, *Die Poggenpuhls. Roman*, ed., Gabriele Radecke (Berlin: Aufbau 2006) 169.

intendiert, während Fontane diesen in der christlich-konservativen Variante, *Daheim*, wollte erscheinen lassen. Warum es im Fall von *Effi Briest* zu keinem Vertrag zwischen Fontane und der *Gartenlaube* gekommen ist, ist unklar. *Die Poggenpuhls* wurden wegen der scheinbaren Verspottung des Adels von *Daheim* abgelehnt. Veröffentlicht wurden dann beide Werke in überregionalen Periodika: *Effi Briest* in Leipzig und *Die Poggenpuhls* in dem Stuttgarter Familienblatt *Vom Fels zum Meer*. Als Buchausgabe erschienen sie in dem Verlag von Fontanes Sohn.

Was die Leserbeziehungen in den Werken betrifft, wurde es im Fall von *Effi Briest* ausführlich gezeigt, wie publikumsnah dieser Roman gestaltet ist. Doch war Fontane stets bemüht, bei Literaturkennern eine hohe ästhetische Wirkung zu erzielen. Im Fall von den *Poggenpuhls* betonte ein zeitgenössischer Literaturkritiker dagegen bereits, wie sehr sich der Autor in allen Beschreibungen zurückhalte, und die Denkarbeit den Lesern überlasse. Außerdem sei das Buch „keine Problemdichtung, wie *Effi Briest*, vielmehr eine ganz inhaltsarme Familiengeschichte, bei der noch mehr, als bei den anderen Büchern Fontane's, das Wie, nicht das Was entscheidend für den Werth ist.“⁴⁶²

Mit den *Poggenpuhls* bot Fontane den Lesern seinen handlungsärmsten Roman. Das Werk erzählt die Geschichte einer verarmten preußischen Militäradelsfamilie im Dreikaiserjahr 1888. Seit dem Tod des Majors in der Schlacht bei Gravelotte (1870), wohnt die Majorin Albertine Pogge von Poggenpuhl (geb. Pütter) mit ihren drei Töchtern, Therese, Sofie und Manon und dem treuen Dienstmädchen Friederike in dürftigen Verhältnissen in einer Wohngegend für Kleinbürger und Facharbeiter in Berlin. Ihre beiden Söhne leisteten Militärdienst, und zwar in demselben Regiment, in dem auch schon der Vater diente. Leo, der jüngere Sohn,

⁴⁶² [Sigmund Schott], „Die Poggenpuhls. Roman von Theodor Fontane,“ *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 12. Februar 1897, zitiert nach Radecke 164.

ein liebeswürdiger aber leichtlebiger Junge in ständigen Geldnöten wird von dem älteren, pflichtgewussten und ambitionierten Sohn Wendelin zum Geburtstagsfest der Mutter nach Hause geschickt. Auch der Schwager der Majorin, der alte General Onkel Eberhard von Poggenpuhl, der die Familie finanziell unterstützt, erscheint zu diesem Anlass. Nach der Feier zu Hause verbringen die Kinder mit dem Onkel auf dessen Kosten einen unterhaltsamen Theaterabend mit Souper. Am nächsten Tag nimmt der Onkel Sofie nach Adamsdorf in Schlesien mit, wo sie eine Weile als Gesellschafterin seiner Frau tätig sein soll. Darüber hinaus wird sie vom Onkel auch mit der Ausmalung der protestantischen Dorfkirche beauftragt. Ein paar Monate später stirbt der alte General, und seine Witwe schenkt den Poggenpuhlschen Frauen eine Leibrente und den beiden Söhnen eine einmalige Zuwendung. Sofie soll weiterhin bei ihr leben. Somit verbessern sich die Lebensumstände der Familie, was jedoch keine grundsätzliche Veränderung in ihr Leben bewirkt.

Ein Experiment war dieser Roman aus mehreren Gründen. Einerseits wählte Fontane die Romanform, obwohl er selber zugab: „Das Buch ist kein Roman und hat keinen Inhalt.“⁴⁶³ Diese Bezeichnung haben viele Literaturkritiker bemängelt. Charakterisiert werden kann das Buch eher als eine Charakter-, Zeit- oder Milieustudie, in der über aktuelle Zeitthemen wie gegenwärtige und künftige Aussichten für Adel und Militär, die Lage der Bourgeoisie, Kunstfragen u.d.g.m. geplaudert wird. In diesen Gesprächen entsteht langsam ein Bild vom Alltag der Familie Poggenpuhl und die Charaktere entfalten sich. Die Dialogform, die in *Effi Briest* in vielen Kapiteln dominierte, kommt hier zur Hauptkommunikationsform. Der Erzähler erscheint nur anfangs, um die Geschichte der Familie kurz zusammenzufassen und die Charaktere vorzustellen. Ab dem zweiten Kapitel erfährt der Leser fast alles aus den Dialogen und Briefen

⁴⁶³ Theodor Fontane, „Brief an Sigmund Schott vom 14. Februar 1897,“ *Der Dichter über sein Werk* II 469.

der Erzählfiguren, die nach der Kalkulation von Eberhard Lämmert (1955) etwa 78 % des Romans ausmachen.⁴⁶⁴ Der Erzählbericht kehrt nur selten und kurz zurück. Von den Ereignissen des Geburtstags der Mutter und des Tod des Onkels erfährt man jeweils bloß durch die Planung der Feier und die nachträgliche Berichterstattung der Figuren. Die Geschehnisse an sich sind nebensächlich und werden nicht direkt erzählt. Sie haben nur die Aufgabe, einen Anlass für die Gespräche zu sichern, in denen sich die Figuren ihre Gefühle, Ansichten, Taten zum Ausdruck bringen. Im Gegensatz zu *Effi Briest*, in dem die Dialoge auf die Entfaltung von Effis Charakter, Seelenzustand und ihre Situation gerichtet sind, haben sie in den *Poggenpuhls* eine andere Funktion. In den Gesprächen dieses Romans entstehen verschiedene Perspektiven, die ständig miteinander konfrontiert werden, und zum Zeitbild des Romans beitragen.⁴⁶⁵

Ein Roman wie dieser, in dem nichts geschieht und nur über anscheinend belanglose Themen geplaudert wird, kein aufregendes Abenteuer, kein spukendes Gespenst und nicht einmal eine rührende Liebesgeschichte erzählt wird, konnte unter den Durchschnittslesern kaum Anklang finden. Für die gebildeten Leser konnte das Werk dagegen viel anbieten, was jedoch nur langsam erkannt wurde. Vieles wurde an dem Buch bemängelt, in erster Linie die Wahl der Gattungsform, aber auch die Briefeinlagen, Fontanes Gleichgültigkeit der chronologischen Handlungsführung gegenüber oder die Banalität der Alltagsdarstellung. Gelobt wurde dagegen seine Modernität, die nach Paul Schlenther z.B. in der impressionistischen Darstellungskunst, nur Eindrücke zu vermitteln, zum Ausdruck kommt.⁴⁶⁶ Die anderen zeitgenössischen Kritiker

⁴⁶⁴ Vgl. Eberhard Lämmert, *Bauformen des Erzählens* (Stuttgart: Metzler, 1955) 226.

⁴⁶⁵ Lämmert 227-233.

⁴⁶⁶ P[aul] S[chlenther], „Die Poggenpuhls. Roman von Theodor Fontane,“ *Königlich privilegierte berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen* (,Vossische Zeitung“) 8. Nov.1896.

würdigten außerdem die sprachliche Gestaltung, Fontanes Humor und leise Ironie, die Charakterzeichnung, sowie die neuartige Thematisierung der Adelsproblematik.⁴⁶⁷

Die Aufnahme von *Die Poggenpuhls* beim Publikum war mäßig. Große Hoffnungen setzte Fontane an dem Buch auch nicht. Das große Publikum hatte er wahrscheinlich sowieso nicht in Sicht und nach der Zurückweisung des Manuskripts von *Daheim* sah er auch seine Befürchtungen gegenüber der Beschränktheit seines adeligen Publikums bestätigt.

Im Sommer (95) schickte ich die mittlerweile beendeten ‚Poggenpuhls‘ an Pantenius, – sie wurden abgelehnt, weil der Adel in dem Ganzen eine kleine Verspottung erblicken könne – Totaler Unsinn. Es ist eine Verherrlichung des Adels, der aber, so viel kann ich zugeben, klein und dumm genug empfindet, um das Schmeichelhafte darin herauszufühlen. Gott besser’s. Aber er wird sich die Mühe kaum geben. Unter Umständen ‚kämpfen Götter selbst vergebens.‘⁴⁶⁸

Tatsächlich durchzieht eine leise Ironie den ganzen Roman, die eigentlich nichts und niemanden schont, und, womit Fontane alles hinterfragt. Bereits der Name der Familie, Poggenpuhl, der etwa als „Froschtümpel“ übersetzbar ist,⁴⁶⁹ lässt die Ironie des Autors erscheinen, denn man spürt sofort den Kontrast zwischen dem adeligen Standesbewusstsein und der Existenz eines „Poggenpuhls.“ Verschärft wird diese Ironie durch den Witz des Portiers Nebelung, wenn er die vielen Poggenpuhls in der Todesanzeige von Onkel Eberhard aufgelistet sehend bemerkt: „Na, so was von Poggen; ich hör’ es ordentlich quaken.“⁴⁷⁰

Ruhm und Ehre der Poggenpuhlschen Familie gründen auf dem ehrenvollen Tod des Vaters, Major Alfred Pogge von Poggenpuhl, und seiner Ahnen im Dienste der preußischen Armee. Der Vater fiel bei Gravelotte an der Spitze seines Batallions. Nichts anderes hinterließ er

⁴⁶⁷ Vgl. die Wirkungsgeschichte der *Poggenpuhls* von Gabriele Radecke in Theodor Fontane, *Die Poggenpuhls* 157-169.

⁴⁶⁸ Theodor Fontane, „Tagebuch vom 1895,“ *Dichter über sein Werk II* 464.

⁴⁶⁹ Radecke 127.

⁴⁷⁰ Fontane, *Die Poggenpuhls* 115. Hernach wird der Roman im laufenden Text in Klammern mit Sigle ‚Pog‘ und Seitenangaben zitiert.

als „einen guten alten Namen und drei blanke Krönungsthaler“ (Pog 6), aus denen 16 Jahren später drei Broschen zur Konfirmation der jüngsten Tochter angefertigt und durch Generalsuperintendent Schwarz in Anwesenheit einiger alten Kameraden und Freunde an die drei Töchter überreicht worden ist. Das Familienfest wurde damit fast zu einer kirchlichen Zeremonie erhoben, „die sogar den etwas groben und gegen das ‚Adelspackage‘ stark eingenommenen Nebelung“ (Pog 7) beeindruckt hat.

Die Familie wohnt in der Großgörschenstraße, genannt nach dem Großgörschener Schlacht von 1813 gegen Napoleon. In dieser Schlacht hat sich der Rittmeister von Poggenpuhl vom Sohrschen Husarenregiment ausgezeichnet, indem er ein Carré gesprengt hat und gefallen ist. Sein Ölbildnis hängt in der „guten Stube“, in dem etwas ärmlich eingerichteten aber sauberen und ordentlich gehaltenen Zimmer, das als Empfangssalon der Familie diente. Außerdem hängt noch ein Ölbild von Balthasar von Poggenpuhl im Siebenjährigen Krieg in Hochkirch in der Wohnstube. In den Augen der Familie schilderte dieses Gemälde den historisch bedeutendsten Moment aus dem Leben der Familie:

Es war der Überfall von Hochkirch, die Österreicher bestens »ajustiert«, die armen Preußen in einem pitoyablen Bekleidungsstande. Ganz in Front aber stand ein älterer Offizier in Unterkleid und Weste, von Stiefeln keine Rede, dafür ein Gewehr in der Hand. Dieser Alte war Major Balthasar von Poggenpuhl, der den Kirchhof eine halbe Stunde hielt, bis er mit unter den Toten lag. (Pog 14)

Die Ironie des Autors galt damit einerseits dem „bedeutendsten Moment,“ in dem der Major in seinem dürftigen Bekleidung in einer heroischen Schlacht heldenhaft starb. Die Familie geht jedoch mit dem Sohrschen und seinem Bild mit großer Ehre um. Nur Friederike, die zwar den Familienkult auch mitmacht, steht mit ihm auf einer Art Kriegsfuß:

Es hatte dies einfach darin seinen Grund, daß ihr oblag, mit ihrem alten, wie Spinnweb aussehenden Staublappen doch mindestens jeden dritten Tag einmal

über den überall Berg und Tal zeigenden Barockrahmen hinzufahren, bei welcher Gelegenheit dann das Bild, wenn auch nicht geradezu regelmäßig, so doch sehr, sehr oft von der Wand herabglitt und über die Lehne weg auf das Sofa fiel. Es wurde dann jedesmal beiseite gestellt und nach dem Frühstück wieder eingegipst, was alles indessen nicht recht half und auch nicht helfen konnte. Denn die ganze Wandstelle war schon zu schadhaf, und über ein kleines, so brach der eingegipste Nagel wieder aus, und das Bild glitt herab. (Pog 15)

Dieser Kampf Friederikes mit dem wackeligen, und ständig herunterfallenden Hochkirchner lässt den ganzen Kult in einem ironischen Licht erscheinen. Überdies hat er auch einen symbolischen Gehalt. Ähnlich wie das Gemälde braucht die Familie eine neue Basis und neue Wege der Verankerung in der Gesellschaft.⁴⁷¹

Zugespißt wird diese Reihe ironischer Anspielungen auf die Ahnen zum Schluss dadurch, dass Fontane die Poggenpuhlsche Helden in Schlachten fallen ließ, in denen die preußische Armee eine verlustreiche Niederlage erlitt. Das ständische Selbstverständnis der Familie basierte damit auf einer militärischen Leistung, die eigentlich nie besonders hoch war. Indem dieses Selbstbewusstsein darüber hinaus durch kein ökonomisches Kapital unterstützt wurde, erschienen sie in den Augen des niederen Volks, wie Nebelung, auch nur als eine „pauvre Volk da oben“ oder als „Adelspackage,“ die zwar mit wohlwollender Ehre behandelt werden sollen, doch immer wieder gegen ihren Stolz gesträubt wird.

Ruhm und Name, und die darauf gründende Herrschaftsvorstellung des Adels und des Militärs werden auch von dem jüngeren Sohn Leo ständig ironisch demontiert. In einem Gespräch mit Manon wird dem adeligen Stolz der Poggenpuhls durch die ungewöhnlichen Parallelen von divergierenden Lebensbereichen wie Krieg und Militär sowie Konsum und Werbung den Boden völlig entzogen:

⁴⁷¹ Harald Tanzer, *Theodor Fontanes Berliner Doppelroman: ‚Die Poggenpuhls und Mathilde Möhring‘: ein Erzählkunstwerk zwischen tradition und Moderne* (Padebron: Igel Verlag, 1997) 144.

Aber wer hat heute keinen Namen? Und was macht nicht einen Namen! Pears Soap, Blookers Cacao, Malzextrakt von Johann Hoff. Rittertum und Heldenschaft stehen daneben weit zurück. Nimm da beispielsweise den Marschall Niel! Er hat, glaub ich, Sebastopol erobert und war, wenn ich nicht irre, verzeih den Kalauer, ein Genie im ›Genie‹; jedenfalls eine militärische Berühmtheit. Und doch, wenn nicht die Rose nach ihm hieße, wüsste kein Mensch mehr, daß er gelebt hat. [...] Ich sage dir, Manon, ich habe mein Poggenpuhlhochgefühl geradesogut wie du und fast so gut wie Therese; wenn ich dieses Hochgefühls aber froh werden soll, so brauche ich zu meinem Poggenpuhlnamen, der, trotz aller Berühmtheit, doch leider nur eine einstellige Zahl ist, noch wenigstens vier Nullen. Eigentlich wohl fünf. (Pog 64)

Leos Ansicht nach erinnere sich keiner mehr an militärische, gar künstlerische Leistungen. Bekannt seien nur noch Namen der verschiedenen Konsumartikel, wie also Pears Soap, Blookers Cacao oder die weiße Rosenart, die nach dem französischen Marschall Adolphe Niel benannt wurde. Weit verbreitet sei ebenso der Pfefferkuchen Hildebrandt. Dass jedoch drei berühmte Künstler namens Hildebrandt im 19. Jahrhundert vorkommen, wüsste kaum jemand. Verharmlost wird von Leo überdies das ständische Ehrgefühl, wenn es, wie in seinem Fall, nicht durch eine finanzielle Basis unterstützt ist. Leo sucht demzufolge neue Wege der gesellschaftlichen Behauptung, unter anderem durch die Idee einer Heirat mit einer reichen Jüdin, auch wenn er dabei seine gesellschaftliche militärische Karriere gefährden würde.

Ein weiteres Beispiel für Leos ungewöhnliche Vergleiche bietet ein Gespräch mit Therese: Leo berichtet über seine Besuche bei polnischen Edelleuten, worauf Therese über die „moralischen Eroberung“ der Deutschen bei den Polen fragt: „Gewinnt ihr Terrain? - Terrain? Ich bitte dich Therese, wir sind froh, wenn wir im Skat gewinnen.“ (Pog 41). Leos ganze Einstellung zum Ruhm und zur Ehre, seine inadäquate Vergleiche von Militär mit Werbung oder Glücksspiel lässt alles Heldenhafte in einem zweifelhaften Licht erscheinen.⁴⁷²

⁴⁷² Sagarra 653.

Eine Verherrlichung des Adels, wie Fontane bemerkt, war also der Roman nicht, und daran hätten adelige Leser tatsächlich Anstoß nehmen können. Trotz der Ironie hat der aufmerksame Leser doch die ehrenvolle Schilderung des Kampfes dieser Schicht ums Überleben, um die Erhaltung ihrer traditionellen Vormachtstellung und alter Privilegien einerseits und um die Anpassung an die neuen modernen Verhältnisse andererseits erkennen können. Zur Verdeutlichung dieses Nebeneinanders von Tradition und Moderne und zur Betonung des Anachronismus dieses Standes bediente sich Fontane verschiedene Darstellungsmittel, die den gebildeten Lesern weitere Deutungsmöglichkeiten anbieten und dem Buch seinen Humor und besonderen Geschmack verleihen: Neben der Ironie sind es die Schilderung zeitgenössischer Zustände, die oft ungewöhnlichen Parallelen z.B. zwischen Militär und Werbung, der persönliche Sprachgebrauch der Figuren und die Intertextualität der Anspielungen.

Die Gleichzeitigkeit vom Alten und Neuen war in der preußischen Gründerzeit, insbesondere in Berlin, nicht atypisch. Gleichzeitig gab es zu dieser Zeit z.B. noch den Reichstaler und die Mark, Eisenbahn und Pferdebahn, Omnibus und Kutsche, Ölgemälde und Panorama, Daguerreotypie und Fotografie, Litfaßsäule und Werbeplakate, Brief und Telegramm. Diese Instanzen der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen kommen im Roman häufig vor.⁴⁷³

Beispiele für die Beschreibung dieser zwei Welten findet man bereits auf den ersten Seiten des Romans, so z.B. in der Beschreibung der Lage von der Poggenpuhlschen Wohnung in der Großgörschner Straße: die Vorderfenster gingen auf den Matthäikirchhof, in dem prominente Leute in reich ausgestatteten Grabanlagen zur Ruhe gelegt wurden, während die Hinterfenster auf Schulzes Bonbonfabrik gingen. Gleich gut passt jede der beiden Aussichten der Majorin, denn sie stammte aus einer Predigerfamilie und deshalb, wie es im Roman steht, gern vom

⁴⁷³ Vgl. die Stoffgeschichte des Romans von Gabriele Radecke in Theodor Fontane, *Die Poggenpuhls* 140.

Sterben spricht. Zum anderen leidet sie ständig an Husten, so dass sie Gerstenbonbons und Hustenkaramellen stets lutscht. Die Doppelaussicht von der Wohnung hat zudem eine symbolische Bedeutung. Sie bezeichnet die Perspektive der Familie und somit des Adels zwischen Tod und Leben, also zwischen Untergang sowie Anpassung und Neuorientierung.

Diese Gegenüberstellung von Tradition und Moderne wird weiterhin durch die Sprache der Figuren erhellt. Die Verwendung der militärischen Sprache im Alltäglichen trägt zum Humor des Romans bei und drückt gleichzeitig die Distanz des Autors zum Militärischen aus, das das gründerzeitliche Berlin prägte.⁴⁷⁴ Beispielweise im Zusammenhang mit Nebelung, der den beeindruckenden Effekt der Todesanzeige des Onkels „weschwadronieren“ (Pog 115) will, und dann die Ankunft der Damen auf dem Trottoir patrouillierend erwartet (Pog 116). Die Schwestern warten auch auf Leo „en échelon“ (frz. Militärsprache, staffelweise) (Pog 21) auf der Treppe. Auch der junge Aristokrat, Manfred von Klessentin, der den Soldatenberuf aufgegeben hat und nun als Statist im Theater seinen Lebensunterhalt verdient, beharrt auf traditionelle Verhaltensmuster und benutzt in seinem Dialog mit dem Onkel ständig militärische Termini wie „Zu Befehl, Herr General“ (Pog 51), „Aktionsfeld“ (Pog 51) für die Bühne, „nom de guerre“ (52) im Sinne von Künstlernamen und er stempelt seine Rollen als „Kanonenfutter“ (Pog 56) ab.⁴⁷⁵ Durch diese Verknüpfung des Militärs mit Schauspiel wird nach Michael Scheffel auf die scheinbare Existenz und Bedeutungsverlust des Schwertadels hingewiesen. Dies wird auch in seiner Rolle in dem *Quitow* Drama ausgedrückt: Als Dietrich Schwalbe tötet er Konrad Quitow und gibt damit symbolisch seinem eigenen Stand den Todesstoß.⁴⁷⁶

⁴⁷⁴ Radecke 142.

⁴⁷⁵ Claudia Nitschke, „Selbstverspottung ist keine Lüge“. Die Familie als Mediator von Identität in Fontanes *Die Poggenpuhls*,” *Familie und Identität in der deutschen Literatur*, eds. Thomas Martinec and Claudia Nitschke (Frankfurt/M: Peter Lang, 2009) 237.

⁴⁷⁶ Michael Scheffel, *Formen selbstreflexiven Erzählens: Eine Typologie und sechs exemplarische Analysen* (Tübingen: Niemeyer, 1997) 169.

Als Gegenüberstellung zur Militär und Tradition findet man auch etliche sprachliche Beispiele für die moderne, großstädtische Welt, wie etwa die Verwendung von Modewörtern wie „kolossal“ (Pog 21) und „shopping“ (Pog 88) durch die jüngere Generation, oder Neologismen wie „Berliner Luft“ (Pog 24), „Lichtfaßsäule“ (Pog 41), „Zonentarif“ (Pog 70) und „Ringbahn“ (Pog 94). Diese geben ein Stück Realität vom Berliner Großstadtleben wieder und pointieren den Anachronismus des ständischen Selbstbewusstseins in einer sich schnell verändernden gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Zur Akzentuierung dieser Diskrepanz zieht Fontane die Intertextualität als weiteres Stilmittel her. Allerdings nicht nur durch zahlreiche Verweise auf die Bibel und literarische Werke sondern auch auf einen modernen Texttyp, wie Werbeslogans und Werbegedichte. Diese Textarten werden vor allem im Zusammenhang mit Leo erwähnt. Alles im Leben dieses Sorgenkindes der Familie, dem die Entlassung aus dem Militär wegen seiner Neigung zum Duell und seiner finanziellen Misere schon droht, kreist um die Konsolidierung seiner finanziellen Basis: Geld, Glückspiel, der Wunsch nach einer reichen Erbin oder vorteilhaften Heirat. Leichtlebigkeit und Oberflächlichkeit charakterisieren seine Lebensführung, wozu auch Konsum und Reklame gehören: „Ich möchte 'mal wieder eine Lichtfaßsäule studieren. 'Wer dreihundert Mark sparen will' oder die 'goldene Hundertzehn' oder ‚die Mittel gegen Bandwurm‘. Ich lese so was ungeheuer gern“ (41). Die *Goldene Hundertzehn* war ein Konkurrenzgeschäft in den 80er Jahren in Berlin, das stark reduzierte Kleidung anbot und sich mit in Versen geschriebenen Angebote auf Lichtfasssäulen und in Zeitungen warb. In 1880 wurden von der Firma darüber hinaus „urkomische Lieder-Humoresken“ unter dem Titel *Lieder-Album der Goldnen Hundertzehn*, 110. Leipziger Str. veröffentlicht.⁴⁷⁷

⁴⁷⁷ Radecke 21.

Im Gegensatz zu Leo und seiner „Lieblingslektüre“ finden literarische und biblische Verweise insbesondere in Bezug auf Onkel Eberhard und Sofie Erwähnung. Im Rahmen des Theaterabends besucht die Familie auf den Vorschlag des Onkels Ernst von Wildenbruchs *Die Quitzows* (1888). Das Stück dramatisiert den märkischen Junkeraufstand unter der Führung der Gebrüder Quitzow gegen die Hohenzollernherrschaft, der mit dem Tod der Brüder und der Legitimierung von Hohenzollern Dynastie endet und deswegen als nationale Repräsentationsstück der Ära Wilhelms II. gefeiert wurde.⁴⁷⁸ Die Wahl dieses Dramas von dem Autor war natürlich nicht beliebig. Einerseits wollte Fontane mit dem Stück eine weitere Parallele mit dem Schicksal der Familie setzen. Der Tod der Quitzow Brüder und damit das Ende des freien selbstherrlichen Rittertums der Quitzow-Zeit im Stück nehmen den Niedergang dieser Schicht auch im Roman vorweg. Andererseits gibt es wieder dazu Anlass, die Frage des ständischen Selbstbewusstseins der Familie zu diskutieren. Der Onkel und Therese bestehen auf die Ehre des Namens: „Man ist doch seinen Namen was schuldig. Sieh, die Poggenpuhls waren in Pommern so ziemlich dasselbe, was die Quitzows in der Mark waren“ und lehnen Leos Vorschlag ab, sich die Parodie des Dramas anzuschauen“ (Pog 45).

Mit dem Theaterbesuch gibt Fontane seinen Figuren auch die Möglichkeit, sich über Theater und Kunst zu unterhalten. Im Zusammenhang mit den Rollen von Klessentin werden viele Dramen erwähnt, die damals in Berlin aufgeführt wurden. Andererseits kommen auch einige Elemente von Fontanes Realismustheorie und seiner Auffassung von Geschichtsschreibung zum Ausdruck. Zur Popularität des Wildenbruchschen Drama sollen unter anderem die volkstümlichen Szenen in Berliner Jargon beigetragen haben. Im Roman wird jedoch die Verwendung des Berliner Dialekts, der keine hundert Jahre alt ist, in einem

⁴⁷⁸ Vgl. Radecke 133, 226.

mittelalterlichen Stück von dem Onkel in Frage gestellt. Dies korrespondiert mit Fontanes Forderung nach sprachlicher Authentizität in literarischen Werken, die er sich selbst des Öfteren in seinen Romanen bediente.

Ein weiteres Thema, das der Onkel aufbringt, ist die Quelle der Geschichtsschreibung.⁴⁷⁹ Seiner Meinung nach erfährt man über die Feinheiten der Geschichte nicht aus Geschichtsbüchern, sondern aus Einwickelbogen und alten Zeitungsblättern, „da wo die Gerichtssitzungen oder die historischen Miscellen stehn“ (Pog 50). Diese Auffassung entspricht Fontanes Ansichten über die Geschichtsschreibung:

[...] ich glaube fast noch weniger dran, daß man aus Archiven das Material zur Geschichtsschreibung holen muß. [...] die wahre Kenntnis einer Epoche und ihrer Menschen, worauf es schließlich ankommt, entnimmt man aus ganz anderen Dingen. In 6 altenfritzischen Anekdoten steckt mehr vom Alten Fritz als in den Staatspapieren seiner Zeit.“⁴⁸⁰

Fontane selbst entnahm das Thema vieler seiner Werke ähnlichen Quellen, wie z.B im Falle von *Effi Briest*, einer tatsächlichen Skandalgeschichte. In den *Poggenpuhls* kommt diese Ansicht ebenfalls zur Geltung. In diesem Roman werden im Gegensatz zu den *Quizows* keine großen Taten dargestellt. Völlig ausgespart bleiben die historischen Momente des Dreikaiserjahres und nur durch das Porträt einer Familie wird dem Leser ein facettenreiches Zeitbild vermittelt.⁴⁸¹

Zwar nicht in der Form von Zitaten, sondern in bildlich dargestellten Szenen wird im Roman auch auf die Geschichten der Bibel hingewiesen. Sophie erhält von Onkel Eberhard die Aufgabe, die Adamsdorfer protestantische Kirche auszumahlen. Sofie wählt mehrere biblische Themen, unter anderem die Sündflut und den Untergang von Sodom und Gomorrha. Diese sollen

⁴⁷⁹ Radecke 233.

⁴⁸⁰ Theodor Fontane, „Brief an Hermann Weichmann vom 2. Juni 1881,“ Radecke 233.

⁴⁸¹ Scheffel 168.

in Sophies eigener Interpretation den Untergang der Sündenwelt und den Neuanfang einer besseren Welt bedeuten, was auf den ganzen Roman projiziert den gesellschaftlichen Bedeutungsverlust des Adels und den Beginn einer neuen Ära symbolisieren. Scheffels meint, sie widerspiegeln im Bildentwurf Sophies von der Sündflut auch Fontanes Realismustheorie über die detailgetreue Abbildung der Wirklichkeit.⁴⁸²

Die Reihe der literarischen und biblischen Verweise, die Beispiele für den Sprachgebrauch, die Parallelen zu historischen Ereignissen und die Ironie ist damit noch längst nicht erschöpft. Für die vorliegende Arbeit sollen aber die angeführten Beispiele bezeugen, wie minutiös Fontane diesen Roman auf jedes Detail hin achtend komponierte, um seinen aufmerksamen Lesern ein humorvolles, mit „tausend Finessen“ versehenes Werk zu bieten.

Abschließend soll noch kurz die Gegenüberstellung vom Alten und Neuen an der Darstellung einiger Figuren erläutert werden, um damit unsere Analyse des Werkes abzurunden. Onkel Eberhard verkörpert den Adel, den Fontane idealisierte und auch in seinen Figuren wie der alte Briest und Stechlin darstellte. Er ist ein Aristokrat ohne Standesdünkel, der seinem eigenen Stand nicht unkritisch gegenübersteht und dabei auch für das Neue aufgeschlossen ist. Dies beweist sich z.B. in seiner Offenheit und Jovialität dem jungen Manfred von Klessentin und dessen unstandesgemäßem Beruf gegenüber. Er ist sich auch darüber im Klaren, dass der Adel seine politische Vormachtstellung längst verloren hat: „Wir sind nicht mehr dran. Was jetzt so aussieht, ist bloß noch Aufflackern.“ Er ist darüber hinaus ein guter Mensch, ein „echter Edelmann,“ und so geht mit seinem Tod auch ein Adelstyp symbolisch unter, den es Fontane nach nur noch selten gab.⁴⁸³ Von den Töchtern vertritt die älteste Tochter Therese die alte

⁴⁸² Scheffel 163.

⁴⁸³ Vgl. den Brief Fontanes an Georg Friedländer vom 14.5.1894: „Die Adelsfrage! Wir sind in allem einig; es giebt entzückende Einzelexemplare, die sich aus Naturanlage oder unter dem Einfluß besondrer Verhältnisse zu was schön Menschlichem durchgearbeitet haben, aber der ‚Junker,‘ unser eigentlichster Adelstypus, ist ungenießbar

Tradition, denn sie ist diejenige, die die „Poggenpuhlsche Fahne hochhält“ (Pog 9) und standesgemäße Kontakte zu Generals- und Ministerfamilien bevorzugt. Manon ist die Pragmatikerin der Familie, die Beziehungen zu reichen Bankiersfamilien sucht und sich ihnen beliebt machen möchte. Daraus kann sie nicht nur materielle Vorzüge für die Familie ziehen, sondern für ihre Schwester Sophie auch kleine Aufträge verschaffen. Durch diese Aufträge kann Sophie ihre künstlerischen Talente in Malen, Zeichnen, Singen und Dichten nützen und dadurch ein kleines Nebeneinkommen zu der mütterlichen Pension sichern. Diese Talente paaren sich mit bürgerlichen Werten wie Fleiß, Initiative und nicht zuletzt Bildung. Im Gegensatz zum geringen Bildungsstand der anderen weiblichen Familienmitglieder besitzt Sophie Kenntnisse nicht nur in Grundfächern wie Musik, Literatur und Sprache, sondern auch in Physik und Spektralanalyse (Pog 11). Wie zweifelhaft diese Gaben auch immer in adeligen Kreisen und auch in der Familie empfunden werden könnten, sind sie infolge ihrer Lebensumstände „ein Segen für die Familie“ (Pog 10). Sophie selbst betrachtet sie keineswegs als „unstandesgemäß“ und folglich geniert sie sich auch nicht, in der Öffentlichkeit zu tanzen. Dementsprechend verteidigt sie Klessentin gegen die Vorurteile der Mutter. Ihrer Ansicht nach sei es eigentlich dasselbe, wenn man, wie sie, Teller und Tassen malt und Klavier- und Singunterricht gibt oder wie Klessentin Theater spielt. Öffentlichkeit beginnt nämlich nicht, wie die Mutter meint, bloß mit einem Auftritt vor dem großen Publikum:

Ja, was heißt öffentlich? Wenn sie bei Bartensteins tanzen und ich spiele meine drei Tänze, weil es unfreundlich wäre, wenn ich ‚nein‘ sagen wollte, dann ist es öffentlich. Sowie wir aus unsrer Stube heraus sind, sind wir in der Öffentlichkeit und spielen unsre Rolle. (Pog 69)

geworden. Als Kunstfigur bleibt er interessant und Historiker und Dichter können sich freuen, daß es solche Leute gab und gibt.“ Hettche 344.

Öffentlichkeit wird somit als ein öffentlicher Raum definiert, der sich scharf von dem privaten abtrennt, und so bezeichnet Sophie auch ihre eigene Tätigkeit in den Bankiershäusern als öffentlich. Aus dieser Haltung heraus verurteilt sie auch nicht Klessentins Auftritte vor der Öffentlichkeit, wie es ihre Mutter tut: „Es muß eine rechte Verlegenheit gewesen sein“ (Pog 68). Von den drei Töchtern ist sie es also, die am wenigsten auf die Standesehre verharrt, sondern Anpassungsfähigkeit und –bereitschaft an die neue Welt aufweist. Auch die Tante, Josephine von Poggenpuhl in Schlesien, die ähnlich wie die Mutter aus dem Bürgertum stammt, erkennt Sofies bürgerlichen Qualitäten und nimmt sie als Gesellschafterin zu sich und will ihr eine sorgenlose Zukunft sichern.

Am Ende des Romans steht jedoch ein Zukunftsbild der anderen Poggenpuhlschen Mädchen. Zwar wird die Zukunft für die beiden Mädchen keine grundlegende Veränderung bringen, aber es ist eine optimistische Prognose Manons, die für Wendelin und Leo auf eine verbesserte Situation hofft:

Und so leben wir glücklich und zufrieden weiter, bis Wendelin und Leo etwas Ordentliches geworden sind und wir wieder ein paar andre Größen haben als den Sohrschen und den Hochkirchner.

„Du vergißt einen dritten, deinen Vater“, sagte die Majorin, in der sich bei dieser Übergehung zum erstenmal das Poggenpuhlsche regte.

„Ja, meinen Vater, den hatt ich vergessen. Sonderbar. Väter werden fast immer vergessen. Ich werde mit Flora darüber sprechen. Die sagte auch mal so was. (Pog 121)“

Mit der Märchenfloskel vom „so lebten sie glücklich“ und dem Hinweis auf die vergessenen Väter untermauert aber Fontane diesen Optimismus. Ruhm und Ehre sind an und für sich unzulänglich und werden schnell in Vergessenheit geraten. Für die Zukunft braucht man mehr als Tradition.

Ein Werk wie *Die Poggenpuhls* konnte, wie gesagt, das große Publikum nicht begeistern und war demzufolge auch seine Aufnahme nur mäßig. Im Jahre 1897 erschienen jedoch immer mehr positive Kritiken, und es begann langsam auch in den benachbarten Ländern Anklang zu finden. Die positive Aufnahme des Romans begeisterte Fontane besonders. Darüber schrieb er Anfang 1897 an seinen Freund Friedländer: „An den *Poggenpuhls* habe ich, über Erwarten, viel Freude. Daß man dies Nichts, das es ist, um seiner Form willen so liebeswürdig anerkennt, erfüllt mich mit großen Hoffnungen, nicht für mich, aber für unsere liter[arische] Zukunft.“⁴⁸⁴

Zusammenfassend kann man sagen, dass Fontane trotz der vielen Klagen über die „Schafsköpfigkeit“ und Geschmacklosigkeit des „großen Publikums“ ständig bemüht war, seine Leserschaft durch seine Romankunst wie seine journalistische Kritik zum selbstständigen kritischen Denken und Urteilen zu erziehen. Einige Werke wie *Effi Briest* versuchte er so publikumsnah wie möglich zu gestalten, um ein heterogeneres Publikum zu erreichen und so einen größeren Publikumserfolg zu erzielen. Andere Werke wie *Die Poggenpuhls* und *Der Stechlin* entstanden mehr um der Kunst willen und aus einem Selbstgefühl; dessen Breitenwirkung war sekundär. Stets versuchte er jedoch die Forderung an den „ächtigen Dichter“ zu erfüllen: Durch Unterhaltung das Volk zu erreichen, durch scharfsinnige Kritik, nuancierte Darstellungsweise und hohe ästhetische Qualität auch anspruchsvollere Leserschichten sich zu sichern und sie eventuell weiter zu bilden. Zu seinen Lebzeiten blieb diese gewünschte Wirkung aus. Er musste sich zufriedengeben, wenn er zumindest einen einzelnen Idealleser gewinnen konnte. Die Erfüllung seiner schönsten Hoffnungen blieb der Zukunft vorbehalten, wie sich dies die hohen Auflagenzahlen seiner Romane bereits Anfang des 20. Jahrhunderts zeigen.

⁴⁸⁴ Theodor Fontane, „Brief an Georg Friedländer vom 4. Januar 1897,“ *Dichter über sein Werk II* 468.

KAPITEL 7

ZUSAMMENFASSUNG

Das Publikum ist eine einfache Frau,
Bourgeoishaft, eitel und wichtig,
Und folgt man, wenn sie spricht, genau,
So spricht sie nicht 'mal richtig.

Eine einfache Frau, doch rosig und frisch,
Und ihre Juwelen blitzen,
Und sie lacht und führt einen guten Tisch,
Und es möchte sie jeder besitzen.⁴⁸⁵

Das Gedicht *Publikum* verfasste Fontane im Jahre 1888. Er war damals schon 68 Jahre alt, und erst seit anderthalb Jahrzehnten als freier Schriftsteller tätig. Als Autor von zahlreichen Gedichten und Balladen, den Kriegsbüchern und den *Wanderungen* hat er bereits lange das Desinteresse des Volks für seine Werke erfahren. Resigniert hat er die Anspruchslosigkeit des Publikums, seine alleinige Interesse für Sensation und die Trivilliteratur, und seinen starken Einfluss auf den literarischen Markt registriert und kritisiert. Dennoch begann er seine Tätigkeit als Romancier mit großen Hoffnungen. Bald musste aber auch der Romancier Fontane einsehen, dass das Publikum andere Ideale hatte, denn die ersten erzählerischen Werke haben ihm nur einen mäßigen Käuferfolg eingebracht. Fast jedes Jahr musste er ein neues Werk erscheinen lassen, um sein Lebensunterhalt sichern zu können. Gleichzeitig arbeitete er an drei bis vier Manuskripten, die dem Thema nach verschiedenen Zeitungen angepasst werden mussten. Hat ein Thema bei einem Redakteur Gefallen gefunden, hat er das Werk ausgearbeitet, ansonsten landete das Manuskript in einer Schublade. So versuchte er die Gunst des Publikums zu erlangen und

⁴⁸⁵ Fontane, *Ach es ist schlimm* 189.

den Wünschen der Zeitschriften entgegenzukommen. Erst mit der Gründung des Verlags Friedrich Fontane & Co. im Jahre 1890 wurde die Publikationsmisere aufgehoben. Denn Friedrich hat nicht nur die Romane des Vaters publiziert. Durch seine Beziehungen zu Verlegern und Redakteuren verschaffte er auch Publikationsorgane für den Vorabdruck von Fontanes Werke. Somit wurde dem Dichter in den letzten Jahren ein freies Schaffen ohne finanziellen Druck oder große Publikumssorgen ermöglicht.

Dieses zwiespältige Verhältnis zwischen Autor und Publikum, die Abhängigkeit der Dichter von den Lesern mit einem gleichzeitigen Widerstand gegen den Publikumsgeschmack drückt das oben zitierte Gedicht ironisch aus. Was Fontane hier beschreibt, war kein Einzelfall. Es war die typische Erfahrung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Über den miserablen Geschmack des Publikums wurde natürlich schon viel früher, besonders aber nach der ersten Leserevolution häufig geklagt. Nach der zweiten Leserevolution verschlechterte sich die Situation noch mehr. Wie die wort- und begriffsgeschichtliche Analyse von Öffentlichkeit und Publikum, sowie die Darstellung der öffentlichkeitsgeschichtlichen Veränderungen in den ersten Kapiteln bezeugen, entstand u.a. durch den Abbau des Analphabetismus und die Verbilligung der Presse eine neue Massenkultur. Den Bedürfnissen des neuen lesefähigen, aber ungebildeten Massenpublikums nach Information und Unterhaltung versuchte das Massenmedium Presse mit neuartigen billigen Zeitschriften und Zeitungen entgegenzukommen. Da die Buchproduktion mit ihren Preisen und Produkten nur langsam auf die neuen Ansprüche auf dem literarischen Markt reagieren konnte, waren die meisten Schriftsteller lange auf den Vorabdruck ihrer Werke in der periodischen Presse angewiesen. Allein aus dem Buchabdruck ihrer Werke das tägliche Brot zu sichern, konnten sich nur wenige leisten. Viele waren darüber hinaus auch darauf angewiesen, einen Beruf als Journalisten, Beamten usw. auszuüben. Fontane bildete auch keine Ausnahme: er

war zunächst als Apotheker, danach fast bis zu seinem Tod als Journalist tätig und allein in seinen letzten Jahren hat er völlig auf die Publikation seiner Feuilletonsartikel verzichten können.

Diese lange journalistische und schriftstellerische Tätigkeit seit den 1840er Jahren bis zur Jahrhundertwende macht Fontane für die Veränderungen in der literarischen Öffentlichkeit zu einem wichtigen Zeugen. Die bisherige Forschung über Fontanes Beziehungen zu seinem Publikum hebt in erster Reihe seine Tätigkeit im literarischen Leben, seine Teilnahme in verschiedenen literarischen Vereinen, Gesellschaften und sein Verhältnis zu Verlagen und Periodika hervor. In diesem Zusammenhang wird die marktbewusste Produktion und Publikation seiner Werke betont. Auch seine Kritiken über den Publikumsgeschmack und die benachteiligte Stellung des Dichters stehen im Zentrum vieler Publikationen. Die vorliegende Arbeit hat dagegen versucht zu zeigen, wer Fontanes Publikum bildete und wie er trotz der Klagen über seine mäßigen (Kauf-)Erfolge und ein anspruchsloses Publikum ständig bemüht war, nicht nur ein breites Publikum zu erreichen, sondern auch mündige und kritische Leser zu erziehen. Eine Analyse der historischen Leserschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die das potenzielle Publikum Fontanes bildete und Überlegungen zu seinen realen Lesern boten das dritte und das vierte Kapitel. Der Dichter selbst nannte sein eigentliches Publikum seine Freunde, das Militär, die Bildungsbürger, u.a. Professoren, Lehrer, Pastoren, viele Juden, ein kleiner Kreis von Adligen, und zuletzt eine Gruppe von Jugendlichen, die die neue literarische Richtung vertrat. Weil eben der Landjunkertum sein Ideal bildete, den er vierzig Jahre lang in seinen Balladen, Reisefeuilletons, den *Wanderungen* und im erzählerischen Werk immer wieder thematisierte, reagierte er mit bitterer Resignation auf das Desinteresse dieser Gesellschaftschicht. Dieses Publikumsbild wurde durch die Analysen von Fontanes Briefen,

Tagebüchern, seine Artikel, seine Tätigkeit im literarischen Leben und durch die Statistiken der Leih-, Volks- und Arbeiterbibliotheken präzisiert.

Fontanes volkstümliche Preußenlieder aus seiner frühen Periode, die es zur zwei Auflagen als Gedichtband brachten, wurden in fast allen Leserschichten rezipiert, denn mithilfe seiner Freunde aus dem Tunnel Verein konnten diese Feldherrballaden auf verschiedenen Wegen durch Zeitungen, Zeitschriften, Anthologien und gar durch das Vorlesen am preußischen königlichen Hof ein ziemlich heterogenes Publikum erreichen. Durch ihre Veröffentlichung in Volks- und Schulbüchern und ihre Vertonung als Soldatenlieder in der Form eines Gassenhauers drangen sie sogar in die untersten Schichten ein. Indem jedoch diese Lieder oft getrennt von dem Namen des Verfassers weiterlebten, wussten wahrscheinlich nur wenige, dass Fontane sie gedichtet hat. Der mittlere Fontane, der „vaterländische Schriftsteller,“ der Sänger preußischer Balladen, der märkischer Wanderer und Militärschriftsteller rekrutierte dagegen seine Leser hauptsächlich aus dem altpreußischen konservativen Lager um die *Kreuzzeitung*: Adel, Militär und konservatives Bildungsbürgertum. Der späte Fontane aber, der seine marktabhängigkeit als freier Schriftsteller erkannte, versuchte wiederum ein breites Publikum zu erreichen, indem er seine Werke nach Thema, Genre und Stil an die Forderungen der verschiedenen Periodika anpasste, um die die neuen massenmedialen Öffentlichkeiten bildeten. So veröffentlichte er in der konservativen *Kreuzzeitung*, und dem *Bär*, in der liberalen *Vossischen Zeitung* und *Nord und Süd*, in der nationalen *Gartenlaube*, oder in der Zeitschrift *Pan*, um die sich die künstlerische Bohème sammelte. Durch die Veröffentlichung seiner Berliner- und Frauenromane erzielte er zwei weitere Publika: die Leser der Hauptstadt und die weibliche Leserschaft. Besonders diese zweite Gruppe ist bisher in Analysen von Fontanes Publikum vernachlässigt. Dabei bildeten Frauen zu Lebzeiten Fontanes das Gros seines Publikums. Zwar sind zuverlässige Quellen

spärlich vorhanden, dennoch geht aus Fontanes Briefen und Tagebüchern, sowie einigen Statistiken der größeren Leihbibliotheken hervor, dass auch Frauen deutlich zu Fontanes Leserschaft gehörten. Natürlich war Fontane keine Marlitt oder Ebner-Eschenbach, und nicht alle seine Werke waren „für den Familientisch mit eben eingesegeten Töchtern“ geeignet. Dennoch sollen seine Werke, am meisten vielleicht *Effi Briest*, unter dem weiblichen Publikum Anklang gefunden haben.

Das Publikumsbild, das Fontane verzeichnet, ist zweifellos richtig. Es registriert aber in erster Reihe ein Kaufpublikum, das sich aus Fontanes Kontakten zu Verlegern, Kritikern, Freunden usw. oder durch die Zuschriften und Bemerkungen von Lesern ergibt, von denen der Dichter direkt oder indirekt erfuhr. Viele Leser aus den unteren Sozialschichten, die sich noch lange Zeit keine Bücher leisten konnten und ihren Lesestoff aus Bibliotheken besorgten oder sie als Vorabdruck in Zeitschriften zur Kenntnis nahmen, dürften gegen Ende des Jahrhunderts wegen ihrer wachsenden Zahl nicht mehr außer Acht gelassen werden. Dies unterstreichen einige Leserbriefe aus dem Kleinbürgertum, worüber Fontane in seinen eigenen Briefen und Tagebuchnotizen bemerkte. Sobald die Verbilligung von Buchpreisen, eine Verbesserung und Verbreitung des allgemeinen Bildungsstandes es ermöglichte, erweiterte sich auch Fontanes Publikumsumfang beträchtlich. Dies bezeugen die Statistiken, die zwanzig Jahre nach dem Tod des Dichters von einer starken Vervielfachung der Auflagezahlen zeugen (*Effi Briest*: 6 Auflagen bis 1898, 16 bis 1905 und 96 in 1928, oder Frau Jenny Treibel: 5 Auflagen bis 1899 und 138 in 1928).

Neben Fontanes aktuellem Publikum wurden in der vorliegenden Arbeit auch die Autor-Leser Beziehungen in seinen theoretischen Schriften und in dem Erzählwerk näher untersucht. Bereits in den theater- wie literaturkritischen Schriften benutzt der Dichter eine leserorientierte

Darstellungsweise. Durch die Verwendung von Techniken des Feuilletonismus in seinen Kritiken führte er einen neuen Stil, den „kritischen Subjektivismus“ ein. Der Dichter nimmt den Ton eines subjektiven Kritikers ein, indem er plaudert, die Wir-Formel benutzt, eine einfache unterhaltsame Sprache verwendet, bildhafte Vergleiche anbringt und rein persönliche Bemerkungen einschaltet, um den Ton eines freundlich offenen und vertrauensvollen Ton im Umgang mit seinem Publikum zu schaffen und seine Kritik zu veranschaulichen, aufzulockern und leicht verständlich zu machen. Auch in seiner Romantheorie verlangt er eine sehr enge Beziehung zwischen Autor und Leser. Kernpunkte dieser Beziehung sind Unterhaltung, Mitwirkung des Lesers durch Erinnerung an und Wiedererkennung von Realitätselementen im Werk, die Identifikation des Lesers mit den Erzählfiguren und ihre Weiterbildung.

Auf Grund dieser Forderungen wurden die Leserappelle in zwei Spätromanen Fontanes untersucht. *Effi Briest* (1895) war zu Lebzeiten Fontanes sein erfolgreichster Roman. *Die Poggenpuhls* (1896) dagegen betrachtet man als Fontanes erstes experimentelles Kunstwerk, das trotz des unterhaltsamen Stils für den Durchschnittsleser wegen der vielen eingelegten Gespräche und Briefe, der durchgehenden Ironie und der Intertextualität der häufigen Anspielungen als anspruchsvolle Lektüre galt.

Im Falle von *Effi Briest* hängt die Popularität des Romans mit narrativen Appellen an ein heterogenes Publikum zusammen. Dies erwirkte er durch das Thema der unerfüllten Liebe bzw. der gefallenen Frau, ein Gespenstermotiv, Gefühlsintensität verschiedener Charaktere und vor allem die Identifikationsmöglichkeiten mit der Protagonistin Effi als Opfer ihrer Milieus und einer sich verändernde Gesellschaftssituation. Durch Elemente also, die sich für den Durchschnittsleser (hier in erster Reihe für Frauen) als besonders wirksam zeigten. Neben der Unterhaltung versuchte Fontane ungeübte LeserInnen aber auch zu belehren und zur eigenen

Urteilsfähigkeit zu erziehen. Insbesondere durch die polyperspektivische Darstellungsweise, mit der er etwa die Schuldfrage im Roman aus verschiedenen Gesichtspunkten der Figuren behandelt und nie wirklich löst, forderte er seine Leser zur eigenen Stellungnahme auf. Seinen aufmerksamen Lesern bot er überdies „Tausend Finessen“ in der Form verschiedener Symbole, Motive, religiöse und mythischer Themen und der Intertextualität. Sie erhöhen den ästhetischen Genuss des anspruchsvolleren Lesers, der sich vor allem für den Stil, das kunstvolle Wie, interessiert und zum Mitdenken angeregt werden möchte. Gleichzeitig erfüllt der Romanstil auch das allgemeine Verlangen des Durchschnittslesers nach Unterhaltung, für den das Was, also der Inhalt, hauptsächlich maßgebend war.

In den *Poggenpuhls* dominierte hingegen die Form. Mehr hier als in *Effi Briest* arbeitet Fontane mit narrativen Strategien wie Ironie, Intertextualität und Dialogizität. Der erzählte Inhalt beträgt nur 20% des Romans. Der Mangel an Handlung erschwert den Einstieg weniger motivierte LeserInnen. Die Geschehnisse kreisen lediglich um zwei Ereignisse: Einen Geburtstag und einen Tod. Diese sichern das Handlungsgerüst und geben der Figuren Anlass, ihre Gefühle und Anschauungen zu auszudrücken. Aus diesen Gesprächen, in denen die Perspektive der Charaktere miteinander wiederholt konfrontiert werden, entwickelt sich erst am Ende des Romans ein umfassendes Weltbild. Fontane war dessen bewusst, dass diese Art Literatur um der Kunst willen für das Gros der zeitgenössischen Leserschaft eine Herausforderung war. Seine Hoffnungen auf eine anspruchsvolle und ‚mündige‘ Rezeption mußte ein zukünftiges Publikum vorbehalten werden.

Mit einer leserbezogenen Analyse von seinen Schriften wollte ich zeigen, wie Fontane ständig bemüht war, trotz seines häufigen Beschwerdens über den mangelhaften Geschmack und Anspruchslosigkeit des Publikums, seine Aufgabe als Dichter zu erfüllen. Sein Ziel war: Das

Volk spielend und unterhaltend zu bilden und eine aktive, unabhängig denkende Leserschaft zu formen. Somit bietet diese Arbeit eine Ergänzung zum bisherigen Öffentlichkeitsbild des Dichters.

BIBLIOGRAPHIE

Primärliteratur

I. Fontane

Fontane, Emilie, Fontane, Theodor. *Theodor und Emilie Fontane. Ein Ehebriefwechsel*. Ed. Gotthard Erler. Vol. 3. Berlin: Aufbau, 1998.

Fontane, Theodor. *Ach, es ist schlimm mit den Dichtern. Über Literatur, Autoren und das Publikum*. Ed. Peter Goldhammer. Berlin: Aufbau, 1999.

Fontane, Theodor. *Briefe*. Ed. Kurt Schreinert. Zu Ende geführt u. mit einem Nachw. ver. Von Charlotte Jolles. 4 vols. Berlin: Propyläen, 1968-71.

Fontane, Theodor. *Briefe an den Verleger Rudolf von Decker: mit sämtlichen Briefen an den Illustrator Ludwig Burger und zahlreichen weiteren Dokumenten*. Ed. Walter Hettche. Heidelberg: v. Decker, 1988.

Fontane, Theodor. *Briefe an Georg Friedlaender. Mit einem Essay von Thomas Mann*. Ed. Walter Hettche. Frankfurt (M): Insel, 1994.

Fontane, Theodor. *Der Dichter über sein Werk*. Eds. Richard Brinkmann and Waltraud Wiethölter. 2 vols. München: DTV, 1977.

Fontane, Theodor. *Die Poggenpuhls. Roman*. Ed. Gabriele Radecke. Berlin: Aufbau 2006.

Fontane, Theodor. *Effi Briest*. Ed. Christine Hehle. Berlin: Aufbau, 1998.

Fontane, Theodor. *Irrungen, Wirrungen* (Berlin: Aufbau, 1996)

Fontane, Theodor. *Tagebücher 1852, 1855-1858* Eds. Charlotte Jolles, Rudolf Muhs, Gotthard Erler . Berlin: Aufbau, 1995.

Fontane, Theodor. *Von Dreißig bis Achtzig. Sein Leben in seinen Briefen*. Ed. Hans-Heinrich Reuter. München 1975.

Fontane, Theodor. *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Ed. Helmuth Nürnberger. 3 Vols. München: DTV, 1994.

Fontane, Theodor. *Werke in drei Bänden*. Ed. Kurt Schreinert. München: Nymphenburger, 1968.

Fontane, Theodor. *Werke Schriften, Briefe*. Eds. Walter Keitel and Helmuth Nürnberger. München, Hanser: 1961-1997.

II. Periodika

Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854 [1854]; *Album für Kunst und Dichtung* [1857-1860]. Dessau, 1854; Breslau, 1857-1860.

Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Leipzig, 1834-1990.

Daheim. Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen. Bielefeld, Berlin, Leipzig, 1864-1944.

Der Leih-Bibliothekar. Berlin, 1853-1870.

Deutsche Romanbibliothek zu Über Land und Meer. Stuttgart, 1858-1923.

Deutsche Rundschau. Berlin: Gebrüder Paetel, 1874-1942.

Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft u. soziales Lebens. Glogau, 1889-90.

Die Gartenlaube. Leipzig, Stuttgart, Berlin, 1853-1944.

Die Grenzboten. Leipzig, 1841-1922.

Fernbach's Journal für Leihbibliothekare, Buchhändler und Antiquare. Berlin, 1853-1870.

Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen (Vossische Zeitung) Berlin, 1704-1934.

Magazin für den deutschen Buchhandel, Leipzig, 1874-1876.

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung. Berlin, 1848-1939.

Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Berlin, Breslau, 1877-1930.

Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung. Stuttgart, 1858-1925.

Universum. Dresden, 1884-1897.

Vom Fels zum Meer. Stuttgart, 1881-1905.

Westermanns Monatshefte. Ein Familienblatt für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.
Braunschweig, 1856-1906.

Sekundärliteratur

I. Fontane

Arnold, Heinz Ludwig ed. *Theodor Fontane. Text und Kritik. Sonderband.* München: edition text + kritik, 1989.

Berbig, Roland. *Theodor Fontane im literarischen Leben: Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine.* Berlin: de Gruyter, 2000.

____ „Das Genze als ganzes oder: Pastor Schmutz und Geheimrat Stiehl. Zur Rezeptionssteuerung der ‘Wanderungen’ durch Fontane.” *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens.* Eds. Peter Wruck und Roland Berbig. 2(1998) 75-106.

Berbig, Roland, ed. *Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Beiträgen.* Frankfurt (M):Peter Lang, 1999.

Betz, Frederick. „Fontanes Irrungen Wirungen. Eine Analyse der zeitgenössischen Rezeption des Romans.” *Fontane aus heitiger Sicht. Analysen und Interpretationen seines Werks. Zehn Beiträge.* Ed. Hugo Aust. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1980. 258-281.

Bindokat, Karla. *Effi Briest: Erzählstoff und Erzählinhalt.* Frankfurt/M: Lang, 1984.

Bisky, Jens. „Zur Verlagsgeschichte der ‘Wanderungen durch die Mark Brandenburg’ 1860-1945. Mit einem kommentierten Bibliographie,” *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 1(1996) 112-120.

- Böschstein, Renate. *Verborgene Facetten. Studien zu Fontane*. Eds. Hanna Delf von Wohlzogen et al. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006.
- Chambers, Helen. *The Changing Image of Theodor Fontane*. Columbia, SC: Camden House, 1997.
- Davidis, Michael. *Der Verlag von Wilhelm Hertz: Beitr. zu einer Geschichte der Literaturvermittlung im 19. Jahrhundert, insbesondere zur Verlagsgeschichte d. Werke von Paul Heyse, Theodor Fontane und Gottfried Keller*. München: Buchhändler-Vereinigung, 1982.
- Delf von Wolzogen, Hanna, ed. *Theodor Fontane, am Ende des Jahrhunderts; Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes, 13.-17. September 1998 in Potsdam*. 3 vols. Königshausen & Neumann, 2000.
- Doebeling, Marion, ed. *New Approaches to Theodor Fontane. Cultural Codex in Flux*. Columbia, SC.: Camden House, 2000.
- Ehlich, Konrad, ed. *Fontane und die Fremde. Fontane und Europa*. Würzburg, Königshausen & Neumann, 2002.
- Erler, Gotthard. „...muß sein Kritikk.“ Fontane, ein Klassiker. *Vorträge zu verschiedenen Aspekten seines Werkes*. Ed. Goethe Gesellschaft Hamburg. Düsseldorf: Stekovics, 2003. 48-67.
- Fischer, Hubertus. *Theodor Fontane, der ‚Tunnel‘, die Revolution. Berlin 1848/49*. Berlin: Stapp Verlag, 2009.
- Fleischer, Michael. „Kommen Sie, Cohn“: *Fontane und die „Judenfrage“*. Berlin: M. Fleischer, 1998.
- Gleixner, Ulrike. „Geschlechtergeschichte verändert Geschichtsbilder: Das zweifache Leben der Effi Briest.“ *Faltenwürfe der Geschichte: Entdecken, Entziffern, Erzählen*. Eds. Sandra Maß and Xenia von Tippelskirch. Frankfurt, New York: Campus, 2014. 366-384.
- Grawe, Christian, ed. *Fontane-Handbuch*. Stuttgart: Kröner, 2000.

- _____ *Theodor Fontane: Effi Briest. Grundlagen und Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur.* Frankfurt(M): Diesterweg, 1985.
- _____ *Theodor Fontane: Effi Briest. Gedrucktes Vögelchen in Schneelandschaft: Effi von Insetten geborene Briest.* Stuttgart: Reclam, 2000.
- Greter, Eugen H. *Fontanes Poetik.* Bern: Herbert Lang; Frankfurt/M.: Peter Lang, 1973.
- Günter, Manuela. *Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichten der Literatur im 19. Jahrhundert.* Bielefeld: Transcript, 2008.
- Hamann, Elsbeth. *Theodor Fontanes „Effi Briest“ aus erzähltheoretischer Sicht unter besonderer Berücksichtigung der Interdependenzen zwischen Autor, Erzählwerk und Leser.* Bonn: Bouvier, 1984.
- Helmstetter, Rudolf. *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes: Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des poetischen Realismus.* München: Fink, 1998.
- Horch, Hans Otto. „Theodor Fontane, die Juden und der Antisemitismus,“ *Fontane Handbuch.* Eds. Christian Grawe and Helmuth Nürnberger. Tübingen: Körner, 2000. 281-305.
- Howe, Patricia, et al., eds. *Theodor Fontane and the European Context. Literature, Culture and Society in Prussia and Europe. Proceedings of the Interdisciplinary Symposium at the Institute of Germanic Studies, University of London in March 1999.* Amsterdam – Atlanta, GA: Rodopi, 2001.
- Joch, Markus. „Auf Sie und Sie mit der dominanten Fraktion. Ein sozioanalytischer Nachtrag zu *Frau Jenny Treibel.*“ *Fontane Blätter* 71 (2001): 50-63.
- Jolles, Charlotte. *Fontane und die Politik: ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes.* Berlin: Aufbau-Verlag, 1983.
- _____ „Zu Fontanes literarischer Entwicklung.“ *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 4 (1960): 400-421.

- Kaiser, Gerhard R. „'Das Leben, wie es liegt' – Fontanes 'L' Adultera'. Realismuspostulat, Aufklärung und Publikumserwartung." *Text – Leser – Bedeutung. Untersuchungen zur Interaktion von Text und Leser*. Ed. Herbert Grabes. Grossen-Linden: Hoffman, 1977.
- Keiler, Otfried. „Zum Begriff »Literarisches Leben«. Neue Materialien und Ansichten zur Fontane-Forschung." *Fontane Blätter* 40 (1985): 201-228.
- Keiler, Otfried, and Peter Schaefer, eds. *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam*. Berlin: Deutsche Staatsbibliothek, 1987.
- Klug, Christian. „Die Poesie der Zeitung. Fontanes poetische Rezeption der Tagespresse und die Entdeckung der neuer Wirklichkeiten." *Fontane Blätter*. 68 (1999) 74-117.
- Konieczny, Hans Joachim. *Theodor Fontanes Erzählwerke in Presseorganen des ausgehenden 19. Jahrhunderts: eine Untersuchung zur Funktion des Vorabdruckes ausgewählter Erzählwerke Fontanes in den Zeitschriften 'Nord und Süd', 'Westermanns ill. dt. Monatshefte', 'Deutsche Romanbibliothek zu Über Land und Meer', 'Die Gartenlaube' und 'Deutsch Rundschau'*. Inaugural-Dissertation. Paderborn: Gesamthochschule Paderborn, 1978.
- Krings, Dorothee. *Theodor Fontane als Journalist. Selbstverständnis und Werk. Öffentlichkeit und Geschichte*, 2. Köln: Halem, 2008.
- Krueger, Joachim. „Zu Fontanes Aufsatz ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller‘. Mit einem unbekanntem Brief des Dichters." *Fontane Blätter* 16 (1973): 593 – 598.
- Lämmert, Eberhard. *Bauformen des Erzählens*. Stuttgart: Metzler, 1955.
- Liesenhoff, Carin. *Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Eine literatursoziologische Studie*. Bonn: Bouvier, 1976.
- Mecklenburg, Norbert. „Riskantes Spiel mit Namen, Fontanes ‚Cohn-Gedicht‘." Interpretationen: *Gedichte von Theodor Fontane*. Ed. Scheuer Helmut. Stuttgart: Reclam, 2001. 231-245.

- Mende, Dirk. „Frauenleben. Bemerkungen zu Fontanes L' Adultera nebst Exkursen zu Cécile und Effi Briest." *Fontane aus heitiger Sicht. Analysen und Interpretationen seines Werks. Zehn Beiträge.* Ed. Hugo Aust. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1980. 183-213.
- Meyer, Paul. *Erinnerungen an Theodor Fontane 1809-1898. Aus dem Nachlaß seines freundes und Testamentvollziehers Justizrat Paul Meyer.* Berlin: Saladruck, 1936.
- Möller, Klaus-Peter. „Der vorgetäuschte Erfolg. Zum Problem der Erstausgaben, Neuauflagen, Neudrucke bei Theodor Fontane." *Fontane Blätter* 68 (1999) 192-216.
- Nitschke, Claudia. „'Selbstverspottung ist keine Lüge'. Die Familie als Mediator von Identität in Fontanes *Die Poggenpuhls*." *Familie und Identität in der deutschen Literatur.* Eds. Thomas Martinec and Claudia Nitschke. Frankfurt/M.: Peter Lang, 2009. 221-241.
- Nürnberger, Helmuth. *Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte 1840-1860.* Frankfurt/M: Ullstein, 1975.
- _____. „Theodor Fontane: Leben und Persönlichkeit." *Fontane Handbuch* Eds., Christian Grawe, Helmuth Nürnberger (Stuttgart, Körner, 2000) 1-102.
- Ohff, Heinz. *Theodor Fontane : Leben und Werk.* München : Piper, 1995.
- Osborne, John. „Die Kriegsbücher," *Fontane Handbuch.* Eds. Christian Grawe and Helmuth Nürnberger. Stuttgart: Kröner, 2000. 850-864.
- Paschek, Carl. „Theodor Fontane. Der Umgang des Dichters mit Büchern und Bibliotheken." *Bibliothek und Wissenschaft.* 9 (1975). 158-181.
- Plett, Bettina. „Die Emanuel-Geibel-Situation und die Theodor Fontane-Situation. Anmerkungen zur Stellung und Selbstverständnis zweier Schriftsteller im 19. Jahrhundert." *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit : Beiträge zur Fontane-Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam.* Ed. Keiler Otfried. Berlin: Deutsche Staatsbibliothek, 1987. 466-795.

- _____, „Tintensklaven mit Kronenorden. Diagnose, Travestie und Kritik in Fontanes »Dichtergedichten«.” *Fontane Blätter* 52 (1991): 15-28.
- Pniower, Otto. „Rezension zu Fontanes Effi Briest.” *Deutsche Literaturzeitung* (8) 22. Februar 1896. Sp.245-247.
- Pütz, Peter. „Wenn Effi läse, was Crampas empfiehlt ... Offene und verdeckte Zitate im Roman,“ *Text + Kritik*. Sonderband, Theodor Fontane. Ed. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik, 1989. 174-184.
- Radecke, Gabriele, ed. „*Die Decadence ist da*“: *Theodor Fontane und die Literatur der Jahrhundertwende; Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft vom 24. bis 26. Mai 2001 in München*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2002.
- Rasch, Wolfgang. *Theodor Fontane Bibliographie: Werk und Forschung*. 3 Vols. (Berlin: W. de Greuter, 2006.
- Remak, Henry H.H. „Fontane und der jüdische Kultureinfluss in Deutschland: Symbiose und Kontrabiose.” Theodor Fontane, am Ende des Jahrhunderts; Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes, 13.-17. September 1998 in Potsdam. Ed.Hanna Delf von Wolzogen 3 vols. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000. Vol 1. 183-197.
- Richter, Karl. „Lyrik und geschichtliche Erfahrung in Fontanes späten Gedichten.” *Fontane Blätter* 39 (1985): 54-67.
- Sagarra, Eda. „Die Poggenpuhls. Roman.” *Fontane Handbuch*. Eds. Christian Grawe and Helmuth Nürnberger. Stuttgart: Kröner, 2000. 651-662.
- Schafarschik, Walter. *Theodor Fontane: Effi Briest. Erläuterungen und Dokumente*. Stuttgart: Reclam, 2002.
- Scheffel, Michael. *Formen selbstreflexiven Erzählens: Eine Typologie und sechs exemplarische Analysen*. Tübingen: Niemeyer, 1997.
- Scheuer, Helmut, ed. *Gedichte von Theodor Fontane*. Stuttgart: Reclam, 2001.

- S[chlenter], P[aul]. „Die Poggenpuhls. Roman von Theodor Fontane.“ *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. Berlin. Vol. 527. 8. Nov. 1896.
- Schultz, Hartwig. Reclams Universal Bibliothek und der deutsche Bildungsbürger Reclam-Leser bei Fontane und Raabe. Reclam, 125 Jahre Universal-Bibliothek: 1867-1992; verlags- und kulturgeschichtliche Aufsätze. Ed. Dietrich Bode. Stuttgart: Reclam, 1992. 46-66.
- [Schott, Sigmund]. „Die Poggenpuhls. Roman von Theodor Fontane,“ *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 12. Februar 1897: 6.
- Schuster, Peter-Klaus. Theodor Fontane: Effi Briest. Ein Leben nach christlichen Bildern. Tübingen: Niemeyer, 1978.
- Seiler, Bernd W. „»Effi, du bist verloren!« Vom fragwürdigen Liebreiz der Fontaneschen Effi Briest,“ *Diskussion Deutsch* 19 (1988) 586-605.
- Streiter-Buscher, Heide. *Unechte Korrespondenzen*. Berlin; New York: de Gruyter, 1996.
- Thuncke, Jörg. „Theaterkritiken.“ *Fontane Handbuch* Eds. Christian Grawe and Helmuth Nürnberger. Stuttgart: Kröner, 2000. 865-877.
- Wienfort, Monika. „Fontane und der Adel. Beobachtungen zum *Stechlin*.“ *Fontane Blätter* 76(2003): 126-133.
- Windfuhr, Manfred. „Fontanes Erzählkunst unter der Marktbedingungen ihrer Zeit.“ *Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift für Charlotte Jolles. In Honour of her 70th Birthday*. Nottingham: Sherwood Press Agencies, 1979. 335-346.
- Wruck, Peter. „Die ‚wunden Punkte‘ in Fontanes Biografie und ihre autobiografische Euphemisierung.“ *Fontane Blätter* 65-66 (1998): 61-71.
- _____. „Fontanes Berlin. Durchlebte, erfahrene und dargestellte Wirklichkeit.“ *Fontane Blätter* 41-42 (1986) 286-311, 398-415.
- _____. „Theodor Fontane in der Rolle des vaterländischen Schriftstellers.“ *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit : Beiträge zur Fontane-Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam*. Ed. Keiler Otfried. Berlin: Deutsche Staatsbibliothek, 1987. 1-40.

_____ „Fontane als Erfolgsautor. Zur Schlüsselstellung der Makrostruktur in der ungewöhnlichen Produktions- und Rezeptionsgeschichte der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*.” „*Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg*”: Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg im Kontext der europäischen Reiseliteratur; internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs in Zusammenarbeit mit der Theodor-Fontane-Gesellschaft, 18. - 22. September 2002 in Potsdam*. Ed. Hanna Delf von Wolzogen. 3 vols. Würzburg : Königshausen und Neumann, 2003. Vol. 3. 374-393.

II. Öffentlichkeit / literarisches Leben

Arendt, Hanna . *Vita activa oder vom tätigen Leben* . München: Piper, 1981.

Atzinger, Hildegard. *Gina Kaus: Schriftstellerin und Öffentlichkeit. Zur Stellung einer Schriftstellerin in der literarischen Öffentlichkeit der Zwischenkriegszeit in Österreich und Deutschland*. Frankfurt/M: Peter Lang, 2008.

Barth, Dieter. *Zeitschrift für alle. Das Familienblatt im 19. Jahrhundert. Ein sozialhistorischer Beitrag zur Massenpresse in Deutschland*. Arbeiten aus dem Institut für Publizistik der Universität Münster vol.10. Münster: Institut für Publizistik der Universität Münster, 1974.

Baumgärtner, Alfred Clemens, et al., eds. *Lesen – Ein Handbuch*. Hamburg: Verlag für Buchmarkt-Forschung, 1973.

Becker, Eva D. *Literarisches Leben: Umschreibung der Literaturgeschichte*. Saarbrückener Beiträge zur Literaturwissenschaft. Vol. 45. St. Ingbert: Röhrig, 1994.

Belgum, Kristen. *Popularizing the Nation: Audience, Representation, and the Production of Identity in Die Gartenlaube, 1853-1900*. Lincoln, Neb.: University of Nebraska Press, 1998.

Bogdal, Klaus-Michael. „Arbeiterbewegung und Literatur,” *Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848-1890*. Eds. Edward McInnes and Gerhard Plumpe. München, Wien: Hanser 1996. 144-175.

- Bramsted, Ernest K. *Aristocracy and the Middle-Classes in Germany. Social Types in German Literature 1830-1900*. Chicago: University of Chicago Press, 1964.
- Brinker-Gabler, Gisela. „Die Schriftstellerin in der deutschen Literaturwissenschaft: Aspekte ihrer Rezeption von 1835-1910.” *Die Unterrichtspraxis / Teaching German* 9.1 (1976): 15-28.
- Bucher, Max, et al., eds. *Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848-1880. Mit einer Einführung in den Problemkreis und einer Quellenbibliographie*. Epochen deutschen Literatur. Materialband. 2 vols. Stuttgart: Metzler, 1975-76.
- Buchholtz, Arend. *Die Volksbibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin 1850 –1900*. Berlin: von Holten, 1900.
- Butzer, Günter. „Programmatischer oder poetischer Realismus? Zur Bedeutung der Massenkommunikation für das Verständnis der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert.” *IASL* 25.2(2000) 206-217.
- Calhoun, Craig, ed. *Habermas and the Public Sphere. Studies in Contemporary German Social Thought*. Cambridge: MIT Press, 1992.
- Dahms, Gustav. *Das literarische Berlin. Illustriertes Handbuch der Presse der Reichshauptstadt*. Berlin: R. Taendler, 1895
- Davidis, Michael. *Der Verlag von Wilhelm Hertz: Beitrag zu einer Geschichte der Literaturvermittlung im 19. Jahrhundert, insbesondere zur Verlagsgeschichte der Werke von Paul Heyse, Theodor Fontane und Gottfried Keller*. Archiv für Geschichte des Buchwesens. Vol.22. Frankfurt am Main: Buchhändler Vereinigung, 1982.
- Dräger, Horst. *Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Eine historisch-problemgeschichtliche Darstellung von 1871-1914*. Materialien zur Erwachsenenbildung. Stuttgart: Klett, 1975. (Darin: Volksbibliothek, S. 166-198)
- Emden, Christian J., and David Midgley, eds. *Changing Perceptions of the Public Sphere*. New York: Berghahn, 2012.

- Engelsing, Rolf. *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*. Stuttgart: Metzlersche, 1973.
- _____. *Massenpublikum und Journalistentum im 19. Jahrhundert in Nordwestdeutschland*. Berlin: Duncker & Humbolt, 1966.
- _____. *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 4. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1973.
- Faulstich, Werner. *Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter 800-1400*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1996.
- _____. *Medienwandel im Industrie- und Medienzeitalter (1830-1900)*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht, 2004.
- Fullerton, Roland A. „Creating a Mass Book Market in Germany. The Story of the ‚Colporteur Novel‘ 1870-1890.” *Journal of Social History* 10 (1977): 265-283.
- _____. *The Development of the German Book Markets, 1918 to 1888*. The University of Wisconsin-Medison, Ph.D., 1975.
- Führer, Karl Christan, et al., eds. „Öffentlichkeit – Medien – Geschichte. Konzepte der modernen Öffentlichkeit und Zugänge zu ihrer Erforschung.” *Archiv für Sozialgeschichte* 41 (2001) 1-38.
- Gallagher, Susan VanZanten and Walhout, Mark D. eds. *Literature and the Renewal of the Public Sphere*. New York: St. Martin's Press, 2000.
- Gätschenberger, Stephan. *Die unwürdigen Literaturzustände im neuen deutschen Reiche und die Mittel, durch welche Deutschland auch ein geistiges Uebergewicht erringen könnte. Ein kleines Surrogat für den verunglückten Weimarer Dichtertag*. London: Wohlaue, 1874.
- Göpfert, Herbert G. ed. *Buch und Leser. Vorträge des ersten Jahrestreffens des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens 13. und 14. Mai 1976*. Schriften des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens 1. Hamburg: Hauswedell, 1977.

- ____ *Vom Autor zum Leser. Beiträge zur Geschichte des Buchwesens.* München: Hanser, 1977.
- Habermas, Jürgen. *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats.* Frankfurt (M): Suhrkamp, 1992.
- ____ *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einer Vorwort zur Neuauflage.* Darmstadt: Luchterhand, 1990, c1962.
- Hall, Andrea. *Jüdisches Bürgertum in Frankfurt am Main im 19. Jahrhundert.* Stuttgart: Steiner, 1997.
- Häntzschel, Günter, ed. *Bildung und Kultur bürgerlicher Frauen 1850-1918. Eine Quellendokumentation aus Anstandsbüchern und Lebenshilfen für Mädchen und Frauen als Beitrag zur weiblichen literarischen Sozialisation.* Tübingen: Max Niemeyer, 1986.
- ____ „Für ‚fromme, reine und stille Seelen‘ Literarischer Markt und ‚weibliche‘ Kultur im 19. Jahrhundert.“ *Deutsche Literatur von Frauen.* Ed. Gisela Brinker-Gabler. München: Beck, 1988. 119-128.
- Heming, Ralf. *Öffentlichkeit, Diskurs und Gesellschaft. Zum analytischen Potential und zur Kritik des Begriffs der Öffentlichkeit bei Habermas.* Wiesbaden: Dt.Univ.-Verlag, 1977
- Hennig, Gustav. *Zehn Jahre Bibliothekarbeit. Geschichte einer Arbeiterbibliothek. Ein Wegweiser für Bibliothekverwaltungen.* Leipzig: Lepziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft, 1908. .
- Hess, Jonathan M. „Beyond Subversion: German Jewry and the Poetics of Middlebrow Culture.“ *The German Quarterly* 82.3 (2009) 316-335.
- ____ *Middlebrow Literature and the Making of German-Jewish Identity.* Stanford: Stanford UP, 2010.
- Hickethier, Knut. „Öffentlichkeit im Wandel: Zur Einleitung.“ *Öffentlichkeit im Wandel' Neue Beiträge zur Begriffserklärung.* Eds. Werner Faulstich and Knut Hickethier. Bardowick: Wissenschaftler Verlag, 2000. 7-14.

- Hodenberg, Christina von. *Konsens und Krise: Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit, 1945-1973*. Göttingen: Wallenstein, 2006.
- Hohendahl, Peter Uwe. „Kritische Theorie, Öffentlichkeit und Kultur. Anmerkungen zur Jürgen Habermas und seinen Kritikern.“ *Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur* 8(1978): 60-91.
- _____. *Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830-1870*. München, Beck, 1985.
- _____. *Literaturkritik und Öffentlichkeit*. München: Piper & Co., 1974
- Hohendahl, Peter Uwe , et al., eds. . *Öffentlichkeit – Geschichte eines kritischen Begriffs*. Vol. 4. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2002. 583-637.
- Hölscher, Lucian. „Öffentlichkeit.“ *Geschichtliche Grundbegriffe* Eds. Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Kosseleck. Vol 4. Stuttgart: Klett, 1994. 413-467.
- Hölscher, Lucian. *Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit*. Stuttgart: Klett 1979.
- Jäger, Georg. „Die deutschen Leihbibliotheken im 19. Jahrhundert. Verbreitung – Organisation – Verfall.“ *IASL* 2(1977): 96-133.
- Jäger, Georg and Valeska Rudek. Die deutschen Leihbibliotheken zwischen 1860 und 1914/18. Analyse der Funktionskrise und Statistik der Bestände. In: Zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Vol 2. Eds. Monika Dimpfl and Georg Jäger. Tübingen: Niemeyer, 1990. 198-295.
- Jäger, Georg and Jörg Schönert, eds. *Die Leihbibliothek als Institution des literarischen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert: Organisationsformen, Bestände, Publikum; Arbeitsgespräch in d. Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, 30. September – 1. Oktober 1977*. *Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens*. Vol. 3. Hamburg: Hauswedell, 1980.
- Jauss, Hans Robert. *Kleine Apologie der ästhetischen Erfahrung. Mit kunstgeschichtlichen Bemerkungen von Max Imdahl*. Konstanz: Universitätsverlag, 1972.

- Kaplan, Marion A. „Gender and Jewish history in Imperial Germany.” *Assimilation and Community: the Jews in Nineteenth-Century Europe*. Ed. Jonathan Frankel and Steven J. Zipperstein. Cambridge: Cambridge UP, 1992. 199-224.
- Kitzing, W[ilhelm] and C[arl] Wahl. *Handbuch des Leihbibliothekwesens*. Taucha-Leipzig: Thallwitz, 1886.
- Knappenberger, Silke. „Reclam und die Arbeiterbildung im Kaiserreich und Weimarer Republik.” *Reclam, 125 Jahre Universal-Bibliothek: 1867-1992; Verlags und kulturgeschichtliche Aufsätze*. Dietrich Bode ed. Stuttgart, Reclam, 1992. 82-118.
- Lange, Victor. „Das Interesse am Leser.” *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung*. Eds. Walter Müller-Seidel et al. München: W.Fink, 1972. 31-46.
- Langenbucher, Wolfgang R. „Die Demokratisierung des Lesens in der zweiten Leserrevolution. Dokumentation und Analyse.” *Lesen und Leben. Eine Publikation des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels in Frankfurt am Main zum 50. Jahrestag der Gründung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler am 30. April 1825 in Leipzig*. Eds. Herbert G. Göpfert, Ruth Meyer, Ludwig Muth and Walter Rüegg. Frankfurt (M): Buchhändler-Vereinigung, 1975. 12-35.
- _____. „Das Publikum im literarischen Leben des 19. Jahrhunderts.” *Der Leser als Teil des literarischen Lebens. Eine Vortragsreihe mit Marion Beaujean, Hans Norbert Fügen, Wolfgang R. Langenbucher, Wolfgang Strauß*. Ed. Forschungsstelle für Buchwissenschaft an der Universitätsbibliothek Bonn. Kleine Schriften. Bonn: Bouvier-Grundmann, 1972. 52-84.
- Langewische, Dieter. „Politikstile im Kaiserreich. Zum Wandel von Politik und Öffentlichkeit im Zeitalter des ‚politischen Massenmarktes‘.” *Regierung, Parlament und Öffentlichkeit im Zeitalter Bismarcks. Politikstile im Wandel*. Ed. Lothar Gall. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh, 2003. 1-22.
- Langewische, Dieter and Schönhoven, Klaus. „Arbeiterbibliotheken und Arbeiterlektüre im Wilhelminischen Deutschland.” *Archiv für Sozialgeschichte* 16 (1976): 135-204.

- Langfeldt, Johannes, ed. *Handbuch des Büchereiwesens*. Wiesbaden: Harrasowitz 1965-76.
- Martino, Alberto. „Die deutsche Leihbibliothek und ihr Publikum.” *Literatur in der sozialen Bewegung. Aufsätze und Forschungsberichte zum 19. Jahrhundert*. Ed. Alberto Martino. Tübingen: Niemeyer, 1977. 1-26.
- _____. Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914). Mit einem zusammen mit Georg Jäger erstellten Verzeichnis der erhaltenen *Leihbibliothekskataloge*. Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen. Vol. 29. Wiesbaden: Harassowitz, 1990.
- Marx, Karl. „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie,” *Karl Marx, Friedrich Engels, Werke*. Berlin: Karl Dietz, 1976. 378-391.
- Mayreder, Rosa. *Zur Kritik der Weiblichkeit, Essays*. Jena: Diedrichs, 1905.
- Max, Frank R. *Der Reclam Verlag. Eine kurze Chronik*. Stuttgart: Reclam, 2012.
- McCarthy, John A. *Crossing boundaries : a theory and history of essay writing in German, 1680-1815*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1989.
- _____. „Die republikanische Freiheit des Lesers. Zum Lesepublikum von Schillers »Der Verbrecher aus verlorener Ehre«,” *Wirkendes Wort* 29.1 (1979): 23-43.
- _____. „Lektüre und Lesertypologie im 18. Jahrhundert (1730-1770). Ein Beitrag zur Lesergeschichte am Beispiel Wolfenbüttels.” *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 8 (1983): 35-82.
- _____. „Rewriting the Role of the Writer: On the 18th Century as the Age of the Author.” *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 5 (1995): 13-37.
- _____. „The Art of Reading and the Goals of the German Enlightenment.” *Lessing Yearbook* 16 (1984): 79-94.
- _____. „The Dialectics of Reading: An 18th-Century View of Education and Enlightenment,” *Informationen zur Erziehungs- und Bildungshistorischen Forschung* 24.2 (1984): 139-159.

- _____, „The Poet as Journalist and Essayist Ch. M. Wieland.” *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 13.1 (1981): 74-137.
- Meyer, Michael A., et al., eds. *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. 3 vols. München: Beck, 1996-2000.
- Mikota, Jana. „Tailoring the Reader for Higher Girls’ Schools.” *Publishing culture and the „reading nation”*: German book history in the long nineteenth century. Ed. Lynne Tatlock. New York: Camden House, 2010. 179-212.
- Negt, Oskar and Alexander Kluge. *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*. Frankfurt (M): Suhrkamp, 1972.
- Neuschäfer, Hans Jörg. *Populärromane im 19. Jahrhundert von Dumas bis Zola*. Uni-Taschenbücher 524. München: Fink, 1976.
- Nussbaum, Martha Craven. *Poetic Justice: The Literary Imagination and Public Life*. Boston, Mass.: Beacon Press, 1995.
- Parr, Rolf, and Wulf Wülfling. „Literarische und schulische Praxis (1854-1890).” *Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848-1890*. Eds. Edward McInnes and Gerhard Plumpe. München, Wien: Hanser 1996. 176-210.
- Pfannkuche, A[ugust] H. Th. *Was liest der deutsche Arbeiter? Auf Grund einer Enquete beantwortet*. Tübingen, Leipzig: Mohr 1900.
- Prutz, Robert. *Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848-1856*. Vol. 2. Leipzig: Voigt und Günther, 1859.
- Rahden, Till van „Jews and the Ambivalences of Civil Society in Germany, 1800-1933: Assessment and Reassessment.” *The Journal of Modern History* 77 (2005): 1024-1047
- Rarisch, Iseldore. *Industrialisierung und Literatur. Buchproduktion, Verlagswesen, Buchhandel in Deutschland im 19. Jahrhundert in ihrem statistischen Zusammenhang*. Historische und Pädagogische Studien 6. Berlin: Colloquium-Vlg. 1976.
- Reif, Heinz. *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*. München: Oldenbourg, 1999.

- ____ „Das Tiergartenviertel. Geselligkeit und Gesellschaft in Berlins ‚Neuem Westen‘ um 1900.“ Berlins 19. Jahrhundert. Ein Metropolen-Kompendium. Eds. Roland Berbig et al. Berlin: Akademie Verlag, 2011. 259-284.
- Requate, Jörg. „Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse.“ *Geschichte und Gesellschaft* 25/1 (1999) 5-32.
- Rodenberg, Julius. „Die Nicolaische Buchhandlung.“ *Hauptverzeichnis von Fritz Borstells Lesezirkel*. Berlin 1907. V-XXV.
- ____ „Die Literatur und das Publicum.“ *Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft* 1 (1874): 26-40.
- Schenda, Rudolf. *Die Lesestoffe der Kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert*. Beck'sche Schwarze Reihe 146. München: Beck, 1976.
- ____ *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910*. München: DTV, 1977 (1970).
- Schiewe, Jürgen. *Öffentlichkeit: Entstehung und Wandel in Deutschland*. Paderborn: Schöningh, 2004.
- Schillemeit, Jost. „Judentum und Gesellschaft als Thema Fontanes,“ *Jahrbuch 1988 der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft*. Göttingen: Glotze, 1988. 29-44.
- Schneider, Jost. *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2004.
- Schön, Erich. „Die Geschichte des Lesens“. *Handbuch Lesen*. Eds. Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler und Erich Schön. München: K.G. Saur, 1999. 1-85.
- Schultze, Ernst. *Freie Öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesehallen*. Stettin: Dannenberg, 1900.
- Sösemann, Bernd. „Die Presse ist der ‚Dampfwagen der Gedanken‘. Verleger und Journalisten im Wandel von Öffentlichkeit und Politik in der Ära Bismarck.“ *Regierung, Parlament*

- und Öffentlichkeit im Zeitalter Bismarcks. Politikstile im Wandel.* Ed. Lothar Gall Padeborn, München: Schöningh, 2003. 43-89.
- Steinberg, Hans-Josef. „Worker’s Libraries in Germany before 1914.” *History Workshop* 1 (1976): 166-80.
- Stöber, Rudolf. *Deutsche Pressegeschichte. Einführung, Systematik, Glossar.* Konstanz: UVK Medien, 2000.
- Tatlock, Lynne, ed. *Publishing culture and the „reading nation”: German book history in the long nineteenth century.* Rochester, N.Y.: Camden House, 2010.
- ____ „The Afterlife of Nineteenth-Century Popular Fiction and the German Imaginary: The Illustrated Collected Novels of E.Marlitt, W. Heimbürg and E.Werner.” *Publishing Culture and the “Reading Nation”: German Book History in the Long Nineteenth Century.* Ed. Lynne Tatlock . New York: Camden House, 2010. 118-152.
- Wehler, Hans Ulrich. *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Von der «Deutschen Doppelrevolution» bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges: 1849-1914. Vol.3.* (München:C.H.Beck, 1995)
- Weigel, Sigrid. „Literarische Gegenöffentlichkeit in der März Revolution.” *Zwischen Restauration und Revolution 1815-1848.* Eds. Gert Sautermeister and Ulrich Schmid. München: C. Hanser, 1998. 94-115.
- Wittman, Reinhard. *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750-1880.* Tübingen: Niemeyer, 1982.
- ____ „Literarisches Leben 1848-1880.” *Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848-1880. Mit einer Einführung in den Problemkreis und einer Quellenbibliographie.* Eds. Max Bucher et al. 2 vols. Stuttgart: Metzler, 1975-76. vol.1, 163-257.

III. Rezeptionstheorie

- Grimm, Gunter. „Einführung in die Rezeptionsforschung.” *Literatur und Leser. Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke.* Ed. Gunter Grimm. Stuttgart: Reclam, 1975.

- ____ *Rezeptionsgeschichte. Grundlegung einer Theorie. Mit Analysen und Bibliographie.* München: W. Fink, 1977.
- Freund, Elisabeth. *The Return of the Reader: Reader Response Criticism.* London: Methuen, 1987.
- Iser, Wolfgang. *Der implizite Leser; Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett.* München: W. Fink, 1972.
- ____ *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung.* München, W. Fink, 1976.
- Jauß, Hans Robert. *Literaturgeschichte als Provokation.* Frankfurt (M): Suhrkamp, 1970.
- ____ „Der Leser als Instanz einer neuen Geschichte der Literatur.“ *Poetica* 7.3-4. (1975): 325-344.
- Köppe, Tilmann and Simone Winko. *Neuere Literaturtheorien.* Stuttgart: Metzler, 2013.
- Lange, Victor. „Das Interesse am Leser.“ *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972.* München: W.Fink, 1974. 31-46.
- Link, Hannelore. *Rezeptionsforschung. Eine Einführung in Methoden und Probleme.* Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer, 1980.
- Richardson, Brian. „The other reader’s response: On multiple, divided, and oppositional audiences.“ *Criticism* 39.1 (1997): 31-53.
- Stanzel, Franz. *Theorie des Erzählens.* Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1995 (1979).
- Steinmetz, Horst. „Der vergessene Leser. Provokatorische Bemerkungen zum Realismusproblem.“ *Dichter und Leser. Studien zur Literatur.* Ed. Ferdinand van Ingen. Groningen, Wolters-Noordhoff, 1972. 113-133.
- Schmied, Wolf. „Textadressat.“ *Handbuch Literaturwissenschaft.* 3 vls. Ed. Thomas Anz. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2007, vol.1, 171-181.

Strasen, Sven. *Rezeptionstheorien. Literatur-, sprach- und kulturwissenschaftliche Ansätze und kulturelle Modelle*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 2008.

Warning, Rainer. *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. München: W.Fink, 1979

Wilson, Daniel W. „Readers in Texts.” *PMLA* 96.5 (1981): 848-863

Wolff, Erwin. „Der intendierte Leser.” *Poetica* 4.2 (1971): 141-166.